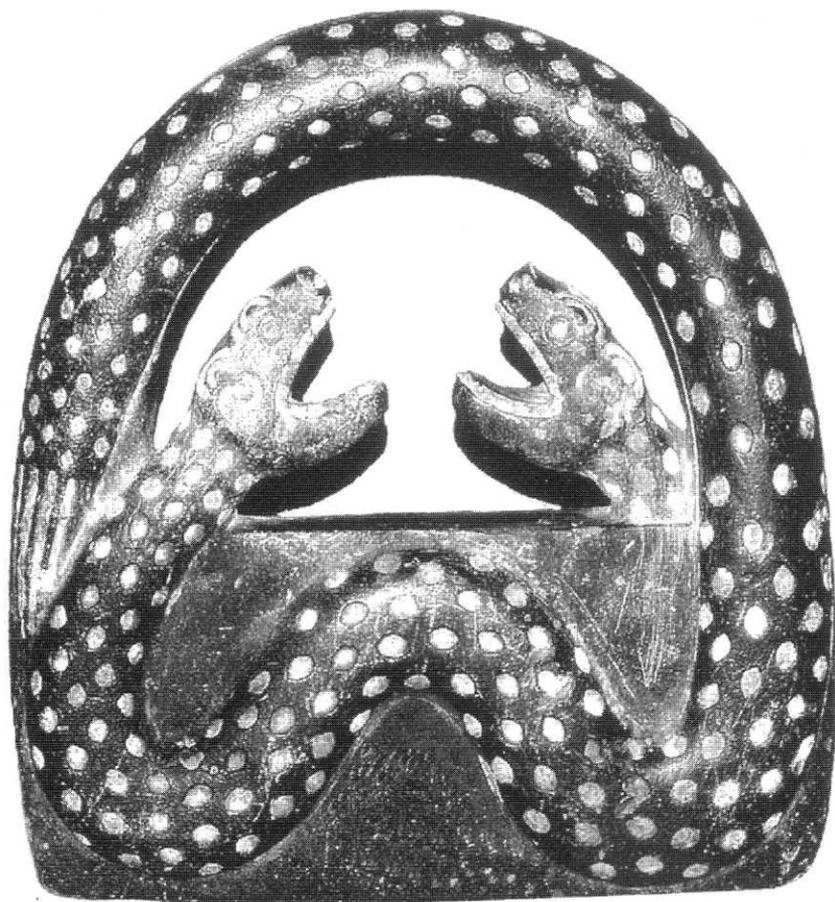


Zeiten sprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

3/2007



Jahrg. 19, Heft 3, Dezember 2007



ISSN 0947-7233

Titelbild: „Handtasche‘ aus Chlorit mit zwei Schlangen, Taschkent, Museum der Geschichte Usbekistan“ [Koch, Abb. 39]. Zum Artikel von Prof. Dr. Wilhelm Kaltenstadler, 550-557, speziell S. 552.

Impressum:

Zeitensprünge *Interdisziplinäres Bulletin*

(*vormals ‚Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart‘*)

Mantis Verlag Dr. Heribert Illig
D-82166 Gräfelfing, Lenbachstraße 2a

Tel. 089 / 87 88 06
Fax: / 87 139 139
mantisillig@gmx.de

ISSN 0947-7233

Edition und Redaktion: Dr. phil. Heribert Illig

Contributing Editor: Prof. Dr. phil. Dr. rer. pol. Gunnar Heinsohn

Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung
28344 Bremen, Universität FB 11, Postfach 330440

Tel. 0421/2183154 Fax: 0421/2182089

gheins@uni-bremen.de

Verlags-Homepage

www.mantis-verlag.de

Stichwortverzeichnis und mehr:

www.chrono-rekonstruktion.de

eingrichtet von Andreas Otte. Anmeldung über
andreas.otte@chrono-rekonstruktion.de

Im steten Ausbau

www.fantomzeit.de

dort auch das **Aufsatzregister** der *Zeitensprünge*

Druckerei: Difo-Druck GmbH, 96052 Bamberg, Laubanger 15

Bezugsbedingungen:

Nach Einzahlung von 38,- € auf das Verlagskonto (außerhalb Deutschlands bitte 40,- € bar senden oder 44,- € überweisen) werden bei Erscheinen die drei Hefte des Jahresabonnements 2008 verschickt.

Alle früheren Hefte können einzeln nachgeliefert werden (€-Preise je nach Umfang zwischen 5,- und 12,-). **Jahrgänge:** 1989 = 17,50 €; 1990-1991 je 20,-; 1992-1994 je 22,50,-; 1995 = 27,50; 1996 = 30,-; 1997-1998 je 32,50; 1999-2006 je 35,-, 2007 38,-. Inlandspporto im Preis enthalten.

Copyright ©: Mantis Verlag Dr. Heribert Illig

Für unverlangte Manuskripte und Fotos keine Haftung

Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Dr. Heribert Illig

Namentlich gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Konto: 137238-809 Heribert Illig Verlag (zwingende Kontobezeichnung),
Postbank München (BLZ 700 100 80)

EU-Überweisungen: IBAN: DE21700100800137238809 BIC: PBNKDEFF

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin
(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jg. 19, Heft 3
Dezember 2007

Editorial

Es ist gelungen, meinen seit Jahrzehnten dräuenden **Jubelgeburtstag** durch stetes Umstoßen aller Pläne als wunderschönes Erlebnis zu gestalten. Da gab es erst die Einladung für alle Zeitenspringer nach Istrien, doch sie wurde im Heft 1/2007 aus logistischen Gründen gleich wieder zurückgenommen. Nun formte sich der Gedanke an ein intimes Candlelight-Dinner. Doch mittlerweile hatte Gunnar Heinsohn bereits unsere einzigen beiden englisch schreibenden Zeitenspringer, Clark Whelton und Milton Zysman, für eine Woche nach Istrien eingeladen. Also eine Feier zu fünft? Da wollte denn doch der Proporz gewahrt sein, und so kamen von Montag bis Freitag immer weitere Gäste, mit denen ausführlich geredet und fröhlich getafelt werden konnte.

Mit Anbruch des 7. 9. wurde der greise Jubilar dann von einer **Festschrift** überrascht, die sämtliche 34 Verschworene, vorrangig Andreas Otte als Initiator und Herausgeber, eisern geheimgehalten hatten. Selbst sein Kommen hatte man mir verschwiegen. Und so nahm ich überwältigt und gerührt diese Bekundung von so viel Zuneigung entgegen Nicht genug damit brachte meine liebe Beba eine eigene **Festschrift** samt Dias zum Vortrag. Wem widerfährt solches? Dazu gab es weitere, mit viel Liebe gestaltete Präsente und Glückwünsche, so dass ich mich mählich mit dem siebten Lebensjahrzehnt versöhne. Aus all den Zuschriften wähle ich ein Akrostichon und die ganz persönlichen Glückwünsche durch einen noch ehrwürdigeren Co-Autor:

Lieber H., post festum, womit ich aber keineswegs auf post mortem alludieren will, gratuliere ich Dir herzlich und wünsche mir dabei, dass Du Jahrhunderteleugner bei dieser Petitesse von 60 Jahren, die Dir irgendwie zugewachsen zu sein scheint, langsam zu der Einsicht kommen mögest, wie vielen Menschen Du es leichtfertig benommen hast, überhaupt einen Geburtstag feiern zu dürfen. Und so einer gönnt sich selbst behagliche 60 und möchte wahrscheinlich die Hälfte davon nie erlebt haben, weil er die übrigen 30 doppelt genossen hat! Mögen es nochmals so viele werden, damit Du Zeit zur Reue hast, Du Jahrsabschneider!

Dein Co-Autor [Peter Kapitza alias Sammy Hawkens Halbe]

Zum 60. Geburtstag

Heraus denn, Karl, aus allen Zeiten,
Es ist genug. Mann kann's bestreiten.
Recht leer wird nun das Mittelalter,
Itz geht der große Reichsentfalter.
Betrübt sind nur die Komputisten,
Es sind's, die alles besser wüsten.
Regt Euch nicht auf, ihr guten Leute;
Trotzdem, wir wollen feiern heute!

Ich denk' an viele alte Namen:
Lebt Hrotsvith noch, die Zier der Damen?
Lyder, Perser und Kassiten,
Inder, selbst Sumerer bieten
Grüße denn dem Zeitenspringer.

Zwischen Sothis, Herodot,
Ur III kommt ins rechte Lot
Mythen werden dechiffriert,

Gelehrte sind ganz echauffiert,
Eisenzeit wird neu bestimmt,
Babylon kein Ende nimmt.
Unter neuen Chronologen
Rückt die Zeit, die jäh verbogen,
Tüchtig an das Heute ran;
Sicher wird noch mehr getan.
Trauen wir dem neuen Stil!
Aachen ohne Karl wird leben
Grüße, Dank und Wünsche viel!

Jürgen von Strauwitz

Der Cartoonist Ernst Maria Lang ließ angesichts des lange umjubelten Geburtstages unseres bayerischen Landesvaters Franz Josef in einer Karikatur seinen „immerwährenden Geburtstag“ ausrufen. Ganz so weit möchte ich es dann doch nicht treiben. Ich bedanke mich von ganzem Herzen bei allen Gratulanten für ihre Glückwünsche, Präsente und selbst Wandergutscheine. Von weiteren Festschriften bitte ich aber jetzt Abstand zu nehmen, hatte ich doch zu allem Überflus bereits Heft 2/2007 zur nun dritten Festschrift erklärt – nicht im Entferntesten ahnend, dass es auch richtige geben würde.

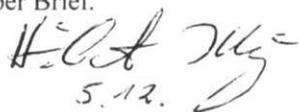
Jahrgang 2008

Es naht der 20. Jahrgang der *Zeitensprünge*. Wie jedes Jahr gilt: Mit Zahlung des Abo-Preises wird das Abonnement für ein Jahr abgeschlossen: Es bleibt im **Inland** bei **38,- €**, im **Ausland** bei **40,- €**, sofern der Interessent Geldscheine in ein Kuvert steckt. Bei Überweisungen gilt der kostendeckende Preis von **44,- €**. Der neue Jahrgang wird aus Porto-Gründen die 800-Seiten-Grenze nicht mehr erreichen.

Jahrestreffen 2008

Nachdem mein Geburtstag dann doch ein außerordentliches *Zeitensprünge*-Treffen geworden ist, liebäugelt der Veranstalter als Termin mit dem 3./4. Oktober. Es ist also noch Zeit für die Einladung per Brief.

Mit allen guten Wünschen für das Neue Jahr



5.12.

Elam

Gunnar Heinsohn

I. Elam als Pars-pro-toto-Bezeichnung der Nachbarn für den gesamten Iran

Ilam ist eine von 30 Provinzen des heutigen Iran mit der Hauptstadt gleichen Namens. Die Provinz liegt im Südwesten des Landes und grenzt direkt an Mesopotamien bzw. den heutigen Irak. Sie umfasst 19.086 km² und knapp 600.000 Einwohner, unter denen Kurden die Mehrheit stellen. Im Süden grenzt Ilam an Chuzestan. An der Grenze zwischen den beiden modernen Provinzen – im nördlichen Chuzestan – liegt mit Susa die historisch und stragigraphisch wichtigste Stadt Alt-Irans. Immer ist sie Hauptstadt der Territorien, die moderne Iranisten als elamische Reiche oder Perioden bezeichnen.

Zusammen mit Chuzestan steht Ilam für seine Nachbarn im Westen (Mesopotamien) seit dem Altertum pars pro toto für den Iran. Das gilt unabhängig davon, ob er unter medischer oder achämenidischer Herrschaft geeint ist, der Fremdherrschaft untersteht („Alt-Akkader“) oder in konkurrierende Territorien zerfällt:

„Die biblische Namensform Elam [1. Mose 10: 22] geht auf den assyrisch-babylonischen Namen Elamtu zurück, der volksetymologisch auf das Hochland, auf den gebirgigen Teil des östlichen und nordöstlichen Babyloniens hinweist. Diese Identifikation von Elamtu mit ‚Gebirge‘ hat auch schon in den ältesten sumerischen [= chaldäischen; GH] Zeiten stattgefunden, wo man vom Lande NIM, dem staunenerregenden Gebirge, sprach. Schreibt man früher nur Nim, so später vorwiegend Nim-ma. Es ist oft nicht zu entscheiden, ob unter Nim oder Nimma oder Elamtu ein politischer Begriff zu verstehen ist, oder nur ‚Hochland‘ schlechthin“ [König 1938, 324].

Die Griechen nennen das Gebiet zur Zeit seiner parthischen Beherrschung (ab -150) Elymais. Bis ins -5. Jh. der Achämeniden wird innerhalb der Persis das keilschriftliche Elamisch zur Verwaltungssprache und steht als solche neben dem keilschriftlichen Assyro-Akkadisch, von dem es die Keilzeichen übernimmt. Das unter Darius I. (521–485) geschaffene keilschriftliche Persisch kommt nur bei monumentalen Inschriften zum Einsatz (wie Behistun, Naqsh-e Rostam, Persepolis, Susa etc.). Gegen -450 löst dann das alphabetische Aramäisch die elamische Keilschrift als Verwaltungssprache ab [Koch 1977, 12].

Angeblich wird hier zum zweiten Mal das alphabetische Aramäisch als Leitschrift eines orientalischen Großreiches eingeführt. Lange vor -450 (nämlich gegen -850) hätten die „Neo“-Assyrer diesen Schritt schon einmal

gemacht und dabei den Abschied vom keilschriftlichen Assyro-Akkadisch geprobt. Dann habe diese Keilschrift allerdings eine stürmische Renaissance erlebt, der sich anfänglich nicht einmal die Achämeniden entziehen konnten, bis sie eine zweite – aramäisch-alphabetische – Revolution herbeigeführt und dann auch durchgehalten hätten. Der Nachweis, dass es sich bei den so genannten Neoassyryern, die stratigraphisch direkt unter dem Hellenismus liegen, um Assyrer der Achämenidenzeit handelt, die dem Hellenismus chronologisch direkt vorhergeht, zeigt die schlichte Identität beider Vorgänge und löst so das Mysterium auf [Heinsohn 1992].

II. Chronologische Verwirrungen Elams

Iranische Muster-Stratigraphien

Tepe Yahya / Südost-Iran **Susa / „Hauptstadt“ Elams (Südwest-Iran; Ville Royale 1-18)** [Voigt et al. 1992; Potts 2004] [Voigt et al. 1992]

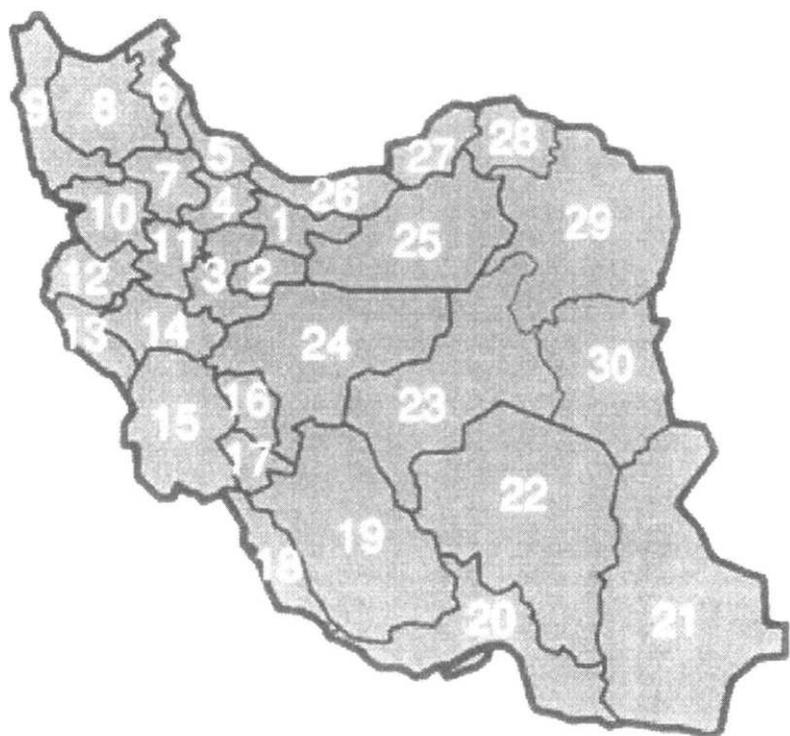
II	(-275)	1	Seleukiden	(nach -300)
III	(-500)	2	Früh-Achämeniden	(-6. Jh.)

Rätselhafter Hiatus in beiden Stratigraphien

IVA	(-1900)	4-3	Susa VB = Spät UR III letzte elamische Schicht	(-1900)
IVB1	(-2300)	6-5	Susa VA Kutik-Inschuschinak	(-2200)
IVB4-IVB2	(-2400)	8-7	Susa IVB = Alt-Akkader	(-2400)
IVB5	(-2500)	12-9	Susa IVA = Frühdynastisch III ab hier elamisch	(-2700)
IVB6	(-2700)	15-13	Susa IIIC = Frühdynastisch II	(-2800)
IVC	(-3100)	18-16	Susa IIIB	(-3050)
VA	(-3900)		Susa IIIA	(-3200)
VB	(-4300)		Susa II	(-3600)
VC	(-4350)		Susa A = Susa I	(-4000)
VI	(-5100)			
VII	(-5400)			
VIID-VIIA	(-5300)			

Am schwersten trägt die moderne Iranistik daran, dass die von Mesopotamien her datierten Stufen elamischer Geschichte nur partiell mit den ergrabenen Schichten von Susa synchronisiert werden können. Dessen Stratigraphie wird hier neben diejenige Tepe Yahyas gestellt. Das liegt zwar außerhalb des engeren Elam-Gebietes, gilt momentan aber als Messlatte für Querverbindungen zwischen unterschiedlichen Ausgrabungsstätten Irans.

Nun ist den Gelehrten nicht bewusst, wie die für sie so ‘unpassenden’ mesopotamischen Daten zustande kommen. Man vertraut ihnen blind und



Heutiger Iran mit seinen 30 Provinzen, darunter Ilam:

- | | | | |
|-----------|------------------|----|---------------------------|
| 1 | Tehran | 16 | Chaharmahal u. Bakhtiari |
| 2 | Qom | 17 | Kohgiluyeh u. Boyer-Ahmad |
| 3 | Markazi | 18 | Busher |
| 4 | Qazvin | 19 | Fars |
| 5 | Gilan | 20 | Hormozgan |
| 6 | Ardabil | 21 | Sistan u. Baluchestan |
| 7 | Zanjan | 22 | Kerman |
| 8 | Ost Azarbaijan | 23 | Yazd |
| 9 | West Azarbaijan | 24 | Isfahan |
| 10 | Kurdistan | 25 | Semnan |
| 11 | Hamadan | 26 | Mazandaran |
| 12 | Kermanshah | 27 | Golestan |
| 13 | Ilam | 28 | Nord Khorasan |
| 14 | Lorestan | 29 | Razavi Khorasan |
| 15 | Khuzestan | 30 | Süd Khorasan |

[Wikipedia].

lernt sie brav auswendig. Die nachstehende chronologische Übersicht benennt deshalb nicht allein die Daten herrschender Lehre, sondern auch die wissenschaftsfremden Hintergründe für ihre Setzung.

Stratigraphie von Susa und aktuelles Chronologieggerüst für Elam [nach Vallat 2007], **der Alt-Elamer nicht -2700, sondern erst -2400 ansetzt**
(VR = Ville Royale-Schicht)

- 300 wird Susa das von Alexander eroberte hellenistische *Seleukia am Eulaios* mit ergrabenen Wohngebieten bis zu Partherzeit (VR1)
- 330 Vielfältige griechische Quellen zur Achämenidenherrschaft
- 485 aber **keine Schichten** in Satrapien-Hauptstadt Susa
- 485 Darius-Palast mit reichen Funden und Texten
- 521 in Susa, allerdings außerhalb von VR2
- 521 VR2 Susa – neben Pasargadai und Persepolis – eine der drei Hauptstädte der Achämeniden
- 539 **Keine Schichten** im Susa der Mederherrschaft,
- 646 **keine Quellen** in Susa, aber griechische zu Medern
- 646 Spätassyrische Quellen mit Daten des Bibelfundamentalismus für Israel und Juda
- 770 **Keine Schichten** in Susa: *Spät-Elamer*
- 770 **Keine Schichten** in Susa,
- 1100 **keine Quellen**
- 1100 **Keine Schichten** in Susa.
- 1400 Quellen mit ägyptologischer Sothisdatierung (Kassiten/Mitanni, Mittelassyrier): *Mittel-Elamer*
- 1400 **Keine Schichten** in Susa,
- 1750 **Quellen unsicher**
- 1750 **Keine Schichten** in Susa,
- 1970 Altbabylonische Quellen (Hammurabi etc.) mit Daten des Abraham-Bibelfundamentalismus
- 1970 Schichten und Texte in Susa (VR12-3),
- 2400 reichhaltige mesopotamische Quellen (Abrahamdaten).

Elams chronologische Lücken und ihre fehlende Passung mit der Stratigraphie Susas lassen der Iranistik keine Ruhe. Mittlerweile wird auch deshalb angenommen, dass nicht Susa Elams Hauptstadt sei, sondern dass es sich bei all den elamischen „Königen von Susa und Anshan“ (so ihr Titel) um Herrscher über unterschiedliche geographische Einheiten handle. Dabei soll das

Gebiet und die Stadt mit Namen Anshan für Elam stehen [Vallat 1980], während Susa irgendwie für sich selber sei. Löst das die chronologischen Probleme?

Anshan wird mit guten Gründen im Tepe Malyan (Tal-e-Maliyan) verortet. Seit 1961 wird dort undokumentiert und seit 1971 systematisch gegraben. 130 Hektar innerhalb der Befestigungen zeugen von beachtlicher Größe. Überdies sind Texte der als Elamisch bezeichneten Sprache gefunden worden [etwa Stolper 1984]. Aber all das ändert nichts daran, dass auch Anshan von 2800–500 bestürzende Lücken von etwa 1.500 Jahren aufweist, also von 2.300 Jahren nur 800 vorweisen kann. Auch für die 450 Jahre von 500–50 liegt keineswegs eine eigene Schicht vor. Vielmehr hat man bei der Oberflächensuche für die Achämeniden sieben Scherben und für die Parther zwei Münzen gefunden [Carter 1996; Sumner 2005]. Realiter fehlen also für 1.950 von insgesamt 2.750 Jahren die Schichten. Was historisch von -2800 bis -50 dauern soll, reicht stratigraphisch nur von 850–50.

Stratigraphie von Anshan/Tal-e-Malyan in konventioneller Datierung

[Sumner 1988; 2003; 2005]

-50	Parther (2 Münzen)
-500	Achämeniden (7 Scherben)
-500	Lücke
-1100/1000	
-1100/1000	Mittel-Elamisch
-1300	mit Schichten
-1300	Lücke
-1700/1600	
-1700/1600	Kaftari-Zeit
-2200	mit Schichten
-2200	Lücke
-2800	
-2800	Banesh-Zeit
-3400	mit Schichten

Besonders verstörend wirkt die archäologische Leere von Susa und Anshan zwischen -750 und -600. In diesen Zeitraum fallen die ausführlichsten Zerstörungsberichte aus „spätassyrischer“ Hand. Sie wirken jetzt wie reine Lügengebäude. So berichtet Assurbanipal (konv. 668–626) über seine Verwüstung Susas im Jahre „646“:

„Susa, die große, heilige Stadt, Platz ihrer Götter, Sitz ihrer Mysterien, eroberte ich. Ich drang in ihre Paläste ein. Ich erbrach ihre Schatzkam-

mern, in denen Silber und Gold, Güter und Reichtum angesammelt waren.
 / Ich zerstörte die Zikkurat von Susa. Ich zerschmetterte ihre glänzenden
 Kupferhörner. Ich reduzierte die Tempel Elams zu Nichts. Ihre Götter und
 Göttinnen streute ich in den Wind. Die Gräber ihrer früheren und ihrer
 jüngst verstorbenen Könige verwüstete ich und öffnete sie der Sonne. Ihre
 Gebeine brachte ich in das Land Assur. Ich verwüstete die Provinzen
 Elams und säte Salz auf sein Land“ [Luckenbill 1926].

Wenn Assurbanipal jedoch in seiner direkt vorhellenistischen stratigraphischen Lage der Perserkönig Artaxerxes II. (436–358) und/oder Artaxerxes III. (358–338) in assyrischem Gewande ist [Heinsohn 2000, 91-99], dann fällt sein Angriff in Susas Zeit als Hauptstadt einer Satrapie und dient der Niederschlagung des mächtigen Satrapenaufstands, der konv. auf 366–358 datiert wird. Artaxerxes II., den die Griechen *Mnemon*, also den Erinnerer nennen, ähnelt Assurbanipal gerade in der Bildungsbeflissenheit, die ihn nicht nur zum Studenten alter Sprachen, sondern auch zum Erbauer der großen Bibliothek in Ninive macht.

III. Auflösung der chronologischen Verwirrungen zu Elam

Die aktuell für Elam – ganz unabhängig von stratigraphischer Schichtenmenge und Fundtiefe – behaupteten Dynastien ergeben folgende Abfolge:

Dynastien von Elam [nach Vallat 2007]

Seleukiden (ab -331)

Achämeniden (539–331)

L Ü C K E

Spät-Elamer mit Synchronismen bei

Urtak (*Urtagu*; 675–64?)

Humban-haltash II. (*Umman- haldasi* II; 681–75) Esarhaddon (680–669)

Humban-haltash I. (*Umman- haldasi* I; 689–81) Sennacherib (688–681)

Spät-Elamer (770–646)

L Ü C K E

Schutrukiden-Dynastie (1210–1100) mit Babylon-Eroberer Schutruk-

Nahhunte (–1160)

Igihalkiden-Dynastie (1400–1210)

L Ü C K E

Epartiden-Könige (1970–1750 [bis -1500 vage])

Simaschkian-Könige (2100–1970)

Awan-Könige (2400–2100) mit Weltenherrscher Kutik-Inschuschinak (-2120)

Der letzte Awan-König Kutik-Inschuschinak (-2120), der gegen Guten und Alt-Akkader kämpft und am Ende siegt, ist mit dem Meder Kyaxares (-620)

identifiziert worden, der mit Großreichsassyren und Skythen zu kämpfen hat und am Ende beide besiegt [Heinsohn 2006; 2007, 34-43]. An ihn fällt Susas Ville Royale-Schicht 6, die vom bibelfundamentalistischen -22./21. Jh. auf das griechische -7./6. Jh. zurück genommen wird. Die unter den Medern stehenden einheimischen Elamer und sonstige nichtmedische Iraner sind die bisher über Amarna sothisdatierten Ighalkiden sowie die nach den Ur III-„Sumerern“ bibelfundamentalistisch datierten, in Wirklichkeit aber chaldäisch-mederzeitlich lebenden Simaschkian-Könige.

Für eine unabhängige Elamer-Zeit bleiben dann lediglich die vor Akkad-Sargon gehörenden Awankönige (davon lediglich fünf aus eigenen und/oder mesopotamischen Quellen unstrittig), die Vallat [2007] von 2400–2330 datiert, also an die bibelfundamentalistische Abrahamchronologie für Sargon und Rimusch bindet, zu denen Susas Ville Royale-Schichten 8 und 7 gehören. Zu den vor-akkadischen Awan-Königen Elams gehören Susas Ville Royale-Schichten 12, 11, 10 und 9, wobei 12 im -9. Jh. nach griechischer Chronologie beginnt.

Unabhängige elamische Awan-Könige vor Kutik

KUTIK-Inschuschinak

Hita (-2130 = spätes -7. Jh.)

Hielu?

Hischep-Ratep > Akkad-Rimusch (2278–2270)

Luhhischan > Akkad-Sargon (2334–2279)

Kikku-Sime-Temti

Napil-Husch

Schuschun-Tarana

Hischur

Ukkutahisch

Tari?

Pieli? (-2400 = -9. Jh.)

Susas Ville Royale-Schichten 5, 4, 3 und 2 gehören nach der hier versuchten Rekonstruktion in die Achämenidenzeit (6.–4. Jh.). Sie liefern zum einen den materiellen Hintergrund für jene Elam- bzw. Iran-„Dynastien“, die aus Sicht von Babyloniern der Perserzeit beschrieben werden (Epartiden bei den abraham-datierten „Alt-Babyloniern“ der Hammurabi-Martu). Sie liefern zugleich den materiellen Befund jener Elam- bzw. Iran-„Dynastien“, die aus Sicht von Assyren der Perserzeit beschrieben werden (Schutrukiden bei den post-Amarna sothisdatierten „Mittel“-Assyren und Spät-Elamer bei den bibelfundamentalistisch Israel-Juda-datierten „Spät“-Assyren). Der Babylon-Eroberer Schutruk-Nahhunte ist dann entweder achämenidenloyaler Satrap, der mit Hilfe, eine Rebellion der Satrapie Babylonien niederzuschlagen, oder ein

Achämenidenkönig unter elamischem Namen bei dieser blutigen Arbeit. Wieder wäre an Artaxerxes „II.“ zu denken, der nach der Disziplinierung Susas dort Hilfe gewinnt gegen seinen Bruder Kyros d. J., der konv. -401 in Babylonien (Kunaxa) geschlagen wird.

Daraus ergibt sich die nachstehende Synchronisierung von Susa Ville Royale-Schichten 12 bis 2 mit den elamischen „Dynastien“.

Susa Ville Royale Dynastien

2 (-4. Jh.)	Achämenidenherrschaft
3	(Spät-Elamer
4	Schutrukiden
5 (-6. Jh.)	Epartiden)
6 (-7./6. Jh.)	Mederherrschaft (Ighalkiden, Schimaschkian)
7 (-7. Jh.)	Großassyrer-Herrschaft über Awan-Könige
8 (spätes -8. Jh.)	von Luhhischan bis Hita
9 (spätes -8. Jh.)	Unabhängiges Elam
10	mit Awankönigen
11	bis Kikku-Sime-Temti
12 (-9. Jh.)	ab Pieli

Literatur

- Carter, E. (1996), *Excavations at Anshan: The Middle Elamite Period*, Philadelphia
- Frayne, D.R. (1993), *The Royal Inscriptions of Mesopotamia. Early Periods. Volume 2: Sargonic and Gutian Periods (2334-2113 BC)*, Toronto et al.
- Heinsohn, G. (1992), „Ist Reichsaramäisch tatsächlich zweimal hintereinander die Verkehrssprache eines vorderasiatischen Imperiums geworden? Sargonidica X“, in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4/5) 7-15
- (2000), *Assyrierkönige gleich Perserherrscher! Die Assyrienfunde bestätigen das Achämenidenreich*, Gräffelfing (²1996)
- (2006), „Mediens Großkönig Kyaxares: ‚Phantom‘ oder fundreich belegt in Ägypten, Mesopotamien und Iran?“, in *Zeitensprünge* 18 (2) 364-394
- (²2007), *Die Sumerer gab es nicht*, Gräffelfing (¹1988)
- Heinsohn, G., Illig, H. (²2003), *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*, Gräffelfing (¹1997)
- Koch, H. (1977), *Die religiösen Verhältnisse der Dareioszeit: Untersuchungen an Hand der elamischen Persepolis-Tafelchen*, Wiesbaden
- König, F.W. (1938), „Elam“, in *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*, Band 2, Berlin et al., 324-338
- Luckenbill, D.D. (1926): *Ancient Records of Assyria and Babylonia*. 2 Bände; Chicago

- Potts, D.T. (2004), Tepe Yahya; in
www.iranica.com/articles/ot_grp5/ot_tepe_yahya_20040901.html
- Stolper, M.W. (1984), *Texts from Tall-i Malyan, I: Elamite Administrative Texts* (1972-1974), Philadelphia
- Sumner, W.M. (1988), „Malijan, Tall-E“, in *Reallexikon der Assyriologie und vorderasiatischen Archäologie*, Band 7, Berlin et al. 1987-1990, 306-320
- (2003), *Malyan Excavation Reports. Volume III. Early Urban Life in the Land of Anshan: Excavations at Tal-e Malyan in the Highlands of Iran*, Philadelphia
 - (2005), *Archaeological Excavations at Tal-e-Malyan*,
<http://home.columbus.rr.com/malyan/>
- Vallat, F. (1980), *Suse et l'Élam*, Paris
- (2007), *The History of Elam*,
www.cais-soas.com/CAIS/History/Elamite/elam_history.htm
- Voigt, M.M. et al. (1992), „The Chronology of Iran, ca. 8000-2000 B.C.“, in: Ehrich, R.W., Hg., *Chronologies in Old World Archaeology: Third edition*, Chicago · London, 122-178

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Adresse s. Impressum

Frauen und Schlangen im alten Elam

Eine Rezension von Wilhelm Kaltenstadler

Koch, Heidemarie (2007): *Frauen und Schlangen. Die geheimnisvolle Kultur der Elamer*; Mainz, 188 S. [= K.]

H. Koch baut auf dem Buch *Das Reich Elam* ihres Lehrers Walther Hinz auf, beide schufen in gemeinsamer Arbeit ein elamisches Wörterbuch. Koch schränkt den Begriff „Elam“ zeitlich und räumlich ein. Sie macht deutlich, dass das, was man rückblickend heute als Elam bezeichnet, sich auf dem Boden des heutigen Iran erst im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet hat.

Das Siedlungsgebiet der Elamer in den Zeiten höchster Expansion deckt sich weitgehend mit dem heutigen Iran. „El-am“ ist wohl semitisch und lässt sich wörtlich als „Gottesvolk“ deuten. In der elamischen Sprache hieß ihr Land „Haltamti“, das „Land des Herrn“. Sie betrachteten ihr Land als von Gott gegeben und gesegnet. Die Elamer sind also das „Volk Gottes“, welches das „Land des Herrn“, also das Land Gottes, bewohnt. Elam wurde mit dieser Bezeichnung auch in die Bibel übernommen. In Gen. 10,22 ist Elam der Sohn des Sem und damit Enkel von Noah. Die Sprache der Elamer war aber trotz des semitischen Namens nicht semitisch und ist auch „mit keiner der uns bekannten Sprachen zu verbinden.“ [K. 11]

Allein aus schriftlichen Unterlagen und archäologischen Quellen lässt sich keine lückenlose Geschichte Elams schreiben. Der Elamforscher kommt ohne die reichen und schon länger erforschten Quellen Mesopotamiens nicht aus. „Auf die mesopotamischen Nachrichten müssen wir uns vor allem dann stützen, wenn es um genauere Datierungen geht.“ Allerdings gibt es auch dort, „insbesondere für die frühe geschichtliche Zeit, das 3. und 2. Jt. vor Chr., oft noch Unklarheiten, so daß viele der in diesem Buche genannten Jahreszahlen nur als Anhaltspunkte für eine ungefähre chronologische Einordnung, nicht aber als feste Daten anzusehen sind. Erst im 1. Jt. v. Chr. sind die Daten durch viele Querbezüge besser verankert.“ [K. 13]

Koch setzt sich nicht mit Gunnar Heinsohns Thesen auseinander, wonach die Völker des -3. und 2. Jtsd. Alter Ego von jenen im -1. Jtsd. sind. Folglich bleiben Unklarheiten. Heinsohn stellt, gewissermaßen flankierend, seine chronologische Einordnung Elams in diesem Heft (ab S. 541) vor.

Die ersten Städte entstehen

Das Gebiet gilt bereits im -7. Jtsd. als bewohnt. Im -5. Jtsd. gab es im Bereich der späteren Hauptstadt Susa schon über 100 nachweisbare dörfliche Siedlungen.

gen, aus denen sich städtische Siedlungen entwickeln. Das um -4200 gegründete Susa soll früh eine Akropolis mit einer Zikkurat besessen haben; derartige Stufentürme könnten nach Koch sogar eine elamische Erfindung sein.

Erstaunlicherweise wurden hochwertige Keramikprodukte ohne Töpferscheibe hergestellt; ihr Schmuck mit Steinböcken, Vögeln und Windhunden hatte symbolischen, beinahe codierten Charakter. Es tritt auch ein abstraktes Zeichen auf, das kiden [K. 28, Abb. 10], das für eine uns unbekannte Gottheit stand. Es mag einen Bezug zum Zeichen „8“ geben, dem spätere Oktogone entsprachen. Terrakotta-Figürchen zeigen Bilder nicht-menschlicher Wesen, „die im Dienst der Götter standen, oder sie stellen gar die Götter selbst dar“. Vielleicht sollten sich „diese Wesen als Bittsteller im Auftrag ihres Besitzers der Gottheit, vor der man eine heilige Scheu empfand, nähern“ [K. 31]. Die Vermittlungsdienste von Heiligen sind also keine Erfindung der katholischen Kirche, sondern entsprechen einem menschlichen Urbedürfnis, das weit in die Anfänge menschlicher Kultur zurückreicht.

Auf Siegeln treten schlangentragende „Mischwesen mit menschlichem Körper und einem Tierkopf“ [K. 33, Abb. 14] auf, wie wir sie aus Assyrien, dem alten Ägypten und dem AT (Annunaki und Nephilim) kennen, was Koch unerwähnt lässt. Ebenso gibt es vermenschlichte Darstellungen von Tieren, z.B. Stier, Rind und Löwe (s. den „Knienden Stier“ in Abb. 35 [K. 63]).

Schriftentwicklung

Die Autorin erweckt den Eindruck, als ob die Schrift in „der zweiten Hälfte des 4. Jts. v. Chr.“ auf elamischem Gebiet erfunden worden sei; als Indiz dafür führt sie Symbolsteine an [K. 36, Abb. 16; auch K. 42]. Doch sie weiß: Die „besten und zahlreichsten Belege für die frühe Schrift stammen aus Uruk im Zweistromland“ [K. 39]. Ohne die richtige Einordnung der Sumerer wird es hier keine richtige Antwort geben. Auf jeden Fall existierte ein ausgeprägtes, schon früh entwickeltes schriftliches Rechnungswesen.

Wie standen die Sumerer zu Susa, der elamischen Hauptstadt? Dort fand man auf Stempelsiegeln das spätere Schriftzeichen für „Schlange“. Die in Susa entdeckten Zahl- und Schriftzeichen – Koch geht nicht deutlich genug auf die Frage ein, ob wie im Hebräischen Zahl- und Schriftzeichen identisch sind – sind stark schematisiert und zeigen „eine viel weiter entwickelte Fähigkeit zur Abstraktion“ als „die frühesten Täfelchen in Uruk“ [K. 41]. Sie kommt auf Grund dieser Beobachtung zu der nicht allgemein anerkannten Erkenntnis, dass die Sumerer „durch die Bewohner des iranischen Hochlandes“ mit der Schrift der Elamer bekannt wurden und evtl. auch „Erfahrungen in der Verwaltung sammeln“ konnten. Allerdings sind die frühen Tontäfelchen des elamischen Gebietes, die man als „proto-elamisch“ bezeichnet, bislang nicht entziffert worden.

In den elamischen Gebieten finden sich immer wieder Siegelabdrucke mit großen Hörnern. Das Siegel in Abb. 21a [K. 43] zeigt einen Tempel (?) mit sieben übergroßen Hörnern, welche vom Gebäude ihren Ausgang zu nehmen scheinen. Ähnlich seltsame Hörner soll der Assyrer Assurbanipal (668–627) nach Eroberung von Susa und Zerstörung der Zikkurat zerbrochen haben. Sie sollen „aus glänzendem Kupfer gegossen“ gewesen sein. Es ist unwahrscheinlich, dass Hörner in der dargestellten Größenordnung ein Symbol für den in Elam geliebten Steinbock sind. Es könnte sich auch um eine technische Vorrichtung handeln, welche sich heute nicht mehr erklären lässt.

Reichtum und Einfluss (bislang auf 3100–2500 datiert)

In diesem Großkapitel stellt die Autorin die blühenden Handelszentren Tepe Yahua, Djiroft, Schahdad und Aschahr-i Sochte im Südosten des heutigen Irans dar. Tepe Yahua soll schon sehr früh relativ dicht besiedelt gewesen sein, begünstigt durch die Ausbeutung einer großen Chlorit-Mine. Aus Chlorit wurden nicht zuletzt Gefäße und Steinskulpturen gefertigt und im Fernhandel vertrieben (vgl. Titelbild dieser Ausgabe). Neben das sicher teure Chlorit trat bald ein billigerer Grundstoff, nämlich Bitumen. Dieses wurde in Form von „Bitumen-Mastix“ als Kunststein verarbeitet. Die genaue Rezeptur ist aber bis heute nicht bekannt.

Das Entstehen der frühen elamischen Reiche (bislang nach -2500)

Die frühesten schriftlichen Nachrichten über Elam stammen aus Sumer, womit für Heinsohn die Einordnung Elams ins -1. Jtsd. zwingend wird. Mit Sargon von Akkad (2340–2284) traten die Akkader auf den Plan. Die erste nachweisbar elamische Urkunde stellte ein nicht mehr bekannter elamischer König gemeinsam mit dem Akkaderkönig Naram-Sin aus. Erstmals tauchen elamische Herrscher in Susa auf, so z.B. Epirmupi: „Fürst von Susa“ [K. 86]. Die starke Verbindung der iranisch-elamischen Kultur mit der akkadisch-mesopotamischen zeigt sich auch darin, dass der elamische König seine Inschriften zweisprachig abfassen ließ. Dadurch ist es Hinz erstmals gelungen, einen Großteil der Silben-Zeichen zu entziffern. Koch [88-91] stellt diese Pioniertat der Schriftentzifferung höchst anschaulich und kundig dar.

Im nachfolgenden Kapitel setzt die Autorin die Bauten, insbesondere auf der Akropolis von Susa, mit der Welt der elamischen Götter in Beziehung. Weibliche Gottheiten, wie z.B. Ninchursag von Susa, die „Herrin der Berge“ und „Mutter der Götter“, lassen vermuten, dass es in der Kultur Elams keinen ausgeprägten Patriarchalismus gab. Als Symboltiere der Götter, vor allem des Gottes Inschuschinak, tauchen immer wieder Löwe und Schlange auf.

Nach einer Blütezeit des elamischen Reiches unter Kutik-Inschuschinak – er ließ die verfallene Befestigung auf der Akropolis von Susa in Stand setzen

und den Inschuschinak-Tempel mit gebrannten Ziegeln erneuern – zerfiel das elamische Gebiet wieder in einzelne kleine Herrschaftsbezirke.

Die elamischen Großregenten (bislang ca. 1900–1500)

Nach einer Verfallszeit von insgesamt gut 1.000 Jahren setzt die sog. Großregentenzeit ein, für die es bezeichnenderweise nur mesopotamische Quellen gibt. Der Titel „Großregent“ taucht bereits unter den Königen der Ur III-Dynastie am Ende des -3. Jtsd. auf. Ein elamischer Großregent war wohl der oberste einer dreiköpfigen Herrschaft. Heiraten erfolgten im Königshaus im engsten Familienkreis; nicht selten wurden Schwestern geheiratet.

Elam unterhielt Gesandtschaften in Mari und Babylon, am Hofe von Hammurabi (1792–1750), auch in Gatna im westlichen Syrien. In den Händen der Elamer befand sich der Fernhandel mit Kupfer und Zinn. Doch schon im -18. Jh. verlieren sich erneut die schriftlichen Hinweise auf Elam.

Einen Lichtstrahl in „dunklen Jahrhunderten“ bildet Kabnak (Haft Tepe) zur Mitte des -2. Jtsd.: Zwei Zikurrats, Tonfigürchen, akkadische Keilschrifttafeln mit babylonischen Götter- und Personennamen sowie eine Halle mit Grabkammer, die viele Skelette freigab – sie wird mit einer Anweisung von König Tempt-ahar (-14. Jh.) in Beziehung gesetzt [K. 123].

Elams Blütezeit im bislang -14. /13. Jh.

Für diese Blütezeit gibt es eine Fülle von Quellen, doch ist die chronologische Abfolge ihrer Könige immer noch unsicher. Der König von Anshan und Susa, Humban-numena, bezeichnet sich, seiner Zeit weit vorausseilend, als „meines Reiches Mehrer, Machthaber von Elam, Thron-Inhaber von Elam, Landvogt von Elam, König von Anshan und Susa“ [K. 129].

Napirischa, „der Große Gott“, und Kiririscha, „die Große Herrin“, standen in mittelelamischer Zeit an der Spitze der Götterwelt. Sie bildeten mit dem Stadtgott von Susa, Inschuschinak, eine Trias. Der Sohn von Humban-numena, Untasch-Napirischa, errichtete die ganz neue Stadt Dur-untasch, „die Festung des Untasch“ [K. 130 f.; Abb. 67]. Ihre Zikkurat ist „der besterhaltene Stufentempel, den es im Vorderen Orient gibt“ [K. 132 f.; Abb. 68]. Unter der Stadt finden sich großartige Gewölbe, angelegt für Bestattungen. Die Toten waren hier mitsamt dem Totenbett eingemäusert worden. Dort unten fand wohl auch König Untasch-Napirischa seine letzte Ruhe; seine Grabanlage blieb aber offensichtlich unvollendet. Die folgende Dunkelzeit hält sich relativ in Grenzen: „Für 40 bis 50 Jahre fehlen jegliche Nachrichten.“ [K. 146]

Danach trat in Elam eine neue Herrschergestalt auf den Plan, nämlich Schutruk-Nahhunte. „Der vom Sonnengott Rechtgeleitete“ (ca. 1185–1155) gilt als Ahnherr einer neuen Dynastie, der *Schutrukiden*. Ihm folgte sein Bru-

der Schilhak-Inschuschinak, unter dem das elamische Reich seine größte Ausdehnung erreicht haben soll. Auch er führte Kriege mit den babylonischen Königen des 2. Reichs von Isin, erfolgreiche Kriege, denn „die alten Tempel wurden in einem vorher nicht bekannten Ausmaße restauriert“ [K. 148].

Nachfolger des Schilhak-Inschuschinak wurde Huteludusch-Inschuschinak (ca. 1120–1110), unter dem die Machtstellung der Elamer stark zurückging, weil sie es mit dem Nebukadnezar des 2. Babylonischen Reiches zu tun bekamen. Dieser vermeldete schließlich: „Huteludusch, König von Elam, verschwand auf Dauer“ [K. 151]. Auf den Gotteszusatz Inschuschinak im Namen verzichtete der siegreiche König wohl bewusst.

Bald danach verstummen die mesopotamischen Quellen wieder einmal „für etwa 300 Jahre, die elamischen sogar für fast 400“ [K. 152]. Seltsamerweise trug am Ende des -8. Jh. wieder ein elamischer König den Namen Schutruk-Nahhunte [K. 152]. Die Autorin zieht aber aus dieser Namensdoppelung keine chronologischen Schlüsse.

Die Motive „Frauen und Schlangen“ [153-157] müssen nicht immer und überall gemeinsam auftreten, Koch interpretiert ein Terrakottafragment aus Susa (Ende des -3. Jtsd. [K. 153, Abb. 80 b]) als „Verführung der Eva“. Auf der linken Seite des Apfelbaumes mit vier Früchten streckt sich eine Schlange senkrecht am Baum entlang nach oben und beugt sich mit ihrem Kopf über den obersten Apfel. Rechts hält sich die Frau (?; in langem Kleid) mit beiden Händen am Baum fest; sie scheint unschlüssig zu sein. Es ist wohl der in der Genesis 3,24 genannte „Baum des Lebens“. Eine Figur mit Schwanz, dargestellt wie der Teufel in der christlichen Kunst, steht hinter der Frau und schiebt sie mit der rechten Hand (?) näher zum Baum. Koch vermutet,

„daß die Kenntnis solcher Abbildungen zur Erfindung der Geschichte mit dem Sündenfall geführt hat, bei dem man die Frau als Verursacherin alles Bösen hinstellte, was unter semitischem Einfluß geschehen sein muß, denn aus dem Elamischen haben wir für eine solche Vorstellung keinerlei Anhaltspunkte“ [K. 154].

Dieser Auffassung von Koch stimme ich zu. Sie versäumt es aber, darauf hinzuweisen, dass an der biblischen Verführungsszene von Gen. 3,1-7 neben der Schlange nicht nur die Frau, sondern auch der Mann „neben ihr“ beteiligt war, während jedoch der 'Teufel' (das Zwitterwesen mit Schwanz) fehlt. Später haben dann die Theologen das Handeln der listigen Schlange mit der Einflüsterung des Teufels, dem Prinzip des Bösen und Widergöttlichen, zu erklären versucht oder auch die Schlange als Verkörperung des Teufels interpretiert. Der Teufel kommt also für die Christen erst später ins Spiel. Diese Verführungsszene zeigt aber auch, wie stark das Alte Testament von den Vorstellungen der in Mesopotamien und Elam beheimateten Kulturen geprägt ist.



Terrakottafragment aus Susa (Ende des -3. Jtsd.), von Koch interpretiert als „Verführung der Eva“ [K. 153, Abb. 80 b]

Schlangenabbildungen lassen in Verbindung mit der starken Stellung der Göttinnen ein Matriarchat in der frühelamischen Geschichte möglich erscheinen. Der Titel „Oberpriesterin“ könnte auf eine religiöse Basis für ein Matriarchat hinweisen. Auf jeden Fall hatten Frauen eine starke Stellung bis in die Achämenidenzeit [K. 155 f.]. Ob es Sklaven gegeben hat, klammert Koch aus.

Die starke Stellung der Frau zeigt sich bereits in der frühesten elamischen Urkunde, einem Vertrag mit dem akkadischen König Naram-Sin (2260–2223): „Nahunte liebt der König, Inschuschinak [dem Gott] ist er untertan, Siyaschum, Napir (?) und Narunde [der Göttin] gehorcht der König.“ Narunde war wohl eine Sieges- und Kriegsgöttin mit dem Löwen als Symboltier. Darüber hinaus gab es rund 40 weitere Göttinnen und Götter, über die Koch auf den Seiten 158-162 berichtet.

Unruhige Zeiten für Elam: das -1. Jtsd.

Ab etwa -1100 „schweigen sowohl die mesopotamischen als auch die elamischen Quellen für mehrere Jahrhunderte“. Die spärlichen Funde aus dieser Zeit, vor allem in den Gräbern von Marlik Tepe, „legen beredtes Zeugnis von den zugewanderten Persern ab, die eine ganz eigene Kultur mitbrachten“. Seit Beginn des -1. Jtsd. war Babel kaum mehr Gegner, sondern eher Verbündeter von Elam. Beide stemmten sich gemeinsam gegen die Übermacht des assyrischen Reiches, mit welchem die Elamer im -8./7. Jh. im permanenten Clinch lagen. „Auch die Chronologie der einzelnen elamischen Herrscher ist streckenweise noch ungewiß. Das gilt auch für die folgenden Jahrhunderte“ [K. 172]. Der Ausgang des Krieges mit dem Assyrerkönig Sargon II. (721–705) liegt im Dunkeln. Sein Nachfolger Sanherib (704–681) besiegte Elam mit seinen Verbündeten, vor allem Babylon.

Die Meder und die ihnen verwandten Perser waren in einer ersten Völkerwanderung vom Norden in den Süden vorgedrungen. In den Iran kamen sie zu Beginn des -1. Jtsd. Es scheint, dass die Elamer die zuwandernden Perser nicht als Feinde betrachteten, sondern bereitwillig aufnahmen. Damals erscheinen die Anshaner als nicht mehr zu Elam gehörig, das kein Reich mehr darstellt. Elam, mit extrem rasch wechselnden Königen, wurde eine Beute der Assyrer, dann der Meder, schließlich der Perser. Nach Eroberung von Babylon -539 verlor auch Susa seine Selbständigkeit an die Perser.

Nach der Herrschaft von Artaxerxes (358–337) hört man nichts mehr über die Elamer. Ihre Sprache scheint als „eine völlig unverständliche Mundart“ [K. 181] bis in das 11. Jh. weiterbestanden zu haben. Ihre kulturellen Errungenschaften „wirkten nur noch im Verborgenen weiter, indem sie in das Kulturgut der Perser Eingang gefunden hatten“. Dieses wirkte über das arabisch-moslemische Al Ándalus im Mittelalter in erheblichem Maße auf Europa ein.

Schlussbetrachtung

Elam hat große Errungenschaften zu bieten: Entwicklung einer Silbenschrift, später als Keilschrift, bedeutende Werke der Kunst, z.B. in Chlorit und Bitumen, entwickelte Staatsverwaltung mit Schreibern, welche Verträge etc. zu siegeln hatten. Staat und Religion bilden eine untrennbare Einheit, was sich auch darin äußert, dass fast immer der Name eines Gottes Bestandteil des Königsnamens ist. In dieser hochentwickelten Kultur erscheinen die Götter in menschlicher Gestalt; Tiere nehmen dieselbe Haltung wie Menschen ein [vgl. K. 52, 62 f., 115]. Diese Nähe der Götter und Tiere zum Menschen lassen den Schluss zu, dass der Mensch sich im Gleichgewicht mit dem Kosmos befand.

Mit Mensch ist nicht nur der Mann gemeint, wie das in sehr vielen patriarchalischen Kulturen der Antike, des Mittelalters und der Neuzeit praktiziert wurde. Auch die elamische Frau ist, wie Koch überzeugend darlegt, Person und Trägerin von Rechten; sie konnte Vermögen erwerben und veräußern und sogar als Zeugin vor Gericht auftreten. Sie genoss auch eine hohe gesellschaftliche Achtung. Die Stellung der Mutter spielte sogar eine Rolle in der Nachfolge des Königs. Die entwickelte elamische Wirtschaft äußerte sich nicht nur in einem progressiven Fernhandel mit wichtigen Rohstoffen, sondern auch in der Produktion einer breiten Palette von Produkten, zu denen auch das Bier gehörte.

Man gewinnt bei der Lektüre des Buches von Koch den Eindruck, dass es in Elam – trotz der in den Nachbarstaaten (sogar in Palästina) nachweisbaren Existenz der Sklaverei – keine Sklaven gegeben habe. War das wirklich der Fall? Die Autorin hätte die Frage der antiken Sklavenhaltergesellschaft auch für Elam wenigstens anschnitten müssen.

Die von der Autorin nicht geleugneten zahlreichen größeren und kleineren Lücken der elamischen Geschichte – bis zu 400 Jahre – und seiner Nachbarstaaten bleiben im Grunde unkommentiert. Angesichts der Häufigkeit dieser Lücken und der Tatsache, dass viele Ereignisse der elamischen Geschichte oft nur ungenau datierbar sind, bestätigt sich einmal mehr der Verdacht, dass in der vorderasiatischen Geschichte die Chronologie nicht stimmt. Es ist auch nicht auszuschließen, dass sich wiederholende Herrschernamen nicht zwei Personen, sondern nur eine einzige Person betreffen. An der Zuverlässigkeit der überlieferten, wohl unvollständigen Königslisten bestehen also auch im Falle von Elam erhebliche Zweifel.

Der Haupttitel des Buches *Frauen und Schlangen* ist nur zu einem sehr kleinen Teil, der Untertitel *Die geheimnisvolle Kultur der Elamer in Alt-Iran* voll zutreffend. Es wäre darum sinnvoll, in einer künftigen Auflage den Untertitel zum Haupttitel zu machen.

Prof. Dr. phil. Wilhelm Kaltenstadler, Rohrbach

Die monolithische Kreisplatte vom Kloster Gauenstein bei Schruns im Montafon

Martin Kerner

Im Vorarlberger Ill-Tal aufwärts verbreitert sich die Talsohle zu einer lokalen Ebene, wo die Litz einmündet und das Städtchen Schruns liegt. Am Ortsausgang von Schruns ins Silbertal zieht sich eine Felswand am Südfuß des Bartholomäberges entlang, über der das Kloster Gauenstein steht. Ein Prozessionsweg mit Bildstöcken führt zum Kloster empor. Etwas oberhalb des Klosters steht im Wald zwischen dem Forstweg und der Abbruchkante des Felssturzes eine planparallele, leicht geneigte, etwa 2 m hohe Felsplatte aufrecht. (Abb. 1 zeigt den Aufbau der Anlage in ihrer Gesamtheit). Diese große Platte steht im Ortsmeridian und besitzt eine gerade behauene Schmalseite über ihre gesamte Länge vom Erdboden aus bis zum höchsten Punkt. Die geradlinige Fläche der schmalen Kante könnte als fest markierte Visierrichtung gedeutet werden. Somit ist sie ein Teil der Anlage des Observatoriums. Neben der Platte liegt unter dem Erdniveau ein rund behauener Stein (Abb. 2) in leichter Schräglage. Er ist bis zu seiner Auflage freigelegt worden und ruht auf einem Sandbett, so dass sein keilförmiges Profil sichtbar ist.

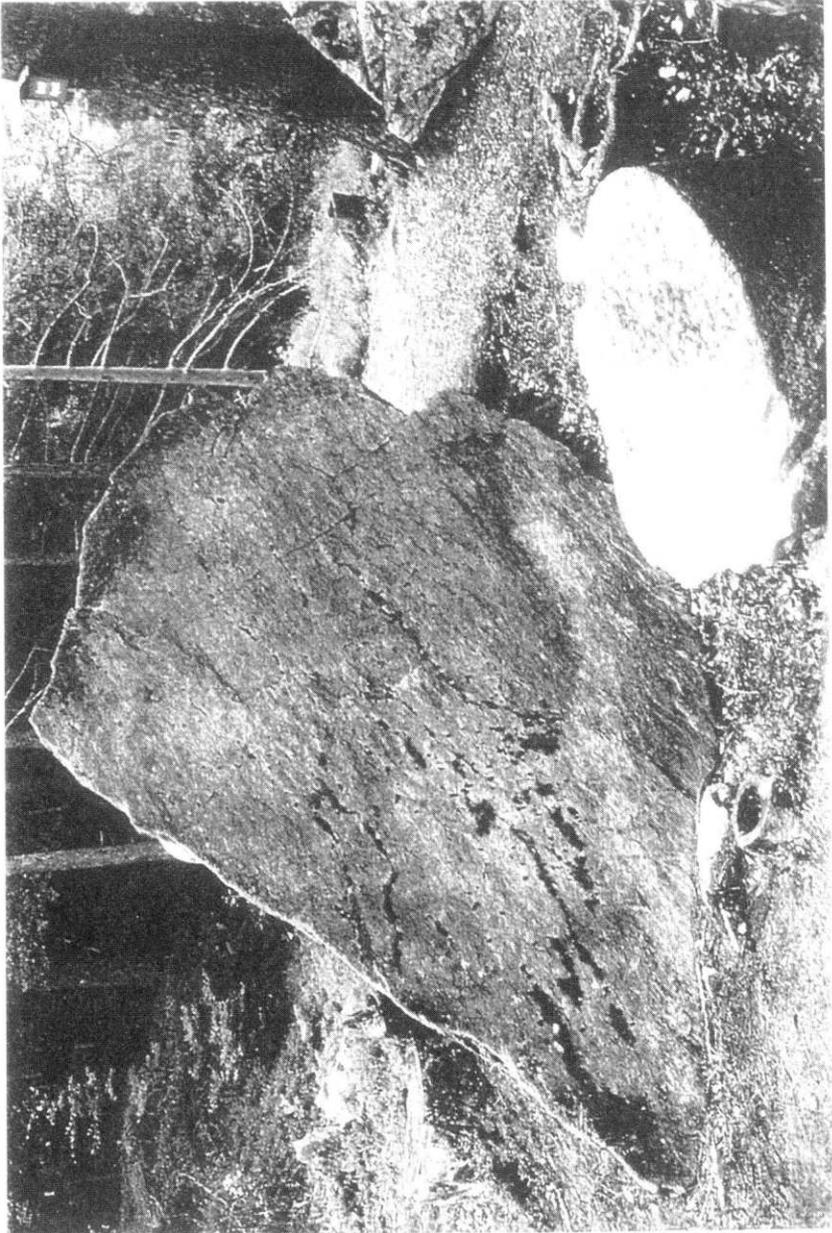
Diesen Stein fand Ferdinand Vallaster im Jahre 2001. Er ist Teil einer megalithischen Steinsetzung, die sich im umgebenen Wald verbirgt. Seine Koordinaten sind:

A-Karte 142 Schruns BMN 1705: ¹18 (9° 54'); ²16 (47° 05')

CH-Karte 34: 787,1 ; 217,7

Die Kreisplatte liegt auf einer schmalen Terrasse über der Felswand, die im Südwesten senkrecht in die Schwemmebene der Ill abfällt. In der heutigen Zeit wird sie von einem dichten hohen Wald umgeben, der keine Aussicht gestattet. Es kann angenommen werden, dass in einer frühen prähistorischen Epoche die Terrasse frei vom Baumbewuchs war und die Lage eine gute Aussicht über das Tal bot, so dass der Ort als uraltes Siedlungsgebiet betrachtet werden kann.

Die ebenmäßig behauene Oberfläche der Kreisplatte hat eine Neigung zur Horizontalen von ca. 23°, im Azimut von ca. 216°, wie Abb. 2 zeigt. Das Azimut liegt im Südwesten und kann als Neulicht-Azimut zur südlichen Mondwende betrachtet werden. Die Neigung der Platte von 23° entspricht exakt der Kulminationshöhe des Mondes von theoretisch 23°³ gegen -2000. Somit kann die Kreisplatte als Sockel für ein Visierinstrument gewertet werden, das auf die kleine Mondwende ausgerichtet war, die gemäß Diodorus Siculus als gro-



Die beiden Steinplatten in ihrer Anordnung als Mond-Observatorium

ßes Fest bei den Hyperboreern gefeiert wurde. Der Begriff der Hyperboreer wurde bei den Griechen ganz allgemein für diejenigen Völker verwendet, die im Norden, 'hinter' den Alpen wohnten.

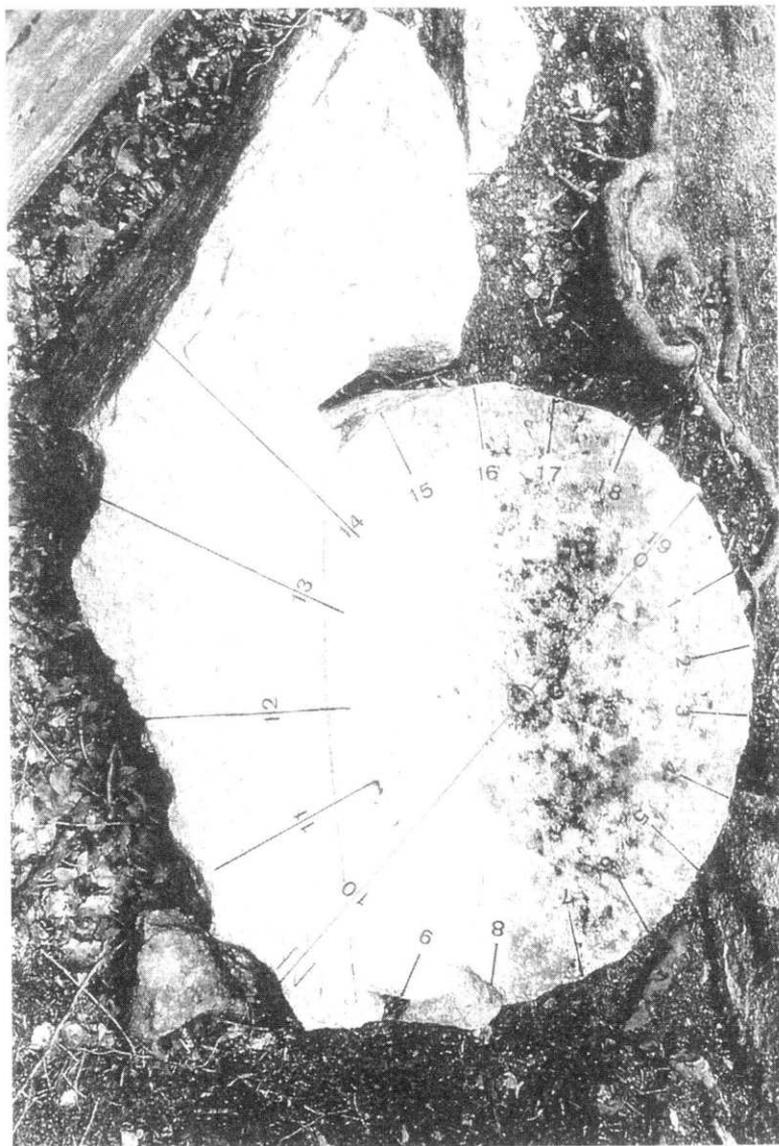
Ähnlich der Kreisplatte gibt auch die große aufrecht stehende Platte durch ihre behauene gerade Kante und durch ihre Neigung eine feste Visier- und Beobachtungsrichtung vor. Diese liegt bei etwa 55° , wobei allerdings zu berücksichtigen ist, dass der Stein sich im Laufe der Zeit etwas zur Seite geneigt hat, wodurch sich die Visierrichtung aus ihrer ursprünglichen Lage verschoben hat. Es kann angenommen werden, dass die Neigung der Plattenkante auf die Kulminationshöhe zur großen nördlichen Mondwende gerichtet war.

Diese Erkenntnis deckt sich auch mit der Symbolik der Kalenderscheibe von Nebra, auf der der konzentrische Kreis um den Mond von 9 Goldpunkten belegt ist, die die 9 Jahre einer Halbperiode des Mondknotenzyklus darstellen. Außerdem können die vier Kulminationwinkel der Mondwenden aus der Geometrie der Goldpunkte zu den Basislinien abgelesen werden, die vom kleinen Goldbogen bezeichnet werden [Kerner 2006, 301].

Mit dieser Erkenntnis wäre nicht nur eine Brücke von der Symbolik der Scheibe von Nebra zur astronomischen Messung in der Praxis des Observatoriums geschlagen, sondern auch die Verwendung desselben über die Beobachtung des Neulichtes hinaus als universelles luni-planetarisches Observatorium erkannt. Als solches wäre es mit den Steinsetzungen der Kromlechs verwandt oder gar ihr Ursprung.

Ein Mondknoten-Kalender ist ein leicht zu errichtendes Instrument [Abb. s. Kerner 2006, 109]. Zwei Stangen, die einen Beobachtungsspalt bilden, tragen die Maßstäbe zur Bestimmung der Mondhöhen, die über dem Ortsmeridian aufgestellt sind. Der Beobachter sitzt mit einem Fadenkreuz über dem Meridian und visiert den Mond an, während er den Höhenwinkel an den beiden Pfählen abliest.

Der Stein ist über einen Sektor von ca. 260° kreisförmig so behauen, dass die zylindrischen Kanten senkrecht stehen, wobei auf der südöstlichen Seite – zum großen Monolithen hin – die Kreisform nicht ausgearbeitet ist, aber in zwei Abschnitten einerseits bis zum Nordpunkt des Meridians und andererseits etwa 10° über den Ostpunkt hinaus als Nuten ausgeschlagen wurde. Der nach Nordosten gerichtete Teil der Platte ist für die astronomische Beobachtung ungeeignet, weil der benachbarte Monolith und der bewaldete Berghang die Sicht verwehren. Abb. 1 zeigt die Lage der Platte zum Nachbarstein in einem parallelen Abstand von ca. 10 cm. Außerdem ist ersichtlich, dass die Anlegekante des Steines um ca. 5 cm gekürzt werden sollte, worauf die eingeschlagenen Markierungen und der Abschlag an den beiden Enden hinweisen. Daraus kann geschlossen werden, dass die Platte am großen Stein möglicher-



Die monolithische Kreisplatte in ihrer jetzigen Lage. Am linken Rand erkennt man die Markierungen zum Abschlag eines schmalen Streifens parallel zum großen Stein, dessen Kante in der linken unteren Ecke sichtbar ist.

weise unter Einschluss einer hölzernen Bohlenwand anliegt und dass sie mittig zum Adernstern zentriert werden sollte.

Der Durchmesser des Kreises beträgt ca. 1,19 m. Der nichtrunde Anhang der Platte verläuft mit der geraden Kante parallel zur Frontseite des großen Monoliths. Außerdem ist er keilförmig behauen, so dass dieser Anhang wie eine kleine Rampe auf die Platte führt.

Aufgrund der guten Aussichtslage kann eine astronomische Verwendung des rundum behauenen Steines in Erwägung gezogen werden. Er gestattet die Errichtung einer Beobachtungsstation en miniature. Eine kreisförmige Beobachtungsanlage diene in der Regel der Vermessung der Sterne und der Planeten, wobei eine kalendarische Nutzung in Betracht gezogen werden kann. Ein planetarischer Langzeitkalender wurde meist zur Bestimmung der Regierungszeit eines Herrschers genutzt, weil man den einen bestimmten Tag an der Stellung des Planeten im Zodiak ermitteln kann.

Als Hypothese kann der Stein als Basisplatte eines kleinen Rundbaues mit dem Eingang auf der Nordostseite und regelmäßigen Spaltblenden auf dem Umfang, einer Überdachung und möglicherweise in der Mitte ein herabhängendes Lot als Visiermittel im vertikalen Kraftfeld der Kalotte betrachtet werden. Die in den Stein gehauenen Nuten sprechen für einen hölzernen Rundbau aus Bohlen. Diese waren untereinander durch vertikale Beobachtungsspalte getrennt.

Ein luni-solar-planetarer Kalender ist dreistufig aufgebaut. Die Erde generiert durch ihre Drehung den Tag als Grundeinheit der Kalendarik. Mit der Zeitdifferenz ihrer Drehung gegenüber der Sonne und den Sternen gibt sie täglich das Zeitnormal von $3^{\text{min}}56^{\text{sec}}55$ vor, das sich in einem tropischen Jahr zu einem Tag addiert. Während eines Umlaufs der Erde um die Sonne passiert sie diese 365 Mal und 366 Mal einen Referenzstern am Himmel.

Der Mond bestimmt die Länge des Monats mit seinem synodischen Umlauf von $29^{\text{d}}5$, wobei er während dreier Tage unsichtbar bleibt. Gleichzeitig zeigt er mit 12,37 Lunationen das Sonnenjahr an, mit dem er in 3-, 5-, 8- und 19-jährigen Schwebungsknoten koinzidiert. Hinzu kommt noch die durch die Schräglage seiner Bahn zur Erdachse bedingte Periode von 230 Lunationen oder 250 drakonischen Umläufen von $27^{\text{d}}21$ während 18,6 Jahren für den Mondknoten-Umlauf zwischen den Mondwenden im Norden und Süden. Dieser Zyklus hatte zwar keinen Einfluss auf den praktischen Kalender, wurde jedoch beobachtet und hatte wahrscheinlich mythologischen Wert. Mit ca. 19 Lunationen markiert der Mond die Venus-Synode, sowie ihren Durchlauf durch den Zodiak während fünf Synoden mit 99 Lunationen in 8 Sonnenjahren. In der 4-jährigen Olympiaperiode koinzidierten Mond und Venus phasengleich, d. h. obere Venus-Konjunktion mit dem Vollmond und untere Venus-Konjunktion mit dem Dunkelmond.

Damit werden diese Kalenderperioden vom jährlichen Sonnenlauf kalibriert. Die Umläufe und Konjunktionen der Planeten Jupiter und Saturn sind weitere Langzeitmarken am Himmel. Die 29,5-jährige Umlaufzeit des Saturns war wohl Anlass für die Teilung der Steinkreise in 30 Sektoren, das Maß für den Zeitraum eines Saeculums, welches die Regierungszeit eines Herrschers begrenzt. Zwei Umläufe des Saturns entsprechen etwa 5 Umläufen des Jupiters, demzufolge stehen die beiden Planeten nach 20 Jahren in Konjunktion und nach 40 Konjunktionen in 800 Jahren (794^a) fällt die große Konjunktion wieder mit dem Frühlingspunkt zusammen. Gleichzeitig ist der Mond das himmlische Kalenderblatt in einer schriftlosen vorgeschichtlichen Epoche. Der Mond und die Lunation sind damit neben dem Zeitnormal die wichtigsten Elemente der Kalendarik.

Die bevorzugte Beobachtungslage der Rundplatte ist nach Westen gerichtet, was dem Segment der Mondaufgänge entspricht. Zwischen der großen nördlichen im Azimut von 315° und der großen südlichen Mondwende im Azimut von 225° liegt ein Bogen von 90° für das Jahr -2000 gerechnet. Innerhalb dieses Bereiches ist das monatliche Neulicht des Mondes zu erwarten.

Schlosser [1997] berichtet von einem runden astronomischen Beobachtungstürmchen von ca. 1 m Durchmesser und 60 auf dem Umfang diametral angeordneten Gucklöchern, mit denen man das Neulicht der ersten schmalen Mondsichel erwartete, die den Beginn des Mondmonats und insbesondere den des Fastenmonats Ramadan verkündete. Das Türmchen stand auf dem Berg Gilazarda im Irak nahe der Stadt Sulaimaniye und wird wohl eines von vielen gewesen sein.

Auch für die Christenheit ist die Beobachtung des Neulichtes von Bedeutung: für die Festlegung des Osterfestes, das durch den Mond bestimmt wird. Alle 19 Jahre fällt es dann auf das gleiche Datum. Diese Koinzidenz von tropischem Jahr und synodischem Mondumlauf bezeichnet man als «goldene Zahl» in der Berechnung der Osterfeiertage. Sie entspricht dem luni-solaren Zyklus von Meton.

Der Mondkalender könnte im Megalithikum folgendes Aussehen gehabt haben: Gezählt wurde im Megalithikum mit Halblunationen. Das sind die Tage zwischen den Konjunktionen als Voll- und Dunkelmond. Dabei wurde der Mondumlauf auf folgende Weise kompensiert: 2 Lunationen von 59 Tagen wurden zu 3 Halblunationen mit 15 und einer von 14 Tagen gezählt. Das bedeutet, dass sich das alltägliche Leben im Rahmen dieser Halblunationen, deren Länge alternierend mit 3 zu 1 wechselte, abspielte. Diese Abfolge von Halblunationen hatte den großen Vorteil, dass der Mondkalender außerordentlich gut kompensiert und damit auch über lange Zeiten stabil und sehr genau war. Die Konjunktionen des Mondes waren Gottestage, über die nur die Götter verfügen durften; sie konnten auf sehr einfache Weise beobachtet

werden, wobei gewährleistet war, dass der Mondkalender vom Benutzer je zweimal pro Lunation auf seine Richtigkeit überprüft werden konnte. Die Zählweise der 15- bzw. 14-tägigen Halblunation ist uns im Französischen als «Quinzaine» und im Englischen als «Fourteenth» oder «Fortnight» bis heute überliefert.

Der Mondkalender war demzufolge von außerordentlich großer Bedeutung für die Festtage und das tägliche Leben. Der Beginn eines Mondmonats musste immer wieder neu ermittelt werden, da das Neulicht durch die Phasenverschiebung der Umläufe nicht die Länge des Monats und den Einschub der Halblunation für die Kompensation bestimmt. Diese Klein-Observatorien waren die Mittel, um diesen Aufgang des Neulichtes festzustellen und dann, wie in römischer Zeit üblich, das Erscheinen des Neulichtes mit dem Ruf «calendare» zu verkünden.

Wie kann in einem solchen Miniatur-Observatorium gemessen werden? Wichtig sind zwei einfache Mittel: Eine Visiereinrichtung, die das Türmchen diametral durchsetzt und zum anderen ein oder mehrere diametrale und vertikale Spalte oder Visierlöcher, von denen der Mittagsmeridian der wichtigste ist. Mit Hilfe dieser Einrichtung kann die Tageslänge als Passage bestimmt werden.

Ein ideales Beobachtungsfeld für ein solches Rund-Observatorium sind die Planeten und ihre Konjunktionen untereinander als Langzeitkalender. Die Synoden der Venus schließen sich fast nahtlos an die luni-solare Oktaëteris an und laufen in 5×5 Synoden zu 40, in $5 \times 5 \times 5$ Synoden zu 200 tropischen Jahren auf, usw. So wurde aus der 5 eine heilige Zahl. Parallel dazu haben die Planeten Jupiter und Saturn in 20 tropischen Jahren eine kleine und in 800 Jahren eine große Konjunktion.

In 18,6 Jahren durchläuft der Mondknoten die Ekliptik einmal und nimmt dabei während seines nördlichen und südlichen Wendepunktes eine maximale und minimale Höhe am Himmel ein – ein spektakuläres astronomisches Ereignis. Im Observatorium ist die Kulmination des Mondes zu beobachten, die sich jedoch Tag für Tag um 12° im Azimut verschiebt. Auch eine solche Messung ist mit einfachen Mitteln in einem runden Observatorium möglich, wie in Abb. 3 schematisch gezeigt wird. Dabei muss die Beobachtung immer von einem Punkt konstanter Höhe aus erfolgen, einem in der Mitte aufgestellten Fadenkreuz.

Die großen erratischen Blöcke sind auf künstlich angelegte Aderfelder gesetzt, die von Gerhard Pirchl entdeckt und vermessen wurden und die sich in mehreren Zentren treffen und Adersterne markieren. Es wurden zwei Zentren mit einem Abstand von nur 2 m ermittelt. Der große Block steht punktgenau über dem Zentrum von 15 sich kreuzenden Kraftlinien, während der daneben liegende flache über der Kreuzung von 19 Linien positioniert ist.

Beide sind mit den Nachbarsteinen verbunden. Nach neuesten Erkenntnissen wurden die von Pirchl [2004] entdeckten Felder künstlich angelegt; sie werden in seinem Buch als «Rätia-Steine» ausführlich erklärt.

Die beiden Adernsterne können astronomisch wie folgt interpretiert werden: Der 15-strahlige Stern unter dem großen Stein entspricht der Anzahl Tage einer halben Lunation und ist somit die Grundeinheit der Mondbeobachtung als Zeitspanne zwischen den beiden Konjunktionen. Der 19-strahlige Stern unter der Kreisplatte gibt einen Hinweis auf die planetarische Beobachtung der Venus. Er entspricht den 19 Lunationen einer Venus-Synode, so wie er auch als oberster Punzenkranz (1) am Goldhut von Schifferstadt auftritt [Kerner 2004; 2006, 136 f.], wobei dieser als Venus-Kalender gewertet werden kann. Somit kennzeichnen die beiden Adernsterne diesen Platz als ein luni-planetarisches Observatorium als Grundlage der Beobachtung des Mond- und Venus-Kalenders. Damit besteht eine Beziehung zur Kalenderscheibe von Nebra, wie sie beschrieben worden ist [Kerner 2006, 264-337].

Welche neuen Erkenntnisse bringen die Aderfelder der archäologischen Forschung? Sie legen die prähistorischen Aktivitäten der Menschen im Megalithikum offen. Sie sind ein ausgezeichnetes Mittel, um zum Beispiel heute nicht mehr bestehende megalithische Anlagen, die in unserer Zeit demontiert wurden, ausfindig zu machen und ihren alten Grundriss, der noch als Aderfeld in der Grasnarbe nachgewiesen werden kann, zu rekonstruieren. Sie werden uns viel Neues aus dem Leben der frühen Menschen lehren, sobald wir die Spuren lesen können.

Bibliographie

- Kerner, Martin (2006): *Bronzezeitliche Astronomie – Die Bronzescheibe von Nebra*; Gräfelfing
- (2004): *Der Goldhut von Schifferstadt*; CH-Kirchdorf
- Kerner, Martin / Pirchl, Gerhard (2004): Das lunare Kalender-Observatorium in Wangs; in *Terra plana* (4), 17-21
- Pirchl, Gerhard (2004): *Geheimnis Adernsterne*; Wien
- Schlösser, Wolfhard / Cierny, Jan (1997): *Sterne und Steine. Eine praktische Astronomie der Vorzeit*; Stuttgart

Martin Kerner, CH-3116 Kirchdorf BE

Die schwarzen Pharaonen Ägyptens 25. Dynastie (Aegyptiaca IX)

Klaus Weissgerber

„Eine Hypothese, wie unangenehm oder bizarr sie zuerst einmal sein mag, blüht oder welkt je nach ihrem Vermögen, die zur Verfügung stehenden Daten zu deuten.“ Norman Mailer (1995): *Oswalds Geschichte*; München, S. 597

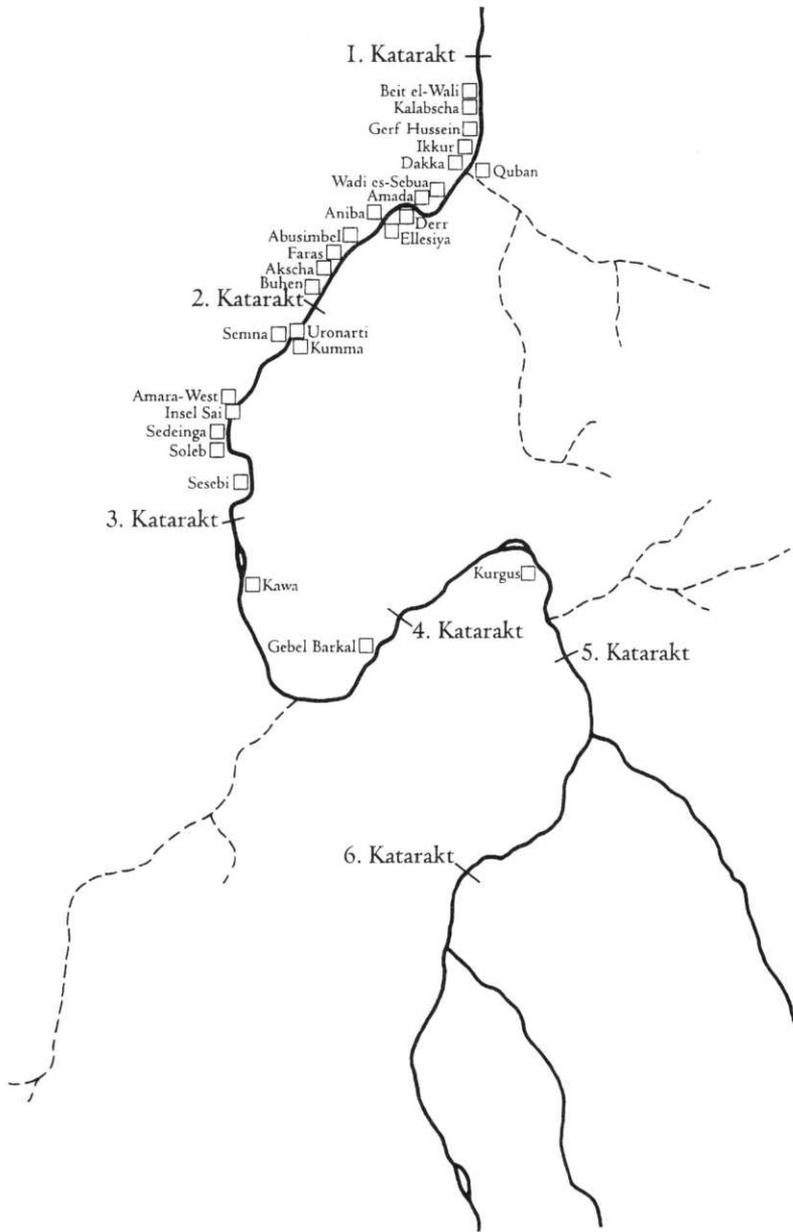
Abstract: Nach konventioneller Chronologie sollen die „aithiopischen“ Herrscher von Kusch (Nubien) während der angeblichen „Dritten Zwischenzeit“ von 753/46–656, also fast hundert Jahre, auch Ägypten beherrscht haben. Meine Analysen haben dagegen ergeben, dass diese „schwarzen Pharaonen“ vor Errichtung der 19.||26. Dynastie lediglich Raubzüge nach Ägypten unternommen und nur fünf Jahre tatsächlich in Theben regiert haben.

Zur „Dritten Zwischenzeit“

Bis heute gehen alle konventionellen Ägyptologen von der Richtigkeit der Abfolge der Dynastien aus, wie sie Manetho (= M.) im -3. Jh. angegeben hat und wie wir sie vor allem aus den Auszügen von Africanus (M/Afr.) und Eusebios (M/Eus.) kennen. So wurde trotz der unleugbaren Fundarmut eine „Dritte Zwischenzeit“ konstruiert, zu der die 21., 22., 23., 24. und 25. Dynastie gerechnet werden:

M/Afr.	M/Eus.	Kitchen [Rohl 43]	Onasch [40-43]
Dyn. J.	Jahre	Jahre / Datierung	Jahre / Datierung
21. 130	130	124 (1069–945)	115/125 (1074/70–959/45)
22. 120	49	230 (945–715)	193/214 (946/45–753/31)
23. 89	44	73 (818–745)	ca. 40 (756–716)
24. 6	44	12 (727–715)	13/16 (733/25–717/12)
25. 40	44	124 (780–656)	90/97 (753/46–656)

Während M/Africanus diesen fünf Dynastien 385 Jahre, M/Eusebios nur 307 Jahre zusprachen, kamen heutige Ägyptologen auf weitaus höhere Zahlen: Onasch bei Eder/Renger auf 414/18 Jahre, Kitchen sogar auf 453 Jahre. Der Grund hierfür besteht darin, dass Inschriften von Herrschern gefunden wurden, die Manetho nicht nannte und die der 21., 22. und 23. Dynastie zugeordnet wurden.



Nubien während der 18.-20. Dynastie [Wildung 118]

Gunnar Heinsohn und Heribert Illig haben in ihrem zuerst 1990 veröffentlichten Standardwerk *Wann lebten die Pharaonen?* auf Grund archäologischer und technikgeschichtlicher Analysen bewiesen, dass die „Dritte Zwischenzeit“ im wesentlichen fiktiv war.

Ihnen folgend, bezeichnete ich in *Aeg. VII/1* [585 f.] diese Zwischenzeit als „Ägyptens Phantomzeit“. Hierzu rechnete ich auch die Zeit der Ramessiden nach Ramses III., die nach konventioneller Auffassung vor der „Dritten Zwischenzeit“ 81 Jahre Ägypten beherrscht haben sollen, nach meiner Überzeugung aber nur Titularfürsten der Perserzeit waren.

Sehr umstritten und entsprechend verworren sind die konventionellen Angaben über die Regenten der **20. bis 24. Dynastie**, die als „Libyer“ (vor den „Aithiopen“) etwa 400 Jahre Ägypten beherrscht haben sollen. Nach meiner Auffassung waren diese zumeist Kleinfürsten der Übergangszeit zwischen der 18. und 19. Dynastie, deren Namen (zumeist Osorkon, Takelot und Scheschonk) von Ägyptologen vervielfacht worden sind, um die ägyptische mit der mesopotamischen Chronologie („Große assyrische Königsliste“) in Einklang zu bringen.

Allerdings betrachte ich Herihor, Siamun und Pinudjem („II.“), die konventionell auch als Pharaonen bezeichnet werden, tatsächlich aber Hohepriester des Amun in Theben waren, als Persönlichkeiten der Perserzeit, weil sie die Mumien der Herrscher der **19. || 26. Dynastie** (nach den erhaltenen Inschriften) gerettet und neu bestattet haben. Zeitlich folgten sie den Ramessiden. Bezeichnend ist, dass Manetho weder die späten Ramessiden („Diaspolitiden“) noch die genannten Priesterfürsten mit Namen nannte!

Soweit es um die **25. Dynastie** geht, hat Kitchen die Herrscher Alara und Kaschtu (insgesamt 37 Jahre), die unbestritten nie in Ägypten regierten, mitgezählt, so dass – im Gegensatz zu Onasch und der herrschenden Meinung – nur 77 Jahre verbleiben, die sich offensichtlich auf ihre Regierungszeiten in Nubien beziehen, die mit ihren ‘Herrscherzeiten’ in Ägypten keineswegs identisch waren. Nachfolgend werde ich den Beweis anzutreten versuchen, dass im damaligen Nubien Doppelregentschaften bestanden haben und dass deshalb die „aithiopische“ Herrschaft über Teile Ägyptens weitaus kürzer gewesen sein muss, als allgemein angenommen wird. In zwei Folgebeiträgen werde ich dann auf die „späten Ramessiden“ und die angeblichen „libyischen Pharaonen“ eingehen. Dementsprechend habe ich den eigentlich schon fertigen Beitrag *Aeg. VII/4* aufgeteilt und drei neue Texte entwickelt:

- *Die schwarzen Pharaonen. Ägyptens „25. Dynastie“.*
- *Von Ramses IV. zu Ramses XI. ‘Pharaonen’ der Perserzeit.*
- *Zu den „libyischen Pharaonen“. Ägyptens erfundene Dynastien.*

Aus Diskussionen weiß ich, dass meine Methodik umstritten ist, weshalb ich sie hier klar definieren und begründen will: Konventionellen Ägyptologen

haben in zwei Jahrhunderten aus Mosaiksteinen ein Geschichtsbild konstruiert, das ihren Vorstellungen entsprach, wobei Texte, die diesen widersprachen, in populären Darstellungen verschwiegen wurden. Nach dem Vorbild von Velikovskij, Heinsohn und Illig versuche ich dagegen, diese Konstruktion zu zertrümmern, den Text der 'Mosaiksteine' (vorhandenen Schriftquellen) wörtlich zu nehmen und aus ihnen ein neues Geschichtsbild zu entwickeln, das dem stratigraphischen und archäologischen Befund und damit der realen Vergangenheit entspricht. Ich lege hierbei großen Wert auf wissenschaftliche Analysen, achte deshalb auf den Wortlaut der Schriftquellen und auf Querverbindungen zwischen ihnen und setze mich mit 'unliebsamen' Texten konkret auseinander. Unbegründete Spekulationen lehne ich entschieden ab.

Velikovskys Konzeption

Als Immanuel Velikovskij seine Erkenntnis, dass die 19. und die 26. Dynastie identisch waren, entwickelte, stand er vor dem Problem, wie die Dynastien, die laut Manetho der 26. Dynastie vorausgingen, nunmehr chronologisch richtig einzuordnen sind. Er schlug eine eigenartige Lösung vor:

„Auf die manethonische 18. Dynastie (thebanische) folgt nicht die 19. (tanitische) Dynastie, sondern ihr folgen die 22. und die 23. (libysche) Dynastie; nach der äthiopischen oder 25. Dynastie kommt die 19., die mit der 26. Dynastie identisch ist“ [Velikovskij 1983, 216].

Er versuchte auch, die Dynastien, die nach seiner Auffassung zwischen der 18. und 19./26. Dynastie Ägypten beherrschten, neu zu datieren:

„Der thebanischen Periode folgte die *libyische Herrschaft* der Schochenks und Osorkons für über einhundert Jahre (ca. -830 bis -720). Danach regierten die *Äthiopen* etwa 50 oder 60 Jahre“ [ebd. 217; vgl. 266].

Er negierte somit nicht die „Dritte Zwischenzeit“, sondern reduzierte sie lediglich auf 160 bis 170 Jahre. Diese These wollte er in seinem geplanten Werk „Die assyrische Eroberung“ begründen [ebd., 216], kam aber nicht mehr dazu.

In meinen einschlägigen Beiträgen in dieser Zeitschrift [Aeg. I, 262 f.; Aeg. III, 212-219; Aeg. VII/1, 584-586] habe ich mich von Anfang an gegen diese These Velikovskys gewandt und meine gegenteilige Auffassung zu begründen versucht. Schon im ersten Beitrag [262] verwies ich auf die Königslisten, die die Existenz einer längeren „Zwischenzeit“ zwischen 18. und 19. Dynastie ausschließen. In den Listen von Abydos, Saqqara und Medinet Habu [Texte Beckerath 1997, 27f.] wurden lediglich die „Ketzerröyige“ aus ideologischen Gründen weggelassen; so dass Haremhab, Ramses I. (Menptehire) und Sethos I. (Menmaatere) unmittelbar Amenophis III. (18. Dyn.) folgen. Ich sehe jedoch keinen nachvollziehbaren Grund, warum die Herrscher der „Dritten Zwi-

schenzeit“, die nach Velikovskys Auffassung insgesamt mehr als 160 Jahre regiert haben sollen, in den Listen auch weggelassen wurden, es sei denn, es handelte sich um Gegenkönige, die kurzzeitig parallel zu den ‘legitimen’ Pharaonen Teile Ägyptens beherrschten.

Antike Autoren über die Aithiopen

Beginnend mit der *Ilias* [II:1.423; 23:206] und der *Odyssee* [5, 282], wurden in der altgriechischen Literatur alle dunkelhäutigen Menschen als *Aithiopen* bezeichnet. **Herodot** [II: 12, 22, 28 usw.] grenzte diesen Begriff insofern ein, dass er unter *Aithiopia* nur die Landschaft verstand, aus der der Nil nach Ägypten fließt, also die heutige Republik Sudan. Bei Herodot finden sich auch die frühesten Nachrichten über eine *aithiopische* Eroberung Ägyptens. Diese Eroberer werden üblicherweise als „schwarze Pharaonen“ bezeichnet, da wohl zu Recht angenommen wird, dass sie dunkelhäutig waren. Die Gesichtszüge ihrer Herrscher, die durch mehrere Statuen bekannt sind, entsprechen denen der heutigen Bewohner Nubiens [Fischer 209 f.].

Um Verwechslungen mit der heutigen Republik Äthiopien zu vermeiden, ziehe ich es vor, diese Landschaft, wie heute üblich, *Nubien* zu nennen. Es handelt sich anscheinend um eine frühe einheimische Bezeichnung, die schon Strabo [XVII: 1; 53] kannte; selbst nannten sie sich *Nuba*. In der neueren Literatur ist auch von *Kuschiten* die Rede, obwohl umstritten ist, ob die Bewohner des alten Nubien ihr Land *Kusch* genannt haben. So wurde Nubien nur in ägyptischen Texten des Neuen Reiches und der Spätzeit genannt; die biblische Völkertafel [*Genesis* 10:6] bezeichnete den personifizierten Kusch als einen der vier Söhne Hams (u. a. neben Kanaan). Es gibt jedoch keine Anhaltspunkte dafür, dass die altnubische Sprache, soweit sie aus Texten rekonstruiert werden konnte, zur semito-hamitischen Sprachfamilie gehörte.

Herodot nannte nur einen einzigen *aithiopischen* König in Ägypten: *Sabakos*. Dieser wird allgemein, m. E. zu Recht, mit *Schabaka* gleichgesetzt, von dem es Inschriften sowohl in Nubien wie auch in Theben gibt.

Bevor Herodot auf diesen einging, erwähnte er den Pharao *Asychis* [II:136], der sich „über die Götter stellte“ und der offensichtlich mit Echnaton identisch war. Dann schrieb er:

„Nach ihm kam ein blinder König zur Regierung, der stammte aus der Stadt Anysis und hieß auch [besser: „deshalb“; KW] Anysis. Während seiner Regierung fielen die Aithioper unter ihrem König Sabakos mit einem großen Heere in Ägypten ein. Der blinde Anysis floh in die Küstenniederungen, und der Aithioper war fünfzig Jahre König von Ägypten“ [II:137].

In meinem Beiträgen *Aeg.* VII/1 [583] und *Aeg.* VII/2 [54] habe ich Anysis mit Ramses I. identifiziert und in meinem Beitrag *Aeg.* VII/3 [280] seine Vertrei-

bung aus Theben durch *Sabakos* auf das Realjahr -533 datiert. An anderer Stelle seines Werkes ging Herodot [II:152] erneut auf *Sabakos* ein, den er hier als Zeitgenossen des Psammetich I. bezeichnete:

„Nun hatte dieser Psammetichos schon einmal fliehen müssen, nämlich vor dem aithiopischen König Sabakos, der seinen Vater Nekos tötete. Er selber aber entwich nach Syrien. Als dann der Aithiopier infolge des Traumes Ägypten freigab, führten die Ägypter, die im Gau von Sais wohnten, ihn nach Ägypten zurück.“

An anderer Stelle [II:141] bemerkte er: „Auf Anysis folgte als König ein Priester des Hephaistos, namens Sethos.“ Dies kann nur bedeuten, dass Nekos (I.) mit *Anysis* identisch war, während Psammetich I. Sethos I. dessen Sohn und Nachfolger war. Ich betrachte diese drei Aussagen Herodots, die er anscheinend aus verschiedenen Quellen erfahren hat, als einen wichtigen Beweis dafür, dass die 19. und 26. Dynastie identisch waren [vgl. schon *Aeg.* VII/1, 583].

Bezeichnend für die konventionelle Ägyptologie ist, dass diese Bemerkungen Herodots über *Sabakos* durchweg totgeschwiegen werden. Meines Wissens ist lediglich Gardiner [390] auf diese eingegangen:

„Seine Behauptung (II, 152), Psammetich habe vor Sabakos, der seinen Vater getötet hatte, nach Syrien fliehen müssen, ist aus chronologischen Gründen unhaltbar.“

Unter „chronologischen Gründen“ verstand er natürlich die angenommene Länge der „Dritten Zwischenzeit“. Obwohl er, wie Velikovskij, die Herrschaft der *äthiopischen Könige* über Ägypten auf nur 50 Jahren begrenzte [Gardiner 513], möchte ich schon jetzt darauf hinweisen, dass der reale archäologische Befund nicht einmal diese verkürzte Zeitdauer rechtfertigt.

Manetho nannte, wie sich aus den Auszügen von Africanus und Eusebios ergibt, drei Herrscher der „25. Dynastie“:

	M/Africanus	M/Eusebios
Sabakon [sic!]	8	12
Sebichos	14	12 (Sohn des Sabakon laut Africanus)
Tarakos	18	20 (keine Verwandtschaftsangabe)

Summe	40 Jahre	44 Jahre

Sebichos wird allgemein mit Schebitku, *Tarakos* mit Taharka identifiziert; beide sind sowohl in Nubien wie auch in Ägypten inschriftlich bezeugt. Unter Berufung auf die angegebenen „Summen“ gehen die meisten Ägyptologen davon aus, dass diese Herrscher nacheinander regiert haben, ohne dass an Mitregentschaften oder gar Identitäten gedacht wurde. Verdächtig ist schon die von Eusebios genannte Summe von 44 Jahren: Auch der 23. und 24. Dynastie schrieb er jeweils eine Summe von 44 Jahren zu!

Diodoros von Sizilien [Buch I, Kap. 65] wiederum erwähnte nur *Sabakon* [sic!]. Auch er erwähnte einen Traum dieses *äthiopischen* Herrschers:

„Im Traume nämlich kam es ihm vor, als ob der Gott in Theben ihm sage, dass er über Ägypten weder glücklich noch lange herrschen könne, wenn er nicht sämtliche Priester zerhauen ließe und mit seinem Gefolge zwischen ihren Leichnamen mitten durchziehe. Als diese Erscheinung aber sehr oft sich wiederholt hatte, ließ er die Priester von überall her zusammenkommen und erklärte [...], er wolle aber lieber abziehen, als [...] mit ruchlosem Mord seine eigene Seele beflecken, um über Ägypten herrschen zu können. Und sofort legte er die Regierung in die Hände der Einheimischen und kehrte nach Äthiopien zurück.“

Zur nubischen Topographie

Zum besseren Verständnis halte ich einige grundsätzliche Bemerkungen über Nubien für unerlässlich. Dies ist ein Wüsten- und Steppenland; fruchtbar ist nur das Tal des Nils. Typisch für Nubien ist die Existenz mehrerer Katarakte, worunter felsige Barrieren des Nils mit gefährlichen Stromquellen verstanden werden.

Bei Chartum (Khartoum), der heutigen Hauptstadt des Sudan, fließen Weißer und Blauer Nil zusammen und bilden nunmehr den Nil-Strom. Nördlich von Chartum befinden sich 6. und 5. Katarakt; dazwischen die Ruinen von Meroë, der späteren Hauptstadt Nubiens. Nachdem der Nil einige hundert Kilometer weiter nach Norden geflossen ist, ändert er plötzlich seine Richtung und fließt nunmehr nach Südwesten. Umweit des 4. Katarakts befinden sich am westlichen Ufer der heilige Berg Djebel Barkal und zu dessen Füßen die alte nubische Hauptstadt Napata. Einige Kilometer weiter ändert der Nil wieder seine Richtung und fließt nunmehr durchgängig nach Norden. Nachdem er das fruchtbare Dongola-Becken durchquert hat, erreicht er etwas nördlich von Kerma den 3. Katarakt, am Wadi Halfa, wo die heutige sudanisch-ägyptische Grenze verläuft, den 2. Katarakt und schließlich bei Assuan den 1. Katarakt (siehe Karte auf S. 567).

Zu den Ausgrabungen in Nubien

Im Gegensatz zu Ägypten begann die wissenschaftliche Erforschung der nubischen Vergangenheit relativ spät und sehr sporadisch. Erst 1822 entdeckten die Franzosen Louis Maurice Linaut de *Bellefonds* und Frédéric *Cailland* die Pyramiden von Meroë, die sich von den ägyptischen durch den steileren Winkel von etwa 70 Grad (in Ägypten nur rund 50 Grad) und ihre geringere Größe unterscheiden. Erst knapp 100 Jahre später begannen archäologische Erkundungen im nördlichen Nubien.

Als Pionier gilt der US-amerikanische Archäologe George A. **Reisner**, der 1913 bis 1916 in der Nähe der Ortschaft Kerma, südlich des 3. Katarakts, umfangreiche Ausgrabungen durchführte. Einige Jahrzehnte später entdeckte nach dem Zweiten Weltkrieg der ebenfalls US-amerikanische Archäologe Dows **Dunham** umweit von Napata (am 4. Katarakt) die Begräbnisstätten von al-Kurru (westlich vom Nil) und Nuri (östlich vom Nil); seine Erkenntnisse können im Internet unter „al-Kurru“ und „Nuri“ nachgelesen werden. Auch hier befanden sich die Gräber mehrerer Herrscher unter Pyramiden, die schon dem Stil von Meroë entsprachen; es waren die Bestattungsstätten jener Fürsten, die Ägypten beherrschten, und deren Nachfolger.

Schließlich begannen 1973 umfangreiche weitere Ausgrabungen umweit von Kerma, die von der Universität Genf unter der Leitung des Schweizer Archäologen Charles **Bonnet** durchgeführt wurden. Er schilderte später, dass ihn Kollegen wegen dieses Vorhabens belächelt hatten: „Im Sudan ist doch nichts, geh lieber nach Ägypten!“ [Lison 47]. Diese Anekdote zeigt deutlich, welchen Stellenwert damals Ausgrabungen in Nubien zugebilligt wurde. Rückblickend bemerkte Bonnet: „Wir haben dieser Region eine eigene Identität und ihre eigene Geschichte zurückgegeben“ [ebd., 48].

Kürzlich veröffentlichte Bonnet zusammen mit der Papyrologin Dominique **Valbelle** unter dem Titel *Pharaonen aus dem Schwarzen Afrika* ein reich bebildertes populäres Buch über die Ergebnisse der Schweizer Ausgrabungen in Dukki Gel nördlich von Kerma. Natürlich beruht die Darstellung auf der konventionellen Chronologie, gibt aber eine gute Einführung über die Entwicklung dieser Ortschaft durch die Zeiten. Grob gesehen, unterschied er drei Epochen: die vorägyptische, die ägyptische und die klassische Epoche.

Seine Darlegungen hierzu muss man natürlich kritisch lesen. Da in der vorägyptischen Epoche Gefäße mit Inschriften von Pepi I. und II. (konv. 6. Dyn.) gefunden wurden, setzte er für diese Periode viele Jahrtausende an; Heinsohn und Illig haben dagegen 1990 bewiesen (die vielen Einzelbelege können über das Register erschlossen werden), dass Pepi I. und II. weitaus später, als konventionell angenommen wird, gelebt haben müssen; m. E. waren sie lediglich Kleinfürsten kurz vor der Beginn der 18. Dynastie.

Die Schweizer Archäologen gruben an dieser Stelle auch die ägyptische Stadt Pnubs aus, fanden Bauten und andere Überreste von vielen Herrschern der 18. Dynastie, auch von Echnaton (Aton-Symbole), und vertreten die Auffassung, dass sich hier der Sitz des ägyptischen Vizegouverneurs für Nubien befunden haben müsse.

Am 11. Januar 2003 stießen sie auf eine Cachette (ein Depot), aus dem sie sieben Statuen von nubischen Herrschern freilegten; ihre Identität wurde durch Gürtelaufschriften und Inschriften auf dem Rückenpfeiler eindeutig geklärt. In der Presse war damals durchweg davon die Rede, dass die Statuen

von sieben Herrschern gefunden worden sei. Tatsächlich handelte es sich um Statuen von fünf Herrschern: Taharka, Tanutamun, Senkamisken, Anlamani und Aspelte (Taharka und Senkamisken waren jeweils zweimal vertreten). Dieser Fund beweist, dass diese Herrscher tatsächlich gelebt haben; hier interessieren nur die Herrscher, die in Ägypten herrschten: Taharka und Tanutamun. Die drei späteren Herrscher hatten nichts mehr mit Ägypten zu tun, obwohl sie weiterhin den Doppel-Uräus trugen, um ihre Ansprüche auf Ägypten aufrechtzuerhalten.

Zur konventionellen Herrscherfolge

Onasch bei Eder/Renger [43; ältere Variante] datierte die Herrscher der 25. Dynastie wie folgt:

- 753– 721: Pije; Sohn des Kaschta
- 721– 707/6: Sabakon; Bruder von Pije
- 707/6–690: Sebichos; Sohn von Sabakon
- 690– 664: Tarkos; Sohn von Pije
- 664– 656: Tanutamun; Sohn von Sabakon oder Sebichos.

Sie setzten somit den drei von Manetho genannten Herrschern den durch eine Siegesstele bekannten Piye voran und ließen diesen drei Herrschern den durch mehrere Inschriften und die erwähnte Statue bekannten Tanutamun folgen. Vor allem blieb unberücksichtigt, dass alle diese Herrscher natürlich nach ihren Regierungsjahren in Nubien datierten; diese wurden mechanisch addiert. Eventuelle Mitregentschaften oder gar Identitäten von Herrschern wurden nicht einmal für möglich gehalten.

Nachdem ich die Identität von Ramses I.||Necho I. und Sethos I.||Psammetich I. erkannt hatte, datierte ich die Vertreibung des Ramses I.||Necho I. aus Theben durch *Sabakon* auf das Realjahr -533, während ich andererseits die friedliche Machtübernahme des Sethos I.||Psammetich I. in Theben auf das Realjahr -527 datierte [*Aeg.* VII/3, 280]. Obwohl ich damit schon vorherige Beutezüge von Nubiern nach Ägypten während der Zeit des Haremhab keineswegs ausschloss, bedarf die Annahme einer solchen kurzen Herrschaftszeit, parallel zur Regierungszeit des Sethos I.||Psammetich I. einer besonderen Begründung, die in den folgenden Abschnitten erfolgen soll.

Gab es Mitregentschaften?

Nach dem Postulat von Doppelregentschaften in Nubien begann ich mit einer gründlichen Analyse der bekannten Schriftquellen und wurde sogar in der konventionellen Literatur fündig. So ging Thomas Schneider in seinem *Lexikon der Pharaonen* konsequent davon aus, dass die sieben Pharaonen der 25. Dynastie nacheinander regierten [vgl. z.B. 321]. An einer versteckten Stelle sei-

nes Buches [190] fand ich jedoch unter dem Stichwort „**Patjenfi (2)**“ einen hochinteressanten, aber unkommentierten Hinweis: „Im 2. Jahr des Schabaka und 10. Jahr des Schebitku durch eine Schenkungsstele bezeugter Fürst von Pharbaitos.“ Er bezog sich hierbei auf das im Literaturverzeichnis angegebene Buch von K. A. Kitchen [1986, §§ 340 neben 771 und 428]. Somit waren Schabaka und Schebitku Mitregenten, wobei, im Widerspruch zur konventionellen Herrscherabfolge, die Regierungszeit des Schebitku noch vor der des Schabaka begann!

In dem Sammelband *Abriss der Geschichte antiker Randkulturen* [1961] fand ich einen, ansonsten in der Literatur nicht erwähnten Beitrag „Nubien“, den Jürgen von Beckerath verfasst hatte. In diesem befinden sich sehr bemerkenswerte Feststellungen:

„Pe-anchy zieht sich nach Napata zurück, ernennt zum Mitregenten den [...] Schabako (griech. Sebakon)“ [ebd., 188].

„Schebitok (griech. Sebichos), anfangs Mitregent des Schabako“ [ebd., 188; anscheinend kannte er die Stele des Patjenfi (2) noch nicht].

„Taharqo, bedeutendster König der 25. Dynastie. Als Mitregent des Schebitok Befehlshaber der Armee in Unterägypten [ebd., 188].

Bezeichnenderweise hat es v. Beckerath in seinem chronologischen Standardwerk von 1997 nicht gewagt, diese Feststellungen, die ich noch im einzelnen untermauern werde, zu wiederholen.

Manchem Leser dürften die in der Literatur üblichen, verschiedenen Schreibweisen der nubischen Herrscher aufgefallen sein. Da in der ägyptischen Hieroglyphenschrift außer dem langen a keine Vokale, sondern nur Konsonanten geschrieben wurden, mussten die Archäologen in Texten, die für die Öffentlichkeit bestimmt waren, lesbare Namen finden, die sich allerdings von Autor zu Autor unterscheiden:

Py = Pianchi, Pe-anchy, Pije, Piye

Šbtk = Schebitku, Schebitko, Schebitok, Schabataka

Thr-q3 = Taharka, Taharqo

Šbk = Schabaka, Schabako

Tnwt-Jmn = Tanutamun, Tanutamon.

Zu den Verwandtschaftangaben

Eng verbunden mit dieser Frage ist das Problem, inwiefern die einzelnen Herrscher miteinander verwandt waren. Wie dargelegt, versuchten Eder und Renger in ihrem Buch, das als Standardwerk gilt, den Eindruck zu erwecken, dass bis auf eine Ausnahme (Tanutamun) die Verwandtschaft der Herrscher untereinander zweifelsfrei feststehe. Meine Analysen zeigten, dass fast jede Angabe umstritten ist oder auf schwachen Grundlagen beruht. Bezeichnend

hierfür ist, dass Schneider in seinem *Lexikon der Pharaonen* viele Verwandtschaftsangaben mit dem Wort „vielleicht“ versah oder ihnen das Wort „wohl“ voransetzte. Helene von Zeissl stellte nach eingehenden Analysen in ihrem keineswegs veralteten Buch von 1955 fast jede entsprechende Angabe in Zweifel, wie später 1990 auch Steffen Wenig in seinem interessanten Beitrag in *Meroitica 12*. Beckerath schrieb 1961 nur von Mitregentschaften einzelner Herrscher, vermied aber vorsichtshalber jede Verwandtschaftsangabe.

Indem ich jede in der Literatur angegebene Verwandtschaft anzweifle, bemühe ich mich, auf Grundlage meiner neuen Erkenntnisse die realen Verwandtschaftsbeziehungen zu rekonstruieren.

Zu den assyrisch-mitannischen Herrschern

Um die reale Herrscherfolge der *schwarzen Pharaonen* zu rekonstruieren, ist es nach meiner Überzeugung unerlässlich, von der wirklichen Herrscherfolge der Großkönige Vorderasiens auszugehen.

Beim Studium der Amarna-Korrespondenz ist mir aufgefallen, dass in dieser nirgends von **Sanherib** die Rede ist, obwohl er, wenn man von der auch stratigraphisch gesicherten Identität der 19. mit der 26. Dynastie ausgeht, genannt werden müsste. Stattdessen ergibt sich aus den Briefen des Mitanni-Herrschers Tuschratta, dass dieser in Ninive residierte, woraus sich zwingend ergibt, dass dieser mit Sanherib identisch gewesen sein muss [vgl. *Aeg.* IV, 492-495]. Insofern muss auch der in der Korrespondenz mehrfach erwähnte Schutarna, der Vater des Tuschratta, mit Salmanassar, dem Vater des Sanherib, identisch gewesen sein. In meinem Beitrag *Die Vorsargoniden* [II] [*Asiatica* III/2] begründete ich dann die sich daraus ergebende Identität der Vorfahren des Schutarna mit den „vorsargonidischen“ Herrschern von Ninive, wobei ich Artaschumara, den Bruder des Tuschratta, mit dem Usurpator „Sargon II.“ identifizierte. (Anscheinend handelte es sich um die Frau des Salmanassar, die als Mann regierte.)

Nachdem ein Angriff Sanheribs auf Ägypten wegen einer Seuche scheiterte, gelang es ihm nach dem Tod des Echnaton, Nordägypten unter seine Kontrolle zu bekommen. Er setzte seinen Schwiegersohn Haremhab in Memphis als „Pharao“ ein, was aus der „Krönungsinschrift“ deutlich hervorgeht [vgl. *Aeg.* VII/1, 577]. Die Berichte der Feldzüge des Tuschratta und des Sanherib ähneln sich auffällig. Beide wurden von ihrem eigenen Sohn ermordet [*Asiatica* V, 492-495]. In beiden Fällen setzte sich ein anderer Sohn als Nachfolger durch: Dem Tuschratta folgte Mattiwaza, dem Sanherib folgte **Asarhaddon** (Esarhaddon); beide betrachte ich als identisch. Asarhaddon hinterließ auf Zylindern geschriebene Annalen, in denen er auch ausführlich über seine siegreichen Kämpfe gegen dem nubischen König *Tarku* (= Taharka) über die

Vorherrschaft in Ägypten berichtete. Da nach dessen Tod *Tarku* erneut Ägypten besetzte, beauftragte sein Sohn und Nachfolger **Assurbanipal** seinen General Schanabuschu, eine Strafexpedition nach Ägypten durchzuführen, wobei Theben erobert und angeblich auch zerstört wurde. Eine solche Zerstörung ist jedoch archäologisch nicht nachweisbar; sie widerspricht auch zeitgenössischen ägyptischen Quellen [vgl. *Asiatica* IV, 468-470].

Bonnet/Valbelle [146-149] haben in ihrem Standardwerk umfangreiche Passagen aus den Annalen Asarhaddons und Assurbanipals wiedergegeben; auch in vielen der im Literaturverzeichnis angegebenen Werken sind mehr oder weniger lange Zitate in deutscher Übersetzung enthalten. Zeissl [35-46] hat in eingehender Analyse bewiesen, dass die Annalen des Assurbanipal fast wörtlich den Annalen seines Vaters entsprechen und die von ihm geschilderte Strafexpedition nur kurzzeitig gewesen sein kann, wobei sie besonders auf die Angaben der gleichzeitigen *Babylonischen Chronik* hingewiesen hat.

Bei der Analyse jeder nubischen Aktion in Ägypten und Palästina habe ich nicht nur das reale Zeitschema [*Aeg.* VII/3, 280] berücksichtigt, sondern stets auch geprüft, ob sie zur Zeit des Sanherib oder zur Zeit des Asarhaddon/Assurbanipal stattgefunden hat. So bin ich zu Erkenntnissen gekommen, die teilweise im Widerspruch zur konventionellen Herrscherfolge stehen. Da der Feldzug Schebitkus in Palästina während der frühen Regierungszeit Sanheribs stattfand, den ich mit Tuschratta identifizierte, muss er zur Zeit Echnatons (real 564-547) stattgefunden haben, also mindestens 15 Jahre vor der Eroberung Thebens durch *Sabakos* im Realjahr -533. Andererseits gehört der Feldzug Piyes, den ich mit Taharka identifizierte, eindeutig in die Zeit Asarhaddons. Da nach meinen Erkenntnissen die Nubier insgesamt nur einige Jahrzehnte in Ägypten wirkten, schließe ich es natürlich andererseits nicht aus, dass ein nubischer Herrscher sowohl während der Zeit Sanheribs wie auch während der Zeit Asarhaddonns gewirkt hat.

Da viele konventionelle Autoren unkritisch Manetho folgten, kamen sie zu recht dubiosen Feststellungen. So schrieb Clayton [192]:

„Als Schabaka nach vierzehnjähriger Amtszeit starb, bestattete man ihn in einer Steilpyramide bei el-Kurru wie zuvor schon seinen Bruder [Pianchi; KW]. Thronfolger wurden nacheinander seine Neffen Schebitku und Taharqa (die Söhne Pianchis).“

Wie ich noch aufzeigen werde, sind anerkannte Ägyptologen und Meroë-Forscher, die zeitgenössische Schriftquellen auswerten, zu ganz anderen Ergebnissen gekommen. Der Einfachheit halber bezeichne ich die mitannischen Herrscher, wie in der Literatur üblich, als *Assyrer*.

Alara („Jlr“)

Dieser gilt als der erste namentlich bekannte nubische König. Allerdings hat er keine zeitgenössischen Inschriften und keine Grabstätte hinterlassen; lediglich auf einer Stele des Taharka aus Kawa und auf einer Stele des Nastasen aus Dongola wurde er als Begründer der *kuschitischen* Dynastie bezeichnet. Während Schneider [144] ihn in seinem „Kaschta“-Beitrag noch als Bruder und Vorgänger Kaschtas bezeichnete, schrieb er in seinem „Alara“-Beitrag [49] nur noch, dass Alara „wohl“ der Bruder des Kaschta gewesen sei. Diese Einschränkung erfolgte, nachdem Wenig in *Meroitika 12* bewiesen hat, dass es für die allgemein behauptete Brüderschaft nicht den geringsten Beweis gibt.

Ohne konkrete Quellenangabe verwies Schneider [49] weiterhin auf eine Inschrift, wonach Piye der Schwiegersohn des Alara gewesen sei. Es handelt sich hierbei um die „Granitstele der Tabiry“, die 1919 von Reisner gefunden wurde und die sich jetzt im Sudanischen Nationalmuseum in Chartum (N 01901) befindet. In der Steleninschrift bezeichnete sich Tabiry als die Tochter des Königs Alara und seiner Ehefrau Kasaqa sowie als Ehefrau des Königs Piye. Daraus ergibt sich, dass Alara nur eine Generation vor Piye gelebt hat. Allerdings erwähnte Tabiry nicht die Herkunft Piyes; diese wurde auch in keiner anderen bekannten Inschrift angegeben. Nebenbei: Ich verwende bewusst die englische Schreibung „Piye“ (nicht „Pije“), um auf die richtige Aussprache dieses Namens hinzuweisen.

Kaschta („Kšt“)

Eine besondere Ehrenstellung nahm in Theben die „Gottesgemahlin“ (ägypt.: „Hmt-ntr“) ein, die ihr Leben selbstlos im Dienst Amuns verbrachte und gewisse Privilegien besaß, die in der späteren 19. Dynastie erweitert wurden. Aus vielen Quellen ergibt sich, dass die Gottesgemahlinnen der uns hier interessierenden Zeit nicht heiraten konnten, so dass alle in der älteren Literatur vertretenen Spekulationen über ihre Ehemänner jede Grundlage verloren haben.

Im Jahr 1858 fand Auguste Mariette in Karnak eine Stele (Kairo CG 42139), aus der sich ergibt, dass die Gottesgemahlin Schepenupet, die Tochter des Fürsten Osorkon (angeblich „III.“) und seiner Gemahlin Karina, eine **Amenirdis**, Tochter des Kaschta und seiner Gemahlin Pebatma, adoptiert hatte, wodurch diese selbst Gottesgemahlin wurde.

Dieser Kaschta wird mit einem nubischen Herrscher identifiziert, der eine Stele im Chnum-Tempel auf der Nil-Insel Elephantine (bei Assuan) hinterlassen hat; er führte hier bereits einen ägyptischen Thronnamen. Ansonsten ist aber wenig über ihn bekannt. Obwohl Fischer [46] dies behauptete, konnte ihm

nicht einmal eine Grabstätte in al-Kurru zugeordnet werden. Um so mehr wurde in der Literatur über diesen Kaschta spekuliert.

Viele Autoren behaupteten, dass die Adoption der Amenirdis durch Kaschta erzwungen wurde, der bis Theben vorgedrungen sei. Diese Schlussfolgerung ist jedoch nicht zwingend. Anscheinend legten die Fürsten Ägyptens und Nubiens damals großen Wert darauf, dass eine ihrer Töchter das Ehrenamt der „Gottesgemahlin“ erhielt. (Auch im Mittelalter legten die Fürsten Italiens Wert darauf, dass ein Angehöriger ihrer Familie Papst wurde, ohne dass deshalb diese Fürsten unmittelbar Rom beherrschten.)

Eine im Wadi Gasus gefundene Inschrift wurde gleichzeitig nach dem 19. Jahr der Schepenupet und dem 13. Jahr der Amenerdis datiert [Zeissl 63]. Aus dieser und einer ähnlichen Inschrift aus dem Osiris-Tempel in Karnak [ebd., 68 f.] ergibt sich eindeutig, dass Schepenupet nach der Adoption Gottesgemahlin blieb und beide mindestens 13 Jahre Mitregentinnen waren. Schneider [247 f.] nahm auf die erstgenannte Inschrift Bezug:

„Auf einem Graffitto im Wadi Gasus, in dem Amenirdis I. mit dem 12. Jahr, S. [= Schepenupet I.] verbunden wird, handelt es sich vermutlich um eine Gleichsetzung des 12. Jahres des Pije mit dem 19. Jahr Iupets II.“

Diese „Vermutung“ beruht auf der von einigen Autoren vertretenen Annahme, dass Amenirdis nicht von Kaschta, sondern von Piye, dem angeblichen Sohn und Nachfolger Kaschtas, als Gottesgemahlin eingesetzt worden sei. Zeissl [68] schrieb über Amenirdis:

„Fast überall, wo ihr Name auftaucht, bezeichnet sie sich als königliche Tochter des Kaschta. Das legt unbedingt die Vermutung nahe, daß sie ihre Stellung als Herrscherin von ihm ableitet, wie schon PETRIE hervorhebt. Aber vor allem erwähnt sie auf keinem einzigen Dokument Pianchi; nirgends nennt sie sich seine königliche Schwester oder stellt irgendeinen Zusammenhang zwischen sich und ihm her. Und sie hätte das sicherlich getan, wenn ihre Stellung als Gottesgemahlin auf ihn zurückzuführen wäre, auf ihn als ihren »königlichen Bruder«.“

Für die weitere Vermutung Schneiders [197], Kaschta sei „vielleicht“ der Vater Piyes und „vermutlich“ der Vater Schabakas gewesen, gibt es, wie Wenig nachgewiesen hat, keinen einzigen inschriftlichen Beleg.

Schebitku / Schabataka („Šbtk“)

Allgemein wird der von Manetho genannte *Sebichos* mit dem aus Inschriften in Karnak und in al-Kurru (Grabpyramide Nr. 18) bekannten Herrscher Schebitko identifiziert; er gilt als Sohn des Schabaka. Der einzige Beweis hierfür ist die Bemerkung Manethos, dass *Sebichos* der Sohn und Nachfolger des *Sabakon* gewesen sei.

Seitdem mir die bereits erwähnte Inschrift des Patjenfi (2) bekannt ist, habe ich erhebliche Zweifel an der Richtigkeit dieser Angabe. Die Inschrift bezeichnete Schebitku und Schabaka nicht nur als Mitregenten; sie wurde, was zumeist verschwiegen wird, im 10. Jahr des Schebitku und im 2. Jahr des Schabaku ausgestellt [Schneider 190]. Schebitku wurde somit schon acht Jahre vor Schabaka Herrscher und kann schon deshalb nicht der Sohn des Schabaka gewesen sein. Schneider [247] erwähnte nur eine einzige politische Aktivität Schebitkus:

„Bedeutsamstes politisches Ereignis der Regierung S.s ist die Schlacht bei Altaqu/Elteqeh in seinem 2. Jahr (701) gegen Sinachcheeriba (Sanherib) von Assyrien.“

De Meulenaere [246] schrieb über diese Schlacht:

„Auf Sargon II. folgte 705 sein Sohn Sanherib. Dieser schlug bei seinem dritten Feldzug in der Nähe von Altaku ein starkes Heer, das sich aus »ägyptischen Königen, Bogenschützen, Streitwagen und Pferden des Königs von Äthiopien« zusammensetzte und den aufständischen Städten Westasiens zu Hilfe eilte.“

Keiner der genannten Autoren nannte die Quelle; es handelt sich um einen Bericht des Sanherib auf einem sechsseitigen Tonprisma („Taylor-Zylinder“), dessen übersetzter Text Jepsen [173-175] vollständig zitierte. Altaku lag im Süd-Palästina und wird mit dem heutigen „Chirbet el-mukanne“ identifiziert [Jepsen 176].

Die Schlacht fand somit in der frühen Regierungszeit des Sanherib statt. Da dieser mit Tuschratta, einem Zeitgenossen Echnatons, identisch war, muss sie noch während der Regierungszeit des Aton-Herrschers stattgefunden haben. Dem scheint die im Text gebrauchte Formulierung, dass Sanherib „ägyptische Könige“ besiegt hatte, zu widersprechen. Herrmann [317] legte überzeugend dar, dass es sich tatsächlich um „ägyptische Stadt- und Gaufürsten“ handelte. Da Schebitku ein Zeitgenosse des frühen Sanherib war, muss er somit *vor* Schabaka, der später wirkte, Nubien regiert haben. Offensichtlich hatte er sich an einem Beutezug nach Palästina beteiligt. Aus dem Text ergibt sich, dass der König von Äthiopien, das hier als *Meluhha* bezeichnet wurde, nach der Niederlage entkam, während der Befehlshaber seiner Streitwagen mitten in der Schlacht gefangen genommen wurde.

Schebitku hat in Karnak einen Tempel, den Osorkon und Takelot errichteten, durch den Anbau einer Kapelle erweitert [Inschrift: Breasted IV:889 ff.]. Das bedeutet aber nicht, dass diese Fürsten jemals Herrscher von Theben waren; sie errichteten nach meiner Überzeugung lediglich Weihstätten für Amun an diesem heiligen Ort!

Nach dem Bericht Manethos wurde Schebitku von seinem Nachfolger Taharka ermordet. Zeissl [30] schrieb:

„Einen inschriftlichen Beweis für diese Behauptung besitzen wir nicht, aber es ist möglich, daß dieser Bericht der Wahrheit entspricht, denn Taharka war nicht der Sohn des Schabataka.“

Unter der Grabpyramide (Nr. 18) des Schebitku in al-Kurru wurden Schädel und Knochen gefunden. Daraus ist auf jeden Fall zu schließen, dass er eine reale Person gewesen ist.

Pianchi / Piye („Py“) = Taharka („Thr-q3“)

Im Jahr 1862 fand Auguste Mariette in den Trümmern von Napata die berühmte „Siegesstele des Pianchi“, deren vollständigen Text Breasted [IV: 792-803] veröffentlicht hat, der aber auch von vielen Autoren in deutscher Übersetzung vollständig oder in wesentlichen Teilen zitiert wurde.

Dieser Pianchi war, was sich schon aus dem Fundort ergibt, Fürst von Nubien. Er wird allgemein mit Piye identifiziert, dem Dunham die Grabstätte Nr. 17 in al-Kurru zugeordnet hatte. Nach dem Stelentext wurde Theben im „21. Jahr“ des Piye von den Truppen eines *Tefnachte* (im Original: „t3y.f-nhtw“) bedroht:

„Ein Fürst des Westens, der große Fürst in Neter, Tefnachte, hat sich des ganzen Westens vom Hinterland bis Iztaiu bemächtigt, indem er südwärts kam mit einem zahlreichen Heer, während die »Zwei Länder« sich hinter ihm vereinigten. [...] Keine Festung schloß ihre Tore in den Festungen des Südens. Sie öffneten die Tore aus Angst vor ihm. [...] Unterdessen treibt Tefnachte seine Eroberung voran und findet keinen, der ihn zurückhält.“

Daraufhin entschloss sich Piye, dem bedrohten Theben zu Hilfe zu kommen:

„Ich schwöre, so wahr mich Re liebt, so wahr mein Vater Amun mir günstig gesinnt ist: Ich werde selbst nach Norden ziehen, [...] um ihn von Kämpfen abzuhalten für immer.“

Aus seiner Darstellung ergibt sich, dass Theben damals von Nubiern beherrscht wurde, nach meiner Rekonstruktion von Schabaka, der im Realjahr -533 die Stadt erobert hatte. Nachdem Piye am Opet-Fest teilgenommen und dem Amun geopfert hatte, brach er zu seinem Feldzug nach Norden auf.

Im folgenden Text wurden die beiderseits sehr verlustreichen Kämpfe sehr ausführlich geschildert. Schließlich endete der Feldzug mit einem seltsamen 'Triumph': Nach monatelanger Belagerung gelang es Piye lediglich, die von Nemrod, einem Vasallen des Tefnachte, verteidigte Stadt „Hatweret“ zu erobern, worauf er nach Nubien zurückkehrte. Im Text ist nirgends davon die Rede, dass es ihm gelungen war, Tefnachte zu besiegen, der immerhin 8.000 „ausgesuchte Krieger“ gegen ihn aufgeboden haben soll.

In jeder konventionellen Darstellung wird dieser Tefnachte als Kleinfürst aus dem Deltagebiet bezeichnet, obwohl es keinen einzigen sicheren Beleg

für dessen Existenz gibt. Es wird lediglich behauptet, dass er Vater des Bokchoris gewesen sei, den Manetho als einzigen „Pharao“ der 24. Dynastie angegeben hatte und der nach seiner Darstellung von *Sabakon* besiegt und lebendig verbrannt wurde. Dieser Bokchoris wird allgemein mit Bakenrenef, einem inschriftlich bezeugten Kleinfürst des Deltagebiets, identifiziert, über dessen Abstammung aber nichts bekannt ist [Schneider 93].

Meine Recherchen haben ergeben, dass die Behauptung, Tefnachte sei der Vater des Bokchoris gewesen, sich nur auf Diodoros [I:45,2] stützt, der einen *Thnephachthos* als Vater dieses Bokchoris bezeichnet hat. Diesem Kleinfürst sollen nach dieser anekdotenhaften Bemerkung bei einem Wüstenausflug die Lebensmittel ausgegangen seien, worauf nach eintägigem Fasten Nomaden ihre karge Nahrung mit ihm teilten, die deshalb gelobt wurden. In diesem Text ist keine Rede davon, dass dieser *Thnephachthos* versuchte, Theben zu erobern oder gegen die von Diodoros erwähnten „Äthiopier“, deren König *Sabakon* er mit Namen nannte, gekämpft hat. Es gehört wirklich viel Phantasie dazu, diesen *Thnephachthos* mit Tefnachte zu identifizieren, wie es z. B. v. Beckerath [1997, 93, Anm. 373] versucht hat.

Liest man unbefangen, ohne konventionelle Vorurteile, den Text der „Siegesstele“, muss man zu der Überzeugung kommen, dass *Tefnachte* kein Kleinfürst, sondern ein Großherrscher war, der über zahlreiche, gut ausgebildete Truppen verfügte und den auch ein Piye nicht besiegen konnte. Nach meiner Konzeption kämpften damals die „Assyrer“ und die „Äthiopen“ um die Macht in Ägypten. Tefnachte kann deshalb nur mit **Asarhaddon** identisch gewesen sein. Studiert man aufmerksam dessen Annalen, findet man überraschende Übereinstimmungen mit dem Text der „Siegesstele“, nur wurde in dem assyrischen Text als Gegner Asarhaddons nicht Piye, sondern der äthiopische König Tarku genannt, der allgemein mit **Taharka** identifiziert wird.

Aus den Annalen Asarhaddons ergibt sich, dass Taharka eine schmachliche Niederlage erlitten hat. Die Assyrer eroberten Memphis und vertrieben ihn nach Nubien; sein Sohn Uschanachuru musste gefesselt vor Asarhaddon niederknien, was auf einer Siegesstele [Pritchard 447], die sich jetzt in Berlin befindet, illustriert wurde [Herrmann 321]. In dieser Situation muss Piye in Nubien den Text seiner „Siegesstele“ verfasst haben, in dem er sich als Sieger bezeichnete. Dieses Beispiel zeigt, wie schon im Altertum die Geschichte verfälscht worden ist.

Aus den Annalen Assurbanipals ergibt sich jedoch, dass nach dem Tod Asarhaddons Taharka nach Ägypten zurückkehren und kurzzeitig auch Unterägypten besetzen konnte, so dass der assyrische Herrscher sich zu seiner Strafexpedition entschloss.

Der Identifizierung Taharkas mit Piye scheint zu widersprechen, dass ersterer in der Literatur [z.B. von Schneider 281], als Sohn des Piye und der Abale

bezeichnet wird. Für diese Behauptung, die von vielen Ägyptologen vertreten wurde, gibt es jedoch keinen einzigen inschriftlichen Beleg. Zeissl [30 f.] hat sie mit vielen Argumenten überzeugend widerlegt. So schrieb sie:

„Einen weiteren Beweis liefert eine Stele des Taharka, die in Tanis gefunden wurde, in der seine Mutter ausdrücklich als Königmutter und Königsschwester bezeichnet wird, nicht aber als Gemahlin eines Königs. Der Vater des Taharka war also nicht König; Taharka scheint aus einer Seitenlinie der Familie gestammt zu haben.“ [Zeissl 31]

In diesem Text [Breasted IV:892-896; s. a. Bonnet/Valbelle 144] schilderte Taharka den Besuch seiner Mutter Abala, die er längere Zeit nicht gesehen hatte; er muss nach dem Tod Asarhaddons stattgefunden haben, als es Taharka gelang, kurzzeitig wieder Unterägypten zu besetzen.

Taharka hinterließ unter diesem Namen nur eine in Nubien in verschiedenen Varianten gefundene Inschrift, die sein 6. Regierungsjahr nennt [Schneider 280]. Nach den Zylinder-Annalen Assurbanipals starb er bald nach dem Tod seines Vaters, nachdem er seine Strafexpedition begonnen und ehe er Theben angegriffen hatte:

„Tarku, den König des Landes Kusch [Ku-u-si; KW] warf Panik und Furcht vor meiner Herrschaft nieder, und ein nächtliches Geschick ereilte ihn“ [Jepsen 181].

Aus dem Zusammenhang ergibt sich, dass er in Unterägypten gestorben sein muss. Dass er 26 Jahre regiert habe, wird nur aus einer dubiosen Apis-Stele in Saqqara geschlossen. Manetho gab eine Regierungszeit von 24 Jahren an. Geht man von dem Text der Siegesstele aus, regierte sein Alter Ego Piye 20 Jahre in Nubien, bevor er nach Ägypten aufbrach. Er hatte somit nur vier Jahre in Ägypten gewirkt, was exakt meiner Rekonstruktion entspricht.

Meiner Identifikation scheint allerdings entgegenzustehen, dass nach den Angaben Danhams Piye im Grab Nr. 17 in al-Kurru, Taharka dagegen im Grab Nr. 1 in Nuri bestattet wurde. Beide Angaben erscheinen aber zweifelhaft. Céline Lison [54], die kürzlich in al-Kurru weilte, schrieb: „Pijes Grabstätte ist völlig verschwunden.“ Die Frage bleibt offen, ob Danham sie seinerzeit wirklich eindeutig identifiziert hat.

Zum Grab des Taharka (Nr. 1) unter einer Pyramide in Nuri schrieb Schneider [283], dass sich in diesem „offenbar keine Spuren eines Begräbnisses (jedoch 1070 Uscheptis)“ befanden. Offenbar wurde der Bau dieser Grabanlage zwar begonnen, Taharka hier aber nicht bestattet. Das kann damit erklärt werden, dass er, wie von Assurbanipal berichtet, im fernen Unterägypten starb und sein Leichnam nicht nach Nubien überführt wurde. Ich habe das Problem jedoch auf andere Weise gelöst.

Schabaka („Šbk“) = Tanutamun /Tunwetamani („Tnwt-Jmn“)

Wie dargelegt, gibt es keinen Beweis dafür, dass dieser Herrscher ein Sohn des Kaschta war; seine Abstammung ist somit nicht bekannt. Aus der Inschrift des Patjenfi (2) ergibt sich jedenfalls, dass er 8 Jahre nach dem Regierungsantritt Schebitkus dessen Mitregent, offenbar noch in Nubien, wurde.

Nach den Berichten des Herodot und Diodors vertrieb er Necho I. aus Theben, wo er anschließend bis zum Ende der nubischen Herrschaft verblieb, ehe er, angeblich freiwillig, nach Nubien zurückkehrte. Seine Anwesenheit in Ägypten wird durch einige Inschriften belegt, die Schneider [246] aufgelistet hat. Diese wurden aber offenbar nicht datiert, so dass über die Länge seiner Herrschaft in Ägypten (unter diesem Namen) wenig gesagt werden kann. Wenn man von den konventionellen Quellen ausgeht, ist auch sonst wenig über ihn bekannt. So wurde auch weder eine Statue noch eine Grabstätte gefunden, die seinen Namen trägt.

Schon aus diesem Grund neigte ich schon bald nach Beginn meiner Recherchen der Ansicht zu, dass er auch unter einem anderen Namen aufgetreten sein muss. Einen ersten konkreten Hinweis verdanke ich Schneider [285], laut dem Necho, der Vater des Psammetich I., von „Tunwetamani/Tanutamun“ getötet wurde. Nach den klaren Angaben Herodots [II:152] wurde dieser *Nekos* aber von *Sabakos*, also Schabaka, getötet!

Wie schon ausgeführt datierte ich die Vertreibung Nechos aus Theben auf das Realjahr -533, vermied aber bewusst, auch seinen Tod zu datieren. Ich betonte jedoch, dass Sethos I. (= Psammetich I.) als Mitregent seines anscheinend blinden Vaters Ramses I. (= Necho I.) faktisch für diesen regierte und deshalb seine Regierungszeit ab dem Tod Haremhab's zählte [Aeg. VII/2, 63]. Dabei stützte ich mich auch auf die Annalen des Asarhaddons, in denen öfters von einem *Niku* die Rede war, der zeitweilig Memphis beherrschte. Natürlich handelte es sich hierbei um Psammetich, der im Namen seines noch lebenden Vaters *Niku* als assyrischer Vasall auftrat. Aus den assyrischen Quellen ergibt sich, dass Tanutamun (assyrisch: Tandamane) nach dem Tod des Taharka dessen Nachfolge antrat. Diesem gelang es, Psammetich aus Memphis zu vertreiben; danach wurde *Niku* nirgends mehr erwähnt:

„Die Schlacht war siegreich für den Äthiopen, und Memphis wurde danach von ihm erobert. Nach einer entsprechenden Vermutung von EDUARD MEYER, der auch die meisten anderen Autoren folgen, fiel Necho in dieser Schlacht gegen Tanutamun“ [Zeissl 46].

Im Text seiner „Traumstele“ schilderte Tanutamun in Einzelheiten die Eroberung von Memphis [vgl. Bonnet/Valbelle 151]. Diese Stele befindet sich im großen Amun-Tempel B 500 am Djebel Barkal, ihren Text hat Breasted [IV:919-932] veröffentlicht.

Ich habe schon dargelegt, dass nach den Berichten des Herodot und des Diodoros sich König *Sabakos* nach einem Traum entschlossen hatte, freiwillig Theben zu verlassen und nach Nubien zurückzukehren. Im Text der „Traumstele“ wird in Einzelheiten über einen solchen Traum berichtet; danach verließ Tanutamun die Stadt Theben und kehrte nach Nubien zurück. Ich betrachte diese Stele als wichtiges Indiz dafür, dass Schabaka und Tanutamun identisch gewesen sein müssen.

Assurbanipal schrieb über Tanutamun: „Er machte Ni' [Theben] zu einer Festung und versammelte seine Streitkraft“ [Jepsen 181]. Allerdings kam es zu keinen Kämpfen: „Als er meine mächtige Armee anrücken sah, verließ er Theben und floh nach Kipkipi“ [Zeissl 46; Bonnet/Valbelle 151]. Er verließ somit zwar „freiwillig“ die Stadt, wie Herodot und Diodoros berichteten, aber unter dem Druck der assyrischen Armee!

Nach meiner Rekonstruktion wurde Taharka nach der Ermordung des Schebitku Mitregent des Schabaka, den ich mit Tanutamun identifizierte. Interessant ist, dass in der Kapelle des Osiris-Ptah die beiden weihenden Könige Taharka und Tanutamun nebeneinander abgebildet wurden, was Zeissl [48] als Beweis ihrer Mitregentschaft ansah. Entsprechend deutete sie auch eine Passage dieser Traumstele, in der zwei Thronbesteigungen des Tanutamun erwähnt wurden,

„wobei nur an eine Mitregentschaft und dann an die Thronbesteigung als Alleinherrscher zu denken ist. Diese Beweisführung scheint so einleuchtend zu sein, daß, da wir eine andere Interpretation der entsprechenden Stelle nicht kennen, doch anzunehmen ist, dass Tunutamun [sic!] von Taharka in seinem letzten Regierungsjahr zum Mitregenten angenommen wurde“ [ebd.].

Nach meiner Interpretation begann die Mitregentschaft natürlich weitaus früher. Unbekannt ist, wie lange Tanutamun noch in Nubien regierte. Er wurde in al-Kurru (Nr. 16) begraben, wo auch eine Statue von ihm gefunden wurde.

Taharka = Schebitku

Die Abstammung Tanutamuns ist wie die von Schabaka sehr unklar. In der Literatur [z. B. Onasch 43, Schneider 285] wird immer wieder angegeben, dass Tanutamun der Sohn des Schabaka gewesen sein kann, was mit meinen Erkenntnissen natürlich nicht zu vereinbaren ist. Zur Begründung wird auf zwei Passagen der Assurbanipal-Annalen verwiesen, die tatsächlich widersprüchlich sind. Über die diesbezüglichen Diskussionen haben Zeissl [27 ff.; 47 ff.] und Kaznelson [154-159] ausführlich informiert. In der einen [Rassam-ZylinderB II, 2] heißt es tatsächlich, Tanutamun sei der Sohn des Schabaka gewesen [vgl. Zeissl 47]. Eduard Meyer vertrat hierzu mehrfach [s. Zeissl 47] entschieden die Mei-

nung, dass der assyrische Autor schlicht Šbk mit Štk verwechselt hat. Dieser Auffassung hat sich nunmehr auch K.A. Kitchen angeschlossen [Schneider 285]. Sie bedeutet: Tanutamun war der Sohn Schebitkus!

Es gibt aber in den Assurbanipal-Annalen noch eine andere Passage [Rassam-Zylinder B II: 15; beide Passagen s. Breasted IV: 920], auf die ich mich hier in der Übersetzung von Jepsen [181] beziehe. Nachdem der Autor den Tod des *Tarku* berichtet hatte, folgt unmittelbar anschließend der Satz: „Tandamane, der Sohn seiner Schwester, setzte sich auf seinen Thron und regierte das Land.“

Tandamane ist natürlich Tanutamun. Die Lesung „Sohn seiner Schwester“ ist umstritten; viele Assyriologen lesen stattdessen einfach „Sohn“, was meiner Konzeption entsprechen würde: Taharka (= Piye) war danach Vater des Tanutamun (=Schabaku)!

Aufschlussreich sind auch die ägyptischen und nubischen Schriftquellen. Bonnet/Valbelle [150 f.] gingen ausführlich auf die Inschrift im Grab Nr. 5 in al-Kurru ein. Aus diesen ergibt sich, dass hier Qalhata, die Ehefrau des Herrschers Schebitku, beigelegt worden ist. Erwähnt wurde aber auch Tanutamun; die Lesung ist allerdings umstritten. Qalhata war demnach entweder seine Mutter oder Schwester, er selbst somit entweder Sohn oder Schwager des Schebitku. Die assyrischen Quellen hatten somit tatsächlich Schabaka mit Schebitku verwechselt, was Bonnet/Valbella ausdrücklich betonten.

Zeissl kannte diese Grabinschrift noch nicht, bezog sich aber auf zwei andere Inschriften. Auf der in Theben entdeckten Statue des Hohenpriesters Harmachis, der als Sohn des Schabaka gilt, wurde „die königliche Gemahlin des Schabataka, königliche Tochter Pianchirti“ erwähnt. In der von mir bereits erwähnten „Traumstele“ wurde eine *Pianchari* als Schwester des Tanutamun genannt. Meyer [laut Zeissl 30] identifizierte sie mit der *Pianchirti* des Harmachis, deren Namen auch *Pianharti* gelesen wurde. Ich gehe davon aus, dass diese mit Qalhata, der Ehefrau des Schebitku (Schabataka) identisch war. Einige Autoren deuteten den Namen Pianchirti so, dass diese die Tochter von Piye war. Zeissl [27 f.] lehnte diese Annahme entschieden ab und bezeichnete die genannte Dame schlicht als *Irti*, während Schneider [197] *Arti*, die Gemahlin Schebitkus, ohne Quellenangabe als Tochter des Piye bezeichnete. Obwohl Zeissl von langen Zeitläuften ausging und diese Deutung ablehnte, halte ich sie keineswegs für abwegig. Wenn Qalhata tatsächlich die Mutter von Schabaka/Tanamatun war, so war Piye sein Vater. Immerhin regierte er gemäß seiner „Siegesstele“ knapp 20 Jahre in Nubien, ehe er seinen Nordfeldzug begann. Etwa ein Jahr vorher eroberte sein Mitregent Schabaka, der somit auch sein Sohn war, offensichtlich in seinem Auftrag im Realjahr -533 Theben, das Stützpunkt seines Nordfeldzuges gegen die Assyrer werden sollte. Diese Annahme erklärt auch, warum Schabaka nach dem Tod Taharkas

als Tunatamun unbestritten sein Nachfolger und damit Alleinherrscher werden konnte.

Daraus leitet sich die Identität Pianchi||Schebitku ab. Dagegen spricht nur die Angabe Manethos, dass Schebitku von seinem Nachfolger Taharka ermordet worden sei. Wie Zeissl [30] betont hat, gibt es hierfür keinerlei Beweis. Dagegen spricht aber, dass Schebitku und seine Gemahlin Qalhata in al-Kurru pompös begraben worden sind. Wie ich darlegte, ist der Herrscher unter dem Namen *Schebitku* nur durch seinen Beutezug nach Palästina bekannt. Interessant ist aber, dass in der Bibel [2. Buch Könige 19, 9] als Feldherr ein *Trihaka* [sic!] genannt wurde, der als „König von Äthiopien“ bezeichnet wurde und offensichtlich mit Taharka identisch war. Dieser *Trihaka* stellte Generationen von Ägyptologen und Bibelforschern vor ein Problem, das nie überzeugend gelöst werden konnte [vgl. z.B. Beckerath 1997, 92]. Geht man von meinen Erkenntnissen aus, liegt die Lösung auf der Hand: Schebitku, unzweifelhaft „König von Äthiopien“, war mit *Trihaka* identisch! Der ebenfalls mit ihm identische Piye hat vor dem Beginn seines Nordfeldzuges etwa 20 Jahre in Nubien regiert.

Mit dieser Erkenntnis ist auch das Problem des Verbleibs der Gebeine des Piye||Taharka geklärt. Sie befinden sich in der prächtigen Grabstätte Nr. 18 des Schebitku in al-Kurru!

Kaschta war Vater der Gottesgemahlin Amenirdis. Wie ich schon darlegte, kann er nicht der Vater des Piye gewesen sein, da dieser nicht von einem König abstammte, wie aus der Inschrift des mit ihm identischen Taharka in Tanis hervorgeht. Wegen des Alters der Amenirdis zur Zeit ihrer Adoption (14 Jahre) halte ich es für sehr unwahrscheinlich, dass Alara ihr Vater war, so dass ich der Ansicht zuneige, dass Piye auch mit Kaschta identisch war.

Somit operierten in Ägypten tatsächlich nur zwei nubische Herrscher (Vater und Sohn):

- Kaschta||Schebitku||Pianchi/Piye||Taharka
- Schabaka||Tanutamun.

Insofern ist es auch kein Zufall, dass Bonnet nur von zwei Herrschern dieser Zeit Statuen gefunden hat: von Taharka und von Tanutamun!

Chronologisches Fazit

Der erste namentlich bekannte nubische Herrscher war Alara, der Schwiegervater des **Piye**. Dessen Regierungsantritt datiere ich auf das Realjahr -552, weil sein Nordfeldzug nach meiner Rekonstruktion im Realjahr -532, ein Jahr nach der Eroberung Thebens -533 durch seinen Sohn Schabaka, begann: Das geschah nach den Angaben seiner „Siegesstele“ in seinem 21. Jahr: er hatte

somit vorher schon 20 Jahre in Nubien regiert. In seine frühe Regierungszeit fällt seine Teilnahme am Feldzug in Palästina, der während der Regierungszeit Echnatons (real 564–547) erfolgt ist. Der Nordfeldzug dauerte nach meinen Analysen, die ich hier noch nicht veröffentlicht habe, etwa vier Jahre. Piye regierte somit von 552–526.

Alara muss somit der Echnaton-Zeit angehört haben. Dem scheint entgegenzustehen, dass nach den Ausgrabungen Bonnets in Kerma (*Pnubs*) Aton-Symbole gefunden wurden, aus denen geschlossen wurde, dass die Stadt noch von Echnaton beherrscht wurde. Zibelius-Chen [449] vermutete, dass Alara zunächst seinen Sitz in Napata hatte, in dessen Nähe (al-Kurru) vor ihm seine namentlich nicht bekannten Vorfahren bestattet wurden, und von hier aus dann Kerma (*Pnubs*) eroberte und den letzten ägyptischen Statthalter Pamiu vertrieb. Diese Annahme erscheint mir wahrscheinlich. Piye war anscheinend in seinen ersten Regierungsjahren nur Mitregent seines Schwiegervaters, so dass die Regierungszeit Alaras nicht schon -552 geendet haben dürfte, was dem dargelegten Befund widerspräche.

Schabaka||Tanutamun wurde nach der Inschrift des Patjenfi (2) im 8. Regierungsjahr seines Vaters (Schebitku), also im Realjahr -544, zum Mitregenten eingesetzt und eroberte, wie schon im Vorbeitrag errechnet, im Auftrag seines Vaters im Realjahr -533 Theben, das er als Tanutamun bis zur assyrischen Eroberung beherrschte. Nach den Assurbanipal-Annalen erfolgte diese noch im Todesjahr Taharkas, somit im Jahr -528. Eine spätere Datierung halte ich für ausgeschlossen, da nach meiner Rekonstruktion [*Aeg.* VII/1, 64] Ninive im Realjahr -526 durch Murschili II. (= Nabopolassar) erobert wurde. Schabaka/Tanutamun beherrschte somit 5 Jahre lang Theben. Da die nubische Herrschaft mit der Eroberung Thebens durch Schabaka begann, betrug die tatsächliche Herrschaft der Nubier in Ägypten tatsächlich nur fünf Jahre. Gegen diese Annahme scheint der archäologische Befund in Bezug auf Tanutamun zu sprechen. Zeissl [49] schrieb:

„Denn wir besitzen eine Stele aus seinem dritten Jahr und eine aus seinem achten Jahr. Der Denkstein vom zweiten Schalttage des dritten Jahres bezieht sich auf eine Priesterweihe. Ein Priester namens Pedichons wird an diesem Tag in den Amontempel [sic!] eingeführt. [...] Auf der Stele aus dem Jahr 8 ist ein Verkauf von 10 Aruren Land verzeichnet, der eine Sängerin des Amon, namens Anch-nes-itefes, vornimmt.“

Gardiner [388] schrieb zur Stele des Jahres 8: „Er [Tanutamun] wird sich aber schon lange vor diesem Zeitpunkt nach Napata zurückgezogen haben.“ Diese Urkunde kann sich auf Nubien, aber auch auf die Thebais beziehen. Immerhin erhob Tanutamun weiterhin Ansprüche auf Ägypten; offensichtlich wurde in den „herrenlosen“ Jahren nach seiner Vertreibung weiter nach seiner Ära datiert.

Im 9. Regierungsjahr des **Psammetich I.**, nach meiner Datierung somit im Realjahr -527, wurde dessen Tochter Nitokris durch die Gottesgemahlin Schepenupet adoptiert; sie wurde somit ebenfalls Gottesgemahlin [Stele s. Breasted IV: 488-491]. Natürlich war diese mit Schepenupet identisch, die seinerzeit Amenirdis, die Tochter Kaschtas, adoptiert hatte. (Es gab weder eine Schepenupet II. noch eine Amenirdis II.; beide waren Konstruktionen von Ägyptologen, die anders die angenommene längere äthiopische Herrschaft in Ägypten nicht halten konnten.) Nachweislich amtierten alle drei Gottesgemahlinnen noch lange nebeneinander. Die Adoption der Nitokris zeigt deutlich, dass Psammetich I. schon -527 faktischer Herrscher über Theben war; in seinem 11. Regierungsjahr ließ er als Sethos I. eine Stele am Djebel Barkal errichten [Aeg. VII/2, 62].

Diodoros [I: 66] schrieb, dass Theben nach der assyrischen Eroberung „zwei Jahre ohne Oberhaupt“ war. Wenn diese Angabe richtig ist, bedeutet dies, dass Psammetich erst im Realjahr -526, zwei Jahre vor seinem Tod, formell Herrscher von Theben wurde, Bonnet/Valbelle [153] untersuchten die Nitokris-Stele aus dem 9. Jahr des Psammetich etwas näher und schrieben: „Bezeichnend ist, dass auf der Stele Taharqas Titel noch zweimal erwähnt und erst später getilgt wurde.“ Faktisch endet damit die nubische Herrschaft über Theben und damit über Ägypten im Realjahr -528.

Literatur (auch zu *Aegyptiaca* X und XI)

- Adams, William Y. (1977): *Nubia. Corridor to Africa*; Princeton · London
Aeg. I - VII/3 s. Weissgerber *Aegyptiaca* I - VII/3
- Arkell, Anthony J. (1961): *A History of Sudan from the Earliest Times to 1821*; London
- Arnold, Dieter (1996): *Die Tempel Ägyptens. Götterwohnungen · Baudenkmäler · Kultstätten*; Augsburg
Asiatica III/2 s. Weissgerber, Klaus: Die Vorsargoniden (II)
- Beckerath, Jürgen von (1961): Nubien, in: Barloewen, Wolf-D. v.: *Abriß der Geschichte antiker Randkulturen*; München, 182-193
- (1984): *Handbuch der ägyptischen Königsnamen*; München · Berlin/West
- (1997): *Chronologie des pharaonischen Ägypten. Die Zeitbestimmung der ägyptischen Geschichte von der Vorzeit bis 332 v. Chr.*; Mainz
- Bonnet, Charles (2001): *Archaeological Excavations at Kerma (Soudan)*:
www.arkamani.org/arkamani-library/pre-kerma-andkerma/prelim_report.htm
- Bonnet, Charles / Valbelle, Dominique (2006): *Pharaonen aus dem schwarzen Afrika*; Mainz
- Breasted, James Henry (Hg.; 1906): *Ancient Records of Egypt*. Vol. IV; London
- Clayton, Peter A. (1995): *Die Pharaonen. Herrscher und Dynastien im alten Ägypten*; Düsseldorf
- De Meulenaere, Hermann (1967): Die Dritte Zwischenzeit und das äthiopische Reich; in: *Fischer Weltgeschichte* IV; Frankfurt/Main, 223-255

- Diodoros von Sizilien (1907): *Geschichtsbibliothek*; Berlin · Stuttgart
- Dunham, Dows (1950-1957): *The Royal Cemeteries of Kush*. I-IV; Boston/MA
- Emery, Walter B. (1965): *Egypt in Nubia*; London
- Fischer, Rudolf: (1980): *Die schwarzen Pharaonen. Tausend Jahre Geschichte und Kunst der ersten innerafrikanischen Hochkultur*; Bergisch Gladbach
- Gardiner, Sir Alan (1994): *Geschichte des Alten Ägypten. Eine Einführung*; Augsburg
- Greßmann, Hugo (Hg.; ²1926): *Altorientalische Texte zum Alten Testament*; Berlin · Leipzig
- Heinsohn, Gunnar / Illig, Heribert (²1997) *Wann lebten die Pharaonen? Archäologische und technologische Grundlagen für eine Neuschreibung der Geschichte Ägyptens und der übrigen Welt*; Gräfelting
- Helck, Wolfgang (1956): *Untersuchungen zu Manetho und den ägyptischen Königslisten*; Berlin/DDR
- Hell. II s. Weissgerber *Hellenica II*
- Herodot (1955): *Historien*; Stuttgart
- Herrmann, Siegfried (1973): *Geschichte Israels in alttestamentlicher Zeit*; Berlin/DDR
- Hintze, Fritz und Ursula (1966): *Alte Kulturen im Sudan*; Leipzig
- Hürter, Tobias (2003): Schwarze Macht am Nil; in *Die Zeit* (Hamburg), Nr. 10, 27. 2.
- Iser-Kerenyi, Cornelia (2007): Wiederentdeckung einer Reichshauptstadt. Archäologische Funde in der Stadt Kerma im Sudan; in *Neue Zürcher Zeitung*, 27. 10.
- Jepsen, Alfred (1975): *Von Sinuhe bis Nebukadnezar. Dokumente aus der Umwelt des Alten Testaments*; Berlin/DDR
- Kaznelson, Isidor Kawwitsch (1970): Napata i Meroë – drewnije zarstwa Sudana; Moskwa
- Kees, Hermann (1958). *Das alte Ägypten. Eine kleine Landeskunde*; Berlin/DDR (darin 189-196: Napata)
- Kienitz, Friedrich Karl (1953): *Die politische Geschichte Ägyptens vom 7. bis zum 4. Jahrhundert vor der Zeitwende*; Berlin/DDR
- Kitchen, Kenneth Anderson (³1996): *The Third Intermediate Period in Egypt, 1100-650 B.C.*; Warminster/GB
- „al-Kurru“ = *Pyramiden von al-Kurru*:
http://de.wikipedia.org/wiki/Pyramiden_von_al-Kurru
- Lison, Céline (2006) : Das Geheimnis der Schwarzen Pharaonen; in *National Geographic* (Deutsche Ausgabe) (4) 40-65
- Meroitica 12 s. St. Wenig
- Meyer, Eduard (²1931): *Geschichte des Altertums. 2. Band. 2. Abteilung. Der Orient vom 12. bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts*; Stuttgart · Berlin
- (2000): *Geschichte des Altertums. Band 4*; Stuttgart
- Mysliwiec, Karol (1988): *Herr Beider Länder. Ägypten im 1. Jahrtausend vor Christus*; Mainz
- „Nuri“ = *Pyramiden von Nuri*:
http://de.wikipedia.org/wiki/Pyramiden_von_Nuri
- Onasch, Hans-Ulrich (2004): Kusch; in Eder, Walter / Renger, Johannes (Hg.; 2004): *Herrscherchronologien der antiken Welt. Namen, Daten, Dynastien*; in *Der neue Pauly: Supplement I*. Darmstadt; 49-54

- Pritchard, James B. (Hg.; 1969): *Ancient Near Eastern Texts Relating to the Old Testament*; Princeton/New Jersey
- Reeves, Nicholas / Wilkinson, Richard H. (1997): *Das Tal der Könige. Geheimnisvolles Totenreich der Pharaonen*; Düsseldorf
- Rohl, David (1996): *Pharaonen und Propheten. Das Alte Testament auf dem Prüfstand*; München
- Säve-Söderbergh, Torgny (1940): *Ägypten und Nubien*; Lund/Schweden
- Schipper, Bernd U. (2005): *Die Erzählung des Wenamun. Ein Literaturwerk im Spannungsfeld von Politik, Geschichte und Religion*; Göttingen
- Schneider, Thomas (1994): *Lexikon der Pharaonen. Die altägyptischen Könige von der Frühzeit bis zur Römerherrschaft*; Zürich
- Schwabenthan, Sabine (2002): Die schwarzen Pharaonen, in: *P.M. Magazin* (1) 70-81
- Strabo (2005): *Geographica*; Wiesbaden
- Streck, Bernhard (1982): *Sudan. Steinerne Gräber und lebendige Kulturen am Nil*; Köln
- Taylor, John H. (1991): *Egypt and Nubia*; London
- Thukydides (1964): *Geschichte des Peloponnesischen Krieges*; Leipzig
- Velikovsky, Immanuel (1983): *Die Seevölker*; Frankfurt/M u. a.
- Weissgerber, Klaus (1996): Aegyptiaca I, Erste Bemerkungen zur altägyptischen Geschichte; in *ZS* 8 (3) 248-268 (= *Aeg.* I)
- (1997a): Fremde Herrscher über Ägypten (I); in *ZS* 9 (2) 205-223 (= *Aeg.* III)
 - (1997b): Fremde Herrscher über Ägypten (II); in *ZS* 9 (3) 466-501 (= *Aeg.* IV)
 - (1997c): Fremde Herrscher über Ägypten (III); in *ZS* 9 (3) 569-598 (= *Aeg.* V)
 - (2005a): Zur Chronologie des vorhellenistischen Griechenland (Hellenica II); in *ZS* 17 (1) 142-171 (= *Hell.* II)
 - (2005b): Die Vorsargoniden II (*Asiatica* III/2; in *ZS* 17 (2) 348-377
 - (2006): Zwischen Echnaton und Kambyzes (I), in *ZS* 18 (3) 560-589 (= *Aeg.* VII/1)
 - (2007a): Zwischen Echnaton und Kambyzes (II); in *ZS* 19 (1) 61-76 (= *Aeg.* VII/2)
 - (2007b): Zwischen Echnaton und Kambyzes (III); in *ZS* 19 (1) 279-299 (= *Aeg.* VII/3)
- Wenig, Steffen (1990): Pabatma-Pekereslio-Pekantoni. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Kuschiten; in Dietlind Apelt / Erika Endesfelder / Steffen Wenig (Hg.; 1990): *Studia in honorem Fritz Hintze (Meroitica 12)*; Berlin/DDR; 333-352
- Wildung, Dietrich (Hg., 1996): *Sudan. Antike Königreiche am Nil*; München
- Willeitner, Joachim (1997): *Nubien. Antike Monumente zwischen Assuan und Khartum*; München
- Zeissl, Helene von (1955): *Äthiopien und Assyrer in Ägypten. Beiträge zur Geschichte der ägyptischen „Spätzeit“*; Glückstadt · Hamburg
- Zibelius-Chen, Karola (2006): Im Zeichen der Fremdherrschaft. Die Dritte Zwischenzeit; in *Die Zeit. Kultur- und Weltgeschichte*. Bd. 1; Hamburg, 422-443

Von Ramses IV. zu Ramses XI. „Pharaonen“ der Perserzeit (Aegyptiaca X)

Klaus Weissgerber

Abstract: Nach konventioneller Chronologie herrschten vor den Pharaonen der „libyischen“ Dynastien die späten Ramessiden (ab Ramses IV.) von 1155/51–1074/69, also ca. 80 Jahre. Wie sich schon aus der Überschrift dieses Beitrages ergibt, vertrete ich dagegen die Auffassung, dass Ramses IV. und seine Nachfolger lediglich Sakralfürsten in Theben während der Perserzeit gewesen sind. Ramses XI. dürfte während der 28. und 29. Dynastie, einer ägyptischen Zwischenperiode, amtiert haben; ihm folgte Herihor.

Zur konventionellen Chronologie

In keinem der bekannten Auszüge aus Manetho wurde ein Pharao der 20. Dynastie mit Namen genannt; nur allgemein ist die Rede von 12 Königen der „Diospolititen“. Während Eusebios berichtete, dass diese insgesamt 178 Jahre regierten, beschränkte sich Africanus auf eine Gesamtlänge von 135 Jahren. Wenn man berücksichtigt, dass Ramses III. seine Regierungszeit auf 67 Jahre datierte [vgl. *Aeg.* VII/2, 70; *Aeg.* VII/3, passim], verbleiben schon aus diesem Grund, wenn man von dem glaubwürdigeren Africanus ausgeht, nur noch 68 Jahre für seine Nachfolger.

Im späten 19. Jh. wurde die heutige Reihenfolge der späten Ramessiden aus den im Tal der Könige (bei Theben) gefundenen Grabinschriften konstruiert; außerdem wurden in Ägypten einige Inschriften gefunden, die ihnen zugeordnet wurden, aber so gut wie nichts über Aktivitäten dieser „Herrscher“ aussagen. Zur besseren Übersicht gebe ich eine tabellarische Übersicht des jetzigen konventionellen Erkenntnisstandes [nach Onasch 40; ältere Variante], der allerdings umstritten ist (auch zum Verwandtschaftsgrad=Verw.):

	Thronname	Datierung	Verw.	Grab	Mumie
R. IV.	Hekamatre setepenamun	1155-1148	SvR.III.	KV 2	Depot KV 35
R. V.	Usermaatre secheperenre	1148-1147	SvR.III.	KV 9	Depot KV 35
R. VI.	Nebmaatre meriamun	1147-1138	SvR.III.	KV 9	Depot KV 35
R. VII.	Usermaatre setepenre meriamun	1138-1130	SvR.VI.	KV 1	verschwunden
R. VIII.	Usermaatre meriamun	1130-1129	SvR.III.	-	verschwunden
R. IX.	Neferkare setepenre	1129-1111	unklar	KV 6	Depot DB 320
R. X.	Chepermaatre setepenre	1111-1107	unklar	KV18	verschwunden
R. XI.	Menmaatre setepenptah	1107-1074	SvR.X.	KV 4	verschwunden

Die Thronnamen habe ich hier nicht nach der wissenschaftlich Transkription, sondern nach der vereinfachten Schreibweise von Rohl [40] und Clayton [166] wiedergegeben.

Sofort fällt auf, dass Ramses IV., V., VI. und VIII. Söhne von Ramses III., also Brüder bzw. Halbbrüder waren, was bedeutet, dass ihre Regierungszeiten sehr kurz gewesen sein müssen; Clayton [167] vermutete sogar eine Doppelregentschaft von Ramses IV. und V. In konventioneller Chronologie werden für **Ramses IV. bis VIII.** insgesamt nur 26 Jahre angesetzt.

Stark umstritten ist die Abstammung von **Ramses IX.** Wente betrachtete ihn als Sohn von Ramses VI. und Bruder von Ramses VII., Kitchen nunmehr als Enkel von Ramses III. und Sohn des Prinzen Monthherchepeschef [Schneider 239]. Reeves und Wilkinson [171 f.] betrachten dagegen „Mentuhirkhopshef“, dessen Grab KV 19 erhalten blieb, als den Sohn von Ramses IX.

Ramses X. gilt entweder als Sohn oder Schwiegersohn von Ramses IX.; seine Gemahlin Titi war entweder Schwiegertochter oder Tochter von Ramses X. [Schneider 240]. **Ramses XI.** war der Sohn von Ramses X. und Titi. Als Zeitgenosse des Ramses XI. gilt Herihor, ein Hoherpriester des Amun in Theben. **Gardiner** [336 f.] schrieb:

„Der weitere Aufstieg dieses großen Hohepriesters läßt sich am besten in dem Chonstempel in Karnak verfolgen. Ramses III. hatte mit dem Bau dieses Tempels [...] begonnen, doch hatten er und sein Sohn Ramses IV. lediglich das Allerheiligste und die umliegenden inneren Gemächer vollenden können; erst unter der Regierung Ramses' XI. wurde der Bau in südlicher Richtung mit einer Säulenhalle fortgesetzt. In einigen Szenen dieser Halle ist Ramses in traditioneller Manier beim Opfer für Ortsgottheiten dargestellt, in anderen Szenen tritt dagegen Herihor in einer Weise in einer Weise in den Vordergrund, wie nie ein Untertan vor ihm. [...] In zweien der drei Weihinschriften, die am Fuße der Wände entlanglaufen, ist allein Herihor als Stifter genannt und die Person des Königs völlig übergangen. Herihor fügte möglicherweise drei oder vier Jahre später im Süden noch einen Vorhof an: hier erscheint er mit der königlichen Uräusschlange an der Stirn, ja sogar mit der Doppelkrone auf dem Haupt, dabei immer in das Gewand des Hohepriesters gekleidet. Und was noch bezeichnender erscheint: während von Ramses nirgends mehr die Rede ist, hat er nun die volle Königstitulatur angenommen, mit eigenem Horusnamen und getrennten Kartuschen für Thronnamen und Geburtsnamen: »Horus, Starker Stier, Sohn des Amun, König von Ober- und Unterägypten, Herr der beiden Länder, Erster Prophet des Amun, leiblicher Sohn des Re, Herihor« .“

Hieraus ergibt sich, dass Herihor der Nachfolger des Ramses XI. gewesen sein muss. **Rohl** [41] schrieb: „Mit dem Tod des letzten dieser unfähigen Herr-

scher der 20. Dynastie, Ramses XI., findet die große Zeit des Neuen Reiches ihr klägliches Ende.“ Er kam nicht auf die Idee, dass diese späten Ramessiden lediglich machtlose Titularkönige der Perserzeit gewesen sein könnten.

Velikovskys Konzeption

Velikovsky identifizierte nicht, wie ich, Ramses III. mit Amasis, sondern mit Nektanebos I. (Nechtnebef) I.), einem Herrscher der 30. Dynastie, der konventionell von 380–364/62 [Onasch 45], zwischen Dareios II. und Artaxerxes III., Ägypten beherrscht hat. Dementsprechend identifizierte er die Nachfolger des Ramses III. mit den Nachfolgern des Nektanebos I. Allerdings gehörten nach Manetho [Africanus wie Eusebios] zur 30. Dynastie nur drei Herrscher: Nektanebos I., Teos und Nektanebos II. Teos (Tachos) gilt als Sohn des Nektanebos I., Nektanebos II. als Neffe des Teos, der durch den Verrat seines Vaters Tjahapimu unmittelbarer Nachfolger des Teos geworden war.

Velikovsky musste entsprechend davon ausgehen, dass der 20. Dynastie auch nur drei Herrscher angehörten und sah sich gezwungen, die Anzahl der „Ramessiden“ erheblich zu reduzieren. Natürlich identifizierte er Ramses IV. mit Teos, während Ramses V. für ihn nur ein jugendlicher Mitregent seines Vaters Teos war [Velikovsky 105]. Ramses VI. betrachtete er als Alter Ego des Nektanebos II. Aus dem Bericht über die „Haremsverschwörung“ gegen Ramses III. ergibt sich, dass dessen Sohn seinen Vater stürzen wollte; Velikovsky [105] identifizierte diesen Intriganten kühn mit dem Verräter Tjahapimu, dem Vater des Nektanebos II.:

„Ramses VI. allerdings war ein Sohn des verurteilten Prinzen und ein Enkel von Ramses III. Unmittelbar nachdem er sich des Thrones bemächtigt hatte, rächte er seinen Vater, indem er an allen Monumenten den Namen Ramses' IV. entfernen ließ und durch seinen eigenen ersetzte; er ergriff auch Besitz vom unvollendeten Grab Ramses' V., und da er sich auf diese Weise einen Thron für das diesseitige und ein Grabmal für das jenseitige Leben gesichert hatte, entfaltete er danach eine rege Bautätigkeit in verschiedenen Teilen des Landes. Wir werden in ihm Nektanebos II. der griechischen Autoren erkennen.“

Richtig ist, dass Ramses VI. im Grab KV 9 seines Vorgängers mitbestattet wurde; er ließ jedoch dessen Grabinschriften unangetastet: „Die früheren Teile des Grabes vor E [des vorderen Teiles; KW] sind für Ramses V. beschriftet und lassen auf keine Usurpierung schließen“ [R/W 164].

Von einer „regen Bautätigkeit“ des Ramses VI. ist nichts bekannt [Schneider 238], „gewaltig“ war nur die Bautätigkeit des Nektanebos II. [ebd., 178]. Wegen der Dreizahl der Pharaonen der 30. Dynastie war Velikovsky [105] gezwungen, die weiteren Ramessiden zu eliminieren: „Ramses VII. und Ram-

ses VIII. waren lediglich Prätendenten, die außer ihrem Anspruch auf den Thron keine Spuren in der Geschichte hinterließen.“

Immerhin gibt es ein beschriftetes Grab des Ramses VII. und Papyri mit Hymnen auf ihn; in Medinet Habu wurden Kartuschen des Ramses VIII. gefunden [Schneider 238].

Ramses IX. und XI. hatten nach Auffassung Velikovskys [153] nichts mit der 30. Dynastie zu tun; er betrachtete sie, wie konventionell üblich, als Vorgänger des Herihor und ordnete sie der Perserzeit zu, was grundsätzlich auch meiner Konzeption entspricht. Nicht nachvollziehen kann ich seine These, dass Ramses III. bis VI. mit den Herrschern der 30. Dynastie identisch waren und somit zeitlich *nach* Herihor in Ägypten herrschten. Im Gegensatz zu ihm betrachte ich alle Ramessiden nach Ramses IV. nicht als real über Ägypten herrschende Pharaonen, auch wenn sie selbst den Herrschertitel führten.

Meine chronologische Erkenntnisse und Erwägungen

Nach meiner Überzeugung waren Ramses III. (20. Dyn.) und Amasis (26. Dyn.) identisch; in meinem Beitrag „Zwischen Echnaton und Kambyses“ habe ich durch allseitige Analysen diese These zu beweisen versucht. Hieraus ergibt sich auch, dass sein Sohn Ramses IV. mit **Psammetich III.** zu identifizieren ist; dieser wurde von den Persern gestürzt und nach einer aufgedeckten Verschwörung, hingerichtet [Aeg. VII/3, 298]. Nachdem ich erkannt hatte, dass die Achämenidenzeit um ca. 75 Jahre zu kürzen ist, datierte ich die Eroberung Ägyptens durch die Perser auf das Realjahr -451, die Hinrichtung des Ramses IV. auf das Realjahr -445 [Aeg. II/3, 280]. Die weiteren Ramessiden waren deshalb auch die Nachkommen des Psammetich III.

Obwohl ich das konventionelle Zeitschema entschieden ablehne, sehe ich keinen vernünftigen Grund, die von kompetenten Ägyptologen in mühsamer Detailarbeit (Auswertung der wenigen Inschriften) ermittelten „Regierungslängen“ der späten Ramessiden anzuzweifeln, halte jedoch wegen evtl. Doppelregentschaften auch etwas kürzere Zeiten für möglich. Wie dargelegt, wurde von ihnen für die Zeit vom Tod des Ramses IV. bis zum Ende des Ramses XI. eine Länge von höchstens 74 Jahren ermittelt, was bedeutet, dass der letztgenannte „Herrscher“ spätestens im Realjahr -371 gestorben ist.

Diese späten Ramessiden können nach meiner Konzeption nur Titular-Herrscher unter persischer Oberhoheit (u. U. auch schon Zeitgenossen der einheimischen 28. bis 30. Dynastie vor der zweiten Perserherrschaft) gewesen sein, In den wenigen Inschriften und anderen Schriftquellen, die diese Ramessiden hinterlassen haben, ist keine Rede von ihnen zugeschriebenen grundlegenden politischen, schon gar nicht von außenpolitischen Aktivitäten, sondern nur von sakralen und damit verbundenen Tätigkeiten, insbesondere von Tem-

pel-Weihungen und von Maßnahmen zum Schutz der Grabanlagen im Tal der Könige. Herihor hat nach dem Tod von Ramses XI. diese sakrale Funktion übernommen und dann sieben Jahre ausgeübt.

Aus dieser Zeit stammt die *Erzählung des Wenamun*; der russische Ägyptologe W. S. Golenischtschew hatte 1891 den Papyrus „Moskau 120“, auf dem dieser Reisebericht geschrieben war, in Kairo erworben und dann veröffentlicht. Bernd U. Schipper hat 2005 diesen Text neu übersetzt und neu kommentiert; sein Buch ist sehr teuer. Interessenten mache ich deshalb auf die fast vollständige ältere Übersetzung Gardiners [341-349] aufmerksam, die inhaltlich kaum von dem Text abweicht, den Schipper kürzlich veröffentlicht hat. Wenamun war in Theben der „Älteste der Vorhalle der Tempelverwaltung des Amun; er wurde im „Jahr 5“ von **Herihor**, dem „Amun-Re-Götterkönig“ beauftragt, in Byblos (Phönikien) Zedernholz zum Bau einer Nil-Barke zu kaufen. Unterwegs machte er in Tanis, einer Stadt im östlichen Delta, Station, wo er von dem dortigen Machthaber *Nesubanebdeb* und dessen Gemahlin Tanet-Amun empfangen wurden. Alle Ägyptologen, auch Gardiner [340 ff.], Schneider [133, 271] und Schipper [passim], setzten diesen Stadtfürsten mit Smendes (I.), dem ersten Pharao der 21. („libyischen“) Dynastie gleich; deshalb wird der „Priesterfürst“ Herihor durchgängig als Zeitgenosse der frühen 21. (neuerdings auch der 22.) Dynastie betrachtet. Beweise für diese Gleichsetzung gibt es nicht; sie beruht ausschließlich auf dem konventionellem Zeitschema, das durchgängig als Axiom gilt. Außerdem gehört viel Phantasie dazu, diesen Namen in „Smendes“ umzudeuten. Aus dem Text ergibt sich aber auch nicht, dass dieser Stadtfürst „persischer Gouverneur“ war, wie Velikovskij [149] kommentarlos schrieb.

Nach vielen Abenteuern gelangte Wenamun schließlich nach Byblos, wo er von dem Stadtfürsten Zekarbaal empfangen wurde. Hierbei kam auch die Rede auf Chaemweset [so Gardiner 347], der 17 Jahre vorher aus Theben Boten nach Byblos gesandt hatte. Sowohl Ramses IX. wie auch Ramses XI. führten den Eigennamen „jmn“, den Beckerath [1984, 96] als „Cha'mwese“, Velikovskij [153] als „Chaemwese“ wiedergab.

Wie dargestellt, begann Wenamun seine Reise im „Jahr 5“. Velikovskij [157] meinte, dass hier das fünfte Regierungsjahr eines persischen Herrschers gemeint war und zog Dareios II. (konv. 424–404) oder Artaxerxes II. (konv. 404–359) in Betracht; im Text selbst wird das „Jahr 5“ in keiner Weise mit einem Perserkönig in Verbindung gebracht.

In *Aeg. V* und *Hell. II* habe ich auf das Fehlen von archäologischen Funden und zeitgenössischen Schriftquellen im alten Persien in einer Zeitspanne von ca. 75 Jahren hingewiesen und daraus die These abgeleitet, dass die Achämenidenzeit um ca. 75 Jahre zu kürzen ist. Ich rekonstruierte gleichzeitig die reale Herrscherabfolge [Aeg. V, 595]:

Herrscherfolge: konventionell

Kambyses	529–522
„Magier“	522
Dareios I.	522–486
Xerxes I.	486–465
Artaxerxes I.	465–424
Dareios II. Ochos	424–404
Artaxerxes II.	404–359
Artaxerxes III. Ochos	359–338
Arses und Bagoas	338–336
Dareios III.	336–330

real

Kambyses	450–447
„Magier“	447
Dareios I.	447–416
Xerxes I.	416–400
Artaxerxes I.	400–359
Ochos	359–338
Arses u. Bagoas	338–336
Dareios III.	336–330

Nach meiner Rekonstruktion käme **Ochos** (Dareios II.||Artaxerxes III.), dessen Herrschaft real -359 begann, zeitlich in Erwägung. Da er aber nach meiner Neudatierung der ägyptischen Geschichte etwa 371–364 in Theben amtiert hat, das 5. Regierungsjahr des Ochos aber in das Realjahr -354 fällt und eine weitere Verlängerung der Ramessidenzeit chronologisch nicht zu rechtfertigen ist, würde eine Datierung nach Ochos meinen gesicherten Erkenntnissen widersprechen. Wie viele Ägyptologen gehe ich stattdessen von der leicht nachzuvollziehenden Annahme aus, dass Wenamun im 5. Amtsjahr des **Herihor**, also spätestens real -366, seine Reise begonnen hat.

Ochos eroberte zehn Jahre vor Alexander, also -342, Ägypten zurück, das vorher (380–342) von der 30. Dynastie beherrscht wurde. Ich sehe keinen Grund, diese ägyptischen Datierungen, die auf Inschriften und Papyri beruhen, zu bezweifeln und gehe davon aus, dass es sich insofern um Realjahre handelt. Das bedeutet, dass Herihor während der 30. Dynastie, zur Zeit des **Nektanebes**, dessen Namen in verschiedenen Schreibvarianten wiedergegeben wurde [Kienitz 199; Beckerath 1984, 115 f.], in Theben als „Priesterfürst“ amtiert haben muss. Offensichtlich war dieser mit Nesubanebdeb („mj-sw-b3-nb-Ddt“), der in Tanis Wenamun empfangen hatte, identisch. Es gehört viel Phantasie dazu, dessen Namen wie die meisten Ägyptologen, als „Smendes“ zu lesen, während die Namensähnlichkeit mit Nektanebes, dessen Namen in verschiedenen Schreibvarianten wiedergegeben wurde [Kienitz 199; Beckerath 1984, 115 f.], frappierend ist. Dieser einheimische Herrscher, unter den Ägypten zeitweilig wieder unabhängig wurde, errichtete mehrere Tempel in Tanis [Arnold 213 f.] und dürfte hier residiert haben.

Golenischtschew erwarb 1891 in Kairo noch einen weiteren Papyrus („Moskau 121“), der den „Klagebrief des **Uрмаi**“ enthält; Untersuchungen zeigten, dass beide Texte vom gleichen Schreiber und somit aus der gleichen Zeit stammten. Der Text dieses Priesters (Velikovskij schrieb Ourmai) aus Neniniset (Herakleopolis) im Deltagebiet beschreibt die Greuelthaten fremder

Besatzungstruppen in Nordägypten; Velikovskij [138] bezog ihn auf die Eroberung Ägyptens durch Kambyzes; wahrscheinlicher erscheint mir, dass er sich auf die Zeit bezieht, als die Perser unter Ochos in jahrelangen Kämpfen gegen die Truppen der 30. Dynastie Ägypten zurückeroberten.

Velikovskij [154] versuchte weiterhin, Ramses XI. („Chaemwesen“) mit **Inaros**, der nach griechischen Texten [Herodot VII:7; Thukydides I:104] als „Libyer“ gegen die Perserherrschaft revoltierte, zu identifizieren, wobei er vor allem von der Namensähnlichkeit ausging. Diese Texte sind allerdings so kurz und unklar, dass es sehr schwierig ist, aus ihnen konkrete Informationen zu gewinnen. Kienitz [69, Anm. 4] betonte, dass eine genaue Zeitbestimmung des Aufstandsbeginns nicht möglich ist. Jedenfalls soll er ein persisches Heer, das von dem Statthalter Achaimenes, dem Bruder des Xerxes I., geführt wurde, bei Papremis geschlagen haben; Achaimenes fiel in der Schlacht.

Inaros wurde dann von den Persern unter General Megabyzos doch noch geschlagen, gefangen genommen und gekreuzigt [Thukydides I:110]. Da nach einem späteren Bericht des Diodoros [XI:71] dies im 5. Regierungsjahr des Artaxerxes (I.), konventionell also -460, geschehen sein soll, wird in der Literatur dieses Jahr oft mangels anderer Belege als gegeben angenommen. Gardiner [411] datierte allerdings die endgültige Niederlage des Inaros auf das Jahr -454.

Herodot [VII:7] bezeichnete Inaros als „den Sohn des Psammetichos“, wie später auch Diodoros [XIV:35]. Allgemein wird angenommen, dass er damit nur Psammetich III., den Sohn des Amasis, gemeint haben kann. Gardiner [411] wies aber darauf hin, dass die Namen Psammetich und Inaros nicht libysch, sondern ägyptisch sind, womit er die Angabe, Inaros sei ein Libyer gewesen, in Zweifel zog. Der historische Psammetich III. war jedenfalls kein Libyer. Allerdings soll sein Vater Amasis laut Herodot [II:172] aus dem Delta-gebiet stammen und könnte deshalb libyscher Herkunft gewesen sein. Zeissl [83] bemerkte grundsätzlich zur „libyischen“ Problematik: Die Libyer, die „als Fremde Ägypten beherrschten, waren nicht als Eroberer im Namen einer auswärtigen Macht aufgetreten; sie hatten erst die Königsgewalt an sich gerissen, nachdem sie durch einige Generationen in Ägypten ansässig gewesen waren und ägyptisches Wesen völlig angenommen hatten.“

Natürlich meinte sie hiermit die „Herrscher“ der 20. bis 24. Dynastie, die tatsächlich, wie ich im Folgebeitrag beweisen werde, nicht Ägypten beherrschten, sondern Kleinfürsten der Übergangszeit zwischen der 18. und 19. Dynastie gewesen waren.

Da ich Psammetich III. mit Ramses IV. identifiziere, halte ich es für durchaus möglich, dass die Griechen alle weiteren Ramessiden auch mit dem Namen „Psammetich“ bezeichnete, was bedeutet, dass Inaros auch der Sohn eines späteren „Ramses“ (= Psammetich) gewesen sein kann. Diese Möglich-

keit hat mich zu weiteren Überlegungen auf Grund meiner neuen chronologischen Erkenntnisse angeregt. Psammetich III. wurde danach im Realjahr -445, das ich mit dem konventionellen Jahr -1148 gleichsetze, hingerichtet. Davon ausgehend, ergeben sich für die späten Ramessiden folgende reale Amtszeiten:

Ramses IX.:	konv. 1129–1111	real: spätestens 424–406
Ramses X.:	konv. 1111–1107	real: spätestens 406–402
Ramses XI.:	konv. 1107–1074	real: spätestens 402–367

Die in dieser Abfolge interessanteste Persönlichkeit ist natürlich **Ramses X.** Velikovsky ignorierte ihn völlig, weil er nicht in seine Konzeption passte. Auch konventionelle Ägyptologen können wenig mit ihm anfangen. Seine Abstammung ist unklar, er hat ein Grab (KV 18) im Tal der Könige angelegt, das nie vollendet wurde; seine Mumie ist verschwunden. Ein weiterer Eigenname dieses Ramses X. war „Jmn“ [Beckerath 1984, 96], seine Abstammung ist umstritten; seine Identität mit Inaros erscheint möglich. Da Inaros nach den Berichten griechischer Schriftsteller hingerichtet wurde, könnte dies das Fehlen der Mumie des Ramses X. logisch erklären.

Nach meiner Rekonstruktion der Achämenidenzeit wurde Artaxerxes I. im Realjahr -400, nach der Ermordung des Xerxes, persischer Großkönig. Das 5. Jahr dieses Herrschers würde spätestens auf das Realjahr -395 fallen; bei den chronologischen Unsicherheiten über Inaros ist es aber durchaus möglich, dass dieser bereits früher hingerichtet wurde.

Dass sein Sohn Ramses XI. nach der Hinrichtung (spätestens -402) sein Nachfolger als Sakralfürst in Theben wurde, dürfte mit den danach beginnenden ägyptischen Unabhängigkeitskämpfen zusammenhängen. Zwischen diesem Jahr und dem m. E. realen Regierungsantritt von Nektanebes -380 (real) besteht eine Zeitdifferenz von 28 Jahren. In dieser Zeit haben nach diesmal nicht konvent. Chronologie einheimische Herrscher Ägypten beherrscht:

404–399: 28. Dynastie (Amyrtaios, seit -401 Herrscher über ganz Ägypten)
399–380: 29. Dynastie (Nepherites I., Akoris, Psammuthis, Nepherites II.)

Ramses XI. dürfte somit nicht mehr Sakralfürst der Perserzeit gewesen sein, sondern amtierte während der 28. und 29. Dynastie. Ihm folgte Herihor, dann Siamun und Pinudjem („II.“), die ebenfalls Mumien der Ramessiden gesichert hatten und deshalb auch in diese späte Zeit gehören. Manetho bezeichnete übrigens diese Priesterfürsten nicht als „Pharaonen“ der 21. Dynastie; diese Zuordnung erfolgte erst durch Archäologen des 20. Jh.

Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer

Zainab A. Müller

Vor einiger Zeit äußerte Jan Beaufort im Diskussionsforum [DF] die Vermutung, Ali sei identisch mit Arius, die Shi'iten mit den Arianern. Obwohl dies noch zur Diskussion steht und bisher nirgends ein Versuch gemacht wurde, die Annahme zu belegen, hat Klaus Weissgerber [2007, 126] bereits unter Bezug auf Beaufort geschrieben „Ali scheint jedenfalls auch eine fiktive Gestalt gewesen zu sein“. Dies halte ich für ausgesprochen voreilig. Es liegt wohl ein Wunschenken zu Grunde, genährt durch eine heimliche Euphorie über die „Abschaffung der Realexistenz von Muhammed“, welche die von Karl-Heinz Ohlig als „neu“ bezeichnete Islamwissenschaft bisher ebenfalls mehr behauptet als belegt hat.

Statt nach Bestätigungen für eigene chronologiekritische Vorstellungen zu suchen, sollte man meiner Ansicht nach umsichtiger und differenzierter zu Werke gehen. Nur dadurch lässt sich vermeiden, dass die *Klärung* der Frage nach Historizität religiöser Gestalten in die Fänge unterschiedlicher fundamentalistischer Interessen gerät. Diesen Einwand brachte ich bereits Weissgerber gegenüber vor, der ihn aber offenbar missverstand und meinte, „vorab“ betonen zu müssen, ich hätte „für die Historizität Muhammads“ argumentiert [ebd., 120].

Die personale Realexistenz von religiösen Gestalten ist kaum zu „beweisen“ und ebenso schwer zu widerlegen. Dies gilt freilich genauso für manche andere geschichtliche „Größe“; nur wenn es die Religionen betrifft, ist die Sache einerseits brisanter, andererseits nicht *so* folgenreich, wie manche es sich anscheinend erhoffen.

Deutlich wird dies an der Gestalt „Jesus“. Hier sind die Forschungen hinsichtlich der Zweifel an der Realexistenz am weitesten gekommen, doch noch immer ist unklar, woher der Name, woher die Gestalt, woher der Gekreuzigte und woher der Kult [vgl. Müller]. Noch immer gilt allen Erkenntnissen zum Trotz die Sachlage als so unklar, dass es den Säkularisten der Vereinigten Staaten in Gestalt des CfI (*Center of Inquiry*) bzw. des CSER (*Committee for the Scientific Examination of Religion*) und des Prometheus Verlags lohnend schien, erneut ein „Jesus-Projekt“ ins Leben zu rufen [s. Internet]. Gesponsert von dieser Organisation wird das kürzlich von Ohlig und anderen gegründete Saarbrücker „Institut zur Erforschung der frühen Islamgeschichte und des Koran e.V.“ (INĀRAH). Ohlig aber ist katholischer Theologe und argumen-

tiert mit der Realexistenz Jesu (neuerdings wäre „Muhammad“ ein Epitheton für ihn), müsste sich also freuen, dass derweil der Papst (der laut Kardinal Meisner aussieht wie Jesus, wäre dieser achtzig geworden) in seinem *Jesus-von-Nazareth*-Buch fordert, „dass die historische Methode bei der Anwendung auf biblische Schriften Grenzen zu respektieren habe“ [Lüdemann].

Im letzten Heft der *Zeitensprünge* hat Beaufort [318] nun seine Vermutung nochmals selbst geäußert: „Shi'iten = Arianer (Shi'at Ali = Partei des Arius)“, weshalb ich hier meinen oben erwähnten „Einwand“ wiederholen möchte im Hinblick auf Ali und diese These.

Die Entstehung des Konflikts zwischen **Sunniten** (von *sunna* „Tradition, Brauch“) und **Schiiten** (von *šī'a* „Partei“ – und zwar jene des Ali ibn Abi Talib) war gemäß islamischer Geschichtsschreibung ursprünglich nicht theologischer Natur, sondern betraf nur die Frage der rechtmäßigen Nachfolge des Propheten, um die Gemeinschaft der Gläubigen zu leiten. Für die Schiiten konnte der *khalīfa* („Stellvertreter“) nur ein blutsverwandter Nachkomme des Propheten sein (aus der Sippe von Ali und Fatimah, deren Kinder als einzige Enkel Muhammads das Erwachsenenalter erreichten); für die Sunniten war dies nicht erforderlich, wie mit dem ersten Kalifen Abu Bakr gezeigt wird.

Tatsächlich besteht jedoch ein gravierender theologischer Unterschied, der schwerlich erst mit der Nachfolgefrage begonnen haben kann, aber dabei möglicherweise bis dahin unbekannt Züge annahm:

Die **Schiiten** vertreten die gnostische Lehre von der Weitergabe des prophetischen Lichtes (*nūr muhammadīya*) in der männlichen „Blutlinie“, woraus sich die Verehrung der Imame (als Leitung der schiitischen Gläubigen) herleitet. Durch Konflikte innerhalb der Schia über das Wesen des Imamats kam es zu Spaltungen: Während in der Zwölfer-Schia die Imame von Allah beauftragte Menschen sind, halten einige extreme Gruppierungen Ali für göttlich.

Es bildeten sich Linien mit unterschiedlicher Anzahl von Imamen: Die Vierer-Schia hat mutazilitische Züge, zu ihr zählen vermutlich die Bujiden. Die Siebener Schia sind die Ismailiten, die sich ebenfalls in mehrere Linien spalteten (dazu gehören u.a. die Qarāmīta = Karmaten, das fatimidische Kalifat, so wie die Mahallāti des Aga Khan) [nach Newid 54 ff.].

Die **Sunniten**, heute die deutlich größere der beiden Gruppen des Islam, erklärten mit dem Dogma vom „Siegel des Propheten“ (ursprünglich ein Titel, den schon Mani trug) in Muhammad die Weitergabe des prophetischen Lichtes für beendet. Möglicherweise geschah dies als Reaktion auf das Ausbleiben der angekündigten Mahdis und die mit der Vielzahl von imamitischen Lichtträgern verbundenen Streitigkeiten.

Eine Überwindung und Zusammenführung dieser zunächst unversöhnlichen Standpunkte fand im Sufitum statt.

1. Zur Gleichsetzung von Ali und Arius

Beauforts Vermutung liegt – wenn ich sie richtig verstehe – zweierlei zu Grunde: einmal die Beobachtung, dass es Ähnlichkeiten zwischen beiden Religionen gibt, ohne dass schon klar wäre, worauf diese historisch zurückgehen; zum anderen die Hoffnung, darüber chronologische Querverbindungen zwischen Christentum und Islam herstellen und die Chronologie vielleicht etwas entwirren zu können.

Dabei kann jedoch die vorausgesetzte Gleichheit zwischen Ali und Arius den Blick zu früh in die falsche Richtung beeinflussen. Beaufort [DF] liest deshalb in die Berichte über das Schiedsgericht zwischen Ali und Muawija im Krieg von Siffin „einen Hinweis auf einen historischen Kompromiss zwischen Arianern und Mu'awijjah, bzw. zwischen Shi'iten und Sunniten“. Tatsächlich erzählt die Geschichte aber, dass „jene Abtrünnigen, die ihn [Ali; Z.M.] zunächst zur Zustimmung des Schiedsgerichts zwangen“ und dann im Stich ließen, „später als Harigiten in die Geschichte eingingen“ [Newid 22]. Sie vertraten hinsichtlich des Kalifenamtes den Standpunkt, der Beste solle Kalif werden, ganz egal, woher er stammt, und hatten später bei den Berbern des Maghreb großen Einfluss. Vermutlich gab es neben der genealogischen Blutlinie der Aliden und den Ansprüchen der Sippe Umayya von Anfang an eine solche dritte Partei, für die sowohl in der schiitischen wie sunnitischen Geschichtsschreibung eine plausible Erklärung zu finden war. Als Muster (einstiger sunnitischer Versöhnungsbemühungen?) wird erkennbar, dass darin die Aliden stets die zu Unrecht Verratenen sind.

In der Schia (der „Partei Alis“) sind erstaunlicherweise teilweise ähnliche Elemente zu finden wie im Katholizismus, der den „Arianismus“ als denunziatorischen „Parteiename“ [Krause] verwendete. Vordergründig ins Auge springen blutige Passionsspiele, sowohl um Husain (Alis Sohn) wie um Jesus; beide Kulte kennen bildliche Personen-Darstellungen (eine Fülle solcher Ali- und Husain-Darstellungen, allerdings vorwiegend seit dem 15. Jh., finden sich farbig in dem neuen Buch von Newid), beide kennen Engeldarstellungen aus iranischer Tradition. Die zwölf Imame, Abkömmlinge Alis, wecken Assoziationen an die zwölf Jünger Jesu, doch eine Entsprechung zwischen Ali und Jesus besteht nicht. Die zwölf Imame gelten zusammen mit Muhammad und Fatimah bei den Schiiten als die „vierzehn Unfehlbaren“; bei den Katholiken gibt es die vierzehn Nothelfer, wobei weder klar ist, ob beide denselben Ursprung haben, noch worauf sich die Gemeinsamkeit überhaupt bezieht (die Helfer oder die Zahl 14?).

Es heißt, die Goten seien Arianer gewesen, die Franken jedoch nicht. Bei den Franken verbündete sich das jahwistische Judenchristentum mit dem Heroen-Opferkult, während die Westgoten Spaniens vermutlich Manichäer

waren, von denen später einige den sunnitischen Islam annahm, andere katholisch wurden. Aus dieser Verbindung stammen m.E. die meisten der Ähnlichkeiten zwischen schiitischem und katholischem Glauben.

Ebenso zahlreich sind aber die Unterschiede zwischen beiden Religionen und ihren kultischen und bildlichen Formen. Während im Christentum der hellenistisch-mysterienkultische Charakter hervortritt, finden sich bei der Schia blutrechtliche Elemente und solche des persischen Königtums und des islamischen Ritterideals.

Die Gestalt des Ali aus einer Arius-Verehrung herzuleiten, stößt m.E. auf konkrete Probleme:

1. Falls Beaufort eine Gleichsetzung Ali = Arius im Sinn hat, geht er von einer personalen Realexistenz des Arius (alias Ali) aus. Diese wäre also zu allererst nachzuweisen. Gab es keinen Arius, kann die Gleichsetzung nicht stimmen.

2. Über Arius gibt es kaum gesichertes Wissen; weder Frau noch Kinder sind von ihm überliefert noch Schriften vorhanden. Die von Ali überlieferten Gebete, Predigten, Briefe können nicht einfach Arius zugeschrieben werden. Bei einer Gleichsetzung muss also die Herkunft und Familiengeschichte Alis gesondert erklärt werden.

3. Eine personale historische Realexistenz beider Gestalten plus deren Gleichsetzung läuft chronologisch auf eine Zeitgleichheit beider hinaus, also Entstehung der Ali-Verehrung im 4. Jh. oder der Lehre des Arius im frühen 7. Jh.

4. Dabei tauchen – so oder so – einige Probleme im Zusammenhang mit Muhammad auf, die hier nur angedeutet werden sollen: Soll die Reihenfolge „Ali-Verehrung *nach* Muhammad“ aufrecht erhalten werden, oder ist der Ali-Kult älter als Muhammad und verschmolz später mit dessen Biographie? Wenn Ali weiterhin erst nach dem Tod Muhammads zu Bedeutung gelangt und zugleich Arius sein soll, muss Muhammad vor-arianisch sein. Usw.

5. Die personale Realexistenz von Arius ist auch dann nachzuweisen, wenn Beaufort davon ausgeht, dass eine Verehrung des Arius und seiner Lehre (möglicherweise posthum) im irakisch-arabischen Raum einfach bestehen blieb und sich dort entwickelte unter dem Namen Ali statt Ari.

Letzteres entspräche einem Lautwandel von r (arius) zu l (ali), der ebenfalls auf Schwierigkeiten stößt:

- Ein solcher Lautwandel ist der Sprachwissenschaft nicht bekannt. Sie kennt nur einen Lautwandel von indogermanisch „l“ zu indoiranisch „r“ (und nicht umgekehrt!). Zahlreiche arabische Wörter wurden ins Iranische übernommen und in der Regel unverändert gelassen (kein Lautwandel). Demnach hätte allenfalls *ali* zu *ari* werden können.

- Doch weder das eine noch das andere kann für Ali in Anspruch genommen werden, da es kein indogermanisches Wort ist. Vielmehr ist „Ali“ ein arabisches Wort mit einer umfangreichen Wortfamilie. *Ali* bedeutet „der Hohe“.
- Damit bliebe nur folgender, ziemlich unwahrscheinliche Vorgang als Annahme übrig: Aus dem Presbyter Arius wurde – wie auch immer – im Arabischen nicht durch Lautwandel, sondern durch verehrende Deutung arabisch Ali „der Hohe“ – den dann in dieser Form die Perser übernahmen mitsamt dem schiitischen (arianischen?) Glauben. Hier müsste über den Nachweis der Realexistenz des Arius hinaus eine solche verehrende Deutung gezeigt werden.
- Wenn die islamische Geschichtsschreibung über Ali bezweifelt wird, muss dies natürlich inhaltlich begründet werden. Suchen wir jedoch nach einer „Vorlage“ für Ali, böten sich andere Gestalten als Arius an, die viel eher als der „Hohe“ gelten könnten. Es muss keine Realexistenz einer *bestimmten* Person damit verbunden sein. Möglich wäre ebenso eine personal besetzte *Instanz* weltlicher und/oder sakraler Art. Eine Eins-zu-Eins-Entsprechung wird es ohnehin nicht geben, sondern Zusammenhänge zum Beispiel in der persischen Geschichte, im frühchristlichen (manichäischen) Glauben und in den arabischen Stämmen (s. Abb. auf der Folgeseite).

Es empfiehlt sich also, die Sache aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten.

2. Überlegungen zur Identität der Arianer

Das Wort *Arius* ist latinisiert; die griechische Fassung des Namens ist *Areios*. Meiner Ansicht nach ist es abgeleitet aus dem alten Wort für Persien: *Aria*, ist also indoiranisch. Arius wäre dann evtl. der lateinische Genitiv dazu. Falls die Arianer die Anhänger eines Presbyters Arius waren und wir diesen für eine reale Person halten, könnte der Name ihn als „Perser“ oder „Arier“ ausweisen.

Der „Presbyter Arius“ soll ein Buch geschrieben haben mit dem Titel *Gastmahl* (griech. *Thalia*). Avestisch *aryaman* ist der „Gastfreund“ und *aryanam* „der Arier“ (*nam* ist die Endung für Genitiv Plural).

Aria, *Arianë* bezeichnet im Griechischen und Lateinischen einerseits die östlichen Länder des Iran bis Indien. Andererseits war iranisch *Aryan(a)*, avestisch *Airiiana* ein ethnischer Begriff, der später auf das gesamte iranische Reich (und seine Völker) angewendet wurde. Bereits bei den Perserkönigen Dareios und Xerxes taucht *ariya/arya* auf. Herodot verwendet den Begriff *Areioi* im Zusammenhang mit den Parthern.

Das Wort *ary/ari* ist das Hethitische *ara*: „zur eigenen sozialen Gruppe gehörig“, und dies wiederum ein semitisches Lehnwort aus ugaritisch *ary* „Verwandter, Sippen-



Was ist dargestellt [Newid 248]?

Die sich für Christen wohl zuerst einstellende Assoziation „Vater (Löwe), leidender Sohn und heiliger Geist (Taube)“ kann schnell als falsch erkannt werden. Der Löwe ist eine bekannte Darstellung für Ali, und ihm zu Füßen liegt der von Pfeilen durchbohrte Husain. Die Taube erschien mir als Seelenvogel des toten Husain und die beiden (im Himmel) schwebenden gesichtslosen Gestalten als Muhammad (im flammenden Kreis der Engel) und Fatimah. Ich sah also die „fünf Leute des Hauses“ hier vereint. Doch weit gefehlt:

„Bei der trauernden weiblichen, verschleierte Person in der Mitte mit erhobenen Händen, deren Nimbus von Engeln umgeben ist, kann es sich nur um Fatima, die Mutter des Imam Husain handeln, die im Himmel ihren Sohn betrauert. [...] Daneben sieht man eine schwarz gekleidete weibliche Person [...] deren Gesicht verschleiert ist. Dabei soll es sich nach schiitischer Vorstellung um Zainab handeln, die den Löwen [...] um Schutz für die Leichen der Märtyrer bittet.“

„Der Vogel [...] eine weiße Taube [...] die ihre Flügel mit dem Blut des Imam Husain getränkt habe und schließlich über das Mausoleum des Propheten in Medina geflogen sei, wo das Blut von ihren Flügeln getropft sei. Somit habe sie die Nachricht vom Tode des Husain in Medina verbreitet.“ [Newid 248]

Allerdings lebte Zainab nach Husains Tod noch lange weiter, während sie hier genau wie Fatima schwebt. Und der Taube sieht man von ihrer Aufgabe nichts an; die erfüllt sie nur in der persischen Legendenbildung. Über das Alter der Taube in der schiitischen Ikonographie ist mir nichts bekannt.

mitglied, Genosse“. Im Avestischen ist *ariā* (adj.) „fremdlingsbeschützend“, daraus wird *āria* „der Beschützende, (Haus-)Herr“. Wir haben es also ursprünglich mit einem Wort zu tun, mit welchem die semitischen „Schutzbefohlenen“ ihre autochthonen Gaststämme bezeichneten [vgl. Lüling]. Je nachdem, in welcher sozialen Position die Autochthonen gesehen wurden, ändert sich der Wortsinn: das finnische *orja* meint bereits „Sklave“ (langes a wird zu o) [nach Mayrhofer].

Sollte der Mann namens Arius eine Legende sein, so sind die Arianer die „Leute aus Aria“ und der Name verweist auf ein kirchenpolitisches Feindbild: „aus Persien“ oder eine „persisch infiltrierte Religion“.

In der vedischen Kultur ist *ari* „der Fremdling“, der an ihrer Kultur keinen Anteil hat. Hier liegt das Wort *ari/arya* in der großen Mehrzahl der Fälle in der feindlichen Bedeutung vor, mit dem Sinn: dass wir (oder unsere Freunde) dem *ari* überlegen sind, ihn zu besiegen hoffen, der Gott ihn besiegen, seinen Besitz vernichten, sein Opfer nicht beachten wird... [nach Oldenberg, 71 ff.].

Zarathustra soll sich von der vedischen Lehre abgewandt haben; Diodor schreibt, Zarathustra habe Ahura Mazdas Gesetz „unter den Arianiot“ verbreitet.

Die persische Religion war dualistisch. Als „persisch“ bzw. „arianisch“ galt vermutlich jede „dualistische Lehre“, wobei je nach historischer Zeit darunter Unterschiedliches subsummiert wurde:

„Dualismus“ wurde Markions gnostischem Christentum vorgeworfen, der einen einzigen, gnädigen, barmherzigen Gott predigte, den er nicht dem alttestamentlichen Rache- und Gesetzesgott Jahwe entlehnte, sondern dem zarathustrischen Ahura Mazda, dem „Allweisen Herrn“.

Mani, der sich selbst als „neuer Jesus“ sah, stellte eine Verbindung her zwischen den judenchristlichen Täufersekten und dem gnostisch-markionitischen Paulus. Bei ihm drängt ins große Reich des Lichtes jenes der Finsternis hinein und wird vom Sohn im Kampf zurückgedrängt. (Dieser Sohn ist der „Erste Mensch“, gezeugt aus „Großem Geist“ und der „Mutter des Lebens“.)

Selbst den Nestorianern wurde wegen ihrer Lehre von den zwei Naturen Christi „Dualismus“ vorgeworfen.

Insofern kommen als „Arianer“ in Betracht (ohne Gewähr und ohne Anspruch auf Vollständigkeit): Zoroastrier, Markioniten, Manichäer und Nestorianer. „Arianer“ verehren also eine männliche Gottheit (die Göttinnenreligion scheidet definitiv aus), lehnen aber eine Gottes-Sohnschaft Christi bzw. die Wesensgleichheit von Vater und Sohn ab – und sind möglicherweise deshalb noch aus späterer katholischer Sicht „Dualisten“.

Eine genauere Analyse, was oder wer mit dem Begriff *Arianer* wirklich gemeint war, hängt entscheidend davon ab, wann von wem, in welchem Kontext er überhaupt geprägt wurde.

Es ist nicht leicht, sich über den Arianismus und die damit zusammen hängenden Auseinandersetzungen ein zutreffendes Bild zu machen, „weil die Quellengrundlage differenzierteren Ansprüchen kaum entspricht“ [Krause 693]. Dies bedeutet: Es sind keine arianischen Texte vorhanden, sondern nur anti-arianische ihrer Gegner, aus denen man die arianische Lehre zu rekonstruieren versucht.

Dabei stellen die frühen Kirchenväter als die einzigen Gewährsleute für Arianismus – und damit für „frühe Kirchengeschichte“ – ein besonderes chronologisches und inhaltliches Problem dar. Viele ihrer Texte gelten als später bearbeitet, verfälscht oder umgeschrieben, wobei sich Untersuchungen, ob sie gänzlich erst später geschrieben oder in der Chronologie falsch platziert worden sein könnten, wegen der vielen zu berücksichtigenden Querverbindungen schwierig gestalten.

Die Bezeichnung „Arianer“ taucht erstmals bei Gregor von Nazianz auf (or 21,22) [Krause], der 329 in der Nähe von Nazianz geboren wurde und 390 starb, auf einem Landgut mit dem erstaunlichen Namen „Arianz“.

Bereits vor Arius gab es unter den Kirchenvätern unterschiedliche Auffassungen über die Stellung Christi zu Gott, die angeblich längst als „Sohn“ und „Vater“ definiert waren. Einige hielten Christus für göttlich (Monophysiten), einige für einen Menschen (Nestorianer), einige verwiesen ihn auf den zweiten Platz (sog. Subordination; u.a. Arianer).

Die arianische Lehre besagt, Christus sei dem Vater wesensfremd und unähnlich, aber doch nicht nur ein einfacher Mensch, sondern ein „durch göttlichen Willen vor aller Zeit aus dem Nichts geschaffenes Wesen“ [Krause]. Angeblich sah Nestorius darin die ketzerische Vereinigung von göttlicher und menschlicher Natur in *einem* Körper und meinte (genau wie heutige Rationalisten), damit würde Jesus zu einer Art Halbgott gemacht. Er bat deshalb Kaiser Theodosius, ihm bei der Vernichtung der arianischen Ketzler behilflich zu sein.

In der arianischen Auffassung erkennbar ist allerdings noch die urchristlich-gnostische Lehre von der Präexistenz des Logos oder Ur-Lichtes in der Geschöpflichkeit des Menschen, die im manichäischen Christentum bestand, und später in der Vorstellung vom Archangelos weiter existierte. In der Schia manifestierte sich die Weitergabe des Lichtes in der genealogischen Linie der Imame; später entwickelten im vereinheitlichten prophetischen Islam Suhrawardi und andere Mystiker der iranischen und christlichen Gnosis die Lehre vom uranfänglichen „gelobten Licht“ *nur muhammadiya* zu einem umfassenden spirituellen System.

Die iranisch-gnostische Auffassung ging schon früh von *einem* männli-

sieht aus einer Teilung der Einheit, die zu einer polaren Spannung führt, aus welcher das Licht, und daraus wiederum die Seelen, sich emanieren.

Dagegen entstand die hellenistische Gnosis aus der Religion der *einen* Göttin, welche das Jahres-Lichtkind (den „Fisch“) immer wieder neu gebiert. Der Kaiser (der *christos* = gesalbte Fürst), welcher zur kultischen Adoption auf dem Schoß der Göttin sitzt, wurde mit diesem Licht identifiziert, und sie verschmolzen zum kosmologischen heilbringenden „Christus“(-Licht) „aus“ dem Schoß der Göttin. Dies entspricht der Auffassung der Monophysiten, die also für eine christliche Madonnen-Religion steht (in Byzanz die Theotokos, bei den Kopten Isis, in Arabien al-Uzza usw.).

So erklärt sich, wieso man in Byzanz nicht begeistert war, als Nestorius den Titel *Theotokos* abändern wollte in *Christotokos*, da seine „Maria“ (die eben überhaupt keine Madonna mehr ist) keinen Gott geboren habe.

Dies folgt angeblich aus seiner Lehre von den zwei (in Liebe verbundenen) Naturen Christi, einer menschlichen und einer göttlichen, die meist in Darstellungen von Maria mit Lichtkind und alterndem Christus „erkannt“ werden – da sie ja nicht wie bei den Arianern in einem Körper verbunden sein dürfen.

Nestorius wurde 430 in Ephesus selbst als Ketzer verurteilt und floh nach Persien. Dort errichtete er Bischofssitze, von denen eine rege Missionstätigkeit zu den Mongolen und Chinesen ausging. Im 6. Jh. flüchtete der nestorianische Bischof aus Persien nach Hira am Euphrat, und es begann eine intensive Missionstätigkeit unter den Arabern, die bis dahin vor allem Monophysiten waren, deren wichtigster Bischofssitz, Neġran, südlich von Mekka lag.

Der „arianische Streit“ lässt sich nun anders und besser verstehen:

- Arianer sind die iranisch-agnostischen Dualisten,
- Nestorianer die jahwistischen Judenchristen,
- Monophysiten die Anhänger der Göttinnenreligion.

Alle drei gehen verschiedene Verbindungen miteinander ein und grenzen sich gegeneinander ab. In diesem hier absichtlich aufs Wesentliche hin komprimierten (und deshalb vereinfachten) Spannungsfeld hat sich das Christentum entwickelt und bekämpft.

Die heutige Darstellung des Arianismus als eine theologische und spitzfindige Streiterei über die Wertigkeiten von Sohn, Vater und Geist innerhalb der kirchlichen Trinitätslehre verfälscht die Sachlage und unterschlägt, dass es eine einheitliche christliche Kirche ebenso wenig gab wie eine „katholische“. *Religionsgeschichte* wurde zu christlich-trinitarischer *Kirchengeschichte* umgeschrieben und umgedeutet.

Im Umkehrschluss folgt daraus: Hätte es den Presbyter Arius nicht gegeben, wäre im Sinne der Kirchengeschichte die Entstehung der „Wesensgleichheit“ von Gott-Vater und Christus-Jesus-Sohn schwer zu erklären.

Literatur

Beaufort, Jan: *30 Fragen zur Fantomzeittheorie*.

www.fantomzeit.de/?page_id=61, Frage 21 und 28

- (2007): Wer erfindet historische Zeit? in *Zeitensprünge* 19 (2) 317-332

DF (Diskussionsforum) s. www.fantomzeit.de

Encyclopaedia Iranica (Hg. Eshan Yarshater, 2001); New York

Krause, Gerhard / Müller, Gerhard (Hg., 1978/1992): *Theologische Realenzyklopädie*.
Bd. III und XXII; Berlin · New York

Lüdemann, Gerd (2007): Eine peinliche Entgleisung; in *Spiegel-Online - Wissenschaft*, 26. 4.

Mayrhofer, Manfred (1992): *Etymologisches Wörterbuch des Altindoarischen*; Heidelberg

Müller, Zainab Angelika (2000): Die Wiedererweckung Jesu - einige Streiflichter; in *Zeitensprünge* 12 (3) 519-532 (www.carotta.de)

Newid, Mehr Ali (2006): *Der schiitische Islam in Bildern. Rituale und Heilige*; München

Oldenburg, Hermann (1967): *Vedische Untersuchungen. Kleine Schriften Teil I*; Wiesbaden

Weissgerber, Klaus (2007): Zur Felsendom-Inschrift; in *Zeitensprünge* 19 (1) 120-129

Zainab-A. Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Das Westwerk von Corvey – ein Problem ohne Ende ?

Franz Kloppenburg

Mit Erscheinen der Dissertation von Dagmar v. Schönfeld de Reyes über *Westwerkprobleme*, die Anwander [2007] bereits ausführlich vorgestellt hat, erlangt das Corveyer Westwerk eine zentrale Bedeutung, dient es doch über weite Strecken als Bezugspunkt innerhalb der angesprochenen Problematik. Die Autorin [25] schreibt:

„Von der ursprünglichen Abteikirche in Centula, dem heutigen St. Ricquier, fehlte der Nachweis jeglicher Bausubstanz. Zur Erforschung der Westarchitektur lagen Effmann zwei Kupferstiche aus dem 17. Jahrhundert und reichhaltige Schriftquellen zur frühen Liturgiegeschichte des Klosters vor. Auf diesem Material baute er seinen ersten Rekonstruktions-schritt auf, bei dem er sich wiederum der fraglichen Methode des Rück-schlusses bediente.“

In dieser seiner Arbeit über Centula von 1912 bezog sich Effmann auf seine Arbeit über Corvey, die erst posthum 1929 erschien; sein Westwerkbegriff prägte fortan die nachfolgenden Forscher. Sein Schüler A. Fuchs bezeichnete nur zwei Bauten als Vollwestwerke: das erfundene, von Anwander [185] deutlich als „Hirngespinnst“ bezeichnete, weit im Westen gelegene Centula, und das weit im Osten erhaltene: Corvey. Als Besonderheiten zählt Schönfeld de Reyes [72] auf:

„Die Dreiturmanlage, deren Mittelurm sich in der inneren Raumkonzeption als zentraler Mittelraum präsentiert. Die Zweigeschossigkeit dieses Mittelraumes, wobei das von Stützen durchstellte Erdgeschoß der Unterbau eines darüber liegenden Kultzentrum im Obergeschoß ist. Die Dreigeschossigkeit der diesen Mittelraum umgebenden Nebenräume beziehungsweise die Anlage von Emporen im dritten Geschoß.“

Die frühe und heute noch erhaltene Raumkonzeption wird hier besonders deutlich, zugleich ihre Einmaligkeit. Die in den *Annales Corbeiensis* vermerkte Dreiturmanlage, deren Erbauung für das Jahr 873 bezeugt wird, besteht nicht mehr, wird aber in der Literatur unbeirrt herangezogen. Ihre schriftliche Verankerung in spätkarolingischer Zeit lässt keinen Zweifel an ihrem Ursprung aufkommen.

Begründete Zweifel an den *Annales Corbeiensis*

Der Schreiber vermerkt auf der Ostertafel das Jahr 885 als das Jahr der Weihe (*dedicatio trium turrium*), verschweigt allerdings, was mehr als ungewöhnlich ist, das für eine *ecclesia* unabdingbare Patrozinium. Dieser Ostertafel hat der Münsteraner Archivar Dr. Josef Prinz einen Teil seines Forscherlebens gewidmet. Nachstehend in gedrängter Kürze, was er zu ihr zu sagen hat.

Die Ostertafel, ein schmaler Pergamentstreifen mit dreiteiligen Einträgen (Jahr, Ostertermin, Ereignisse) war – so die ‘orthodoxe’ Meinung – von England aus dem Kloster York auf verschlungenen Wegen nach Corvey gelangt. Der erste Abt von Werden/Ruhr, gleichzeitig erster Bischof von Münster, Liudger († 809), war nach zweimaligem Aufenthalt im Kloster York (zuletzt 769–772) mit „einem Sack von Handschriften“, wie Altfried schreibt, zurückgekehrt. Darunter befand sich auch eine angelsächsische Ostertafel, die in Werden in die Hände des Abtes Hartbert aus dem Kloster Lobbes in Lothringen gelangt war. Wie war es dazu gekommen?

Aufgrund eines Streites mit dem Karolinger Karl dem Kahlen hatte er 864 sein Kloster verlassen müssen. Der Abt des Klosters Corvey, Adalgard, gewährte ihm Zuflucht und Gastfreundschaft, die ihm auch vorübergehend im Damenstift Essen und in der Abtei Werden gewährt wurde. Dort hat er wohl die Ostertafel erworben und dem Abt Adalgard, 876 nach Corvey zurückgekehrt, für gewährte Gastfreundschaft geschenkt. Im Jahr 879 konnte er dann in sein Kloster Lobbes zurückkehren.

Die ersten Eintragungen zurück ab dem Jahr 864 bis 878 stammen von ihm, denn seine Handschrift ist identisch mit der des Mailänder Kalenders aus den 60er Jahren des 9. Jh. Prinz hat dank seiner Erfahrung in verdienstvoller Weise die Handschriften verglichen, mit Hilfe moderner Methoden untersucht und sie sodann den „Händen“ zugeordnet. Bei den in Aussage und Darstellung knappen Eintragungen handelt es sich nicht um eine Chronik im eigentlichen Sinn. Prinz kam bei der Eintragung in der Zeile des Jahres 873 zu der überraschenden Feststellung, dass diese erst Anfang des 10. Jh. vorgenommen worden ist (nämlich die Erbauung der Dreiturmanlage *trium turrium*...). Im Ausdruck „*hoc anno*“ ist die Distanz der Hand zum Geschehen erkennbar. Der Schreiber war weder bei der Grundsteinlegung noch bei der Weihe der Dreiturmanlage anwesend. Die Einweihung hatte er zuerst in der Zeile des Jahres 889 geschrieben, dann aber auf 885 berichtigt. Prinz hat festgestellt, dass diese Hand viele Eintragungen für zurückliegende Jahre vorgenommen und dabei sehr viel radiert hat. Auffallend, geradezu unverständlich ist, dass der Schreiber, Abt Hartbert, als vermutlicher Augenzeuge nicht den Bau als herausragendes Ereignis für das Jahr 873 schriftlich fixiert, sondern einem weit über hundert Jahre später lebenden, unbekanntem Schreiber überlassen

hat. Da glaube noch, wer da mag, an die Zuverlässigkeit der Annalen und den Bau der Dreiturmanlage im Jahr 873.

Sind nach einem Jahr Bauzeit Kloster und Kirche vollendet ?

Einen aufschlussreichen Bericht über den Beginn der Bautätigkeit bietet die *Translatio Sancti Viti* eines fränkischen Mönches, über deren Entstehung nichts bekannt ist. Über die Vorgeschichte der eigentlichen Gründung wird nichts berichtet, wohl aber die Inbesitznahme des Klosterplatzes und die Inangriffnahme der uns besonders interessierenden, außerordentlich aufschlussreichen Bauarbeiten. Die Grundsteinlegung für das neue Kloster erfolgte am 6. August 822. Nach einer feierlichen Dankandacht nahmen sie eine Messschnur, schlugen Pflöcke in die Erde und begannen mit der Abmaßung, zuerst für die Kirche, dann für die Wohngebäude der Brüder, zu deren Aufrichtung einige Brüder bestimmt wurden. Vor ihrer Rückkehr nach Hethis baten sie noch den Bischof Badurad von Paderborn, den Platz zu segnen und das Kreuzesbanner an der Stelle zu errichten, wo der Hochaltar vorgesehen war.

Von nun an geht es Schlag auf Schlag. Am 25. August desselben Jahres nimmt der Bischof Badurad die Weihe vor; nur wenige Mönche sind mit der Errichtung der ersten Gebäude beschäftigt. Am 25. September, also einen Monat später, beginnt schon der große Umzug von Hethis nach Corvey, und am 26. September trifft er in Corbeia Nova ein, wo die Mönche unmittelbar nach ihrer Ankunft mit dem herbeigeströmten Volke die erste hl. Messe feiern. Es heißt dann weiter:

„Alsdann wurde rüstig fortgebaut, so dass, als im nächsten Jahre der Kaiser dem Kloster seine Bestätigung ertheilte, der Bau desselben bereits vollendet war“ [Dreves, Fn. 21].

Wir haben es hier mit einer Bauleistung zu tun, die auch heute mit großem technischen Aufwand rein zeitlich nicht zu bewältigen wäre, so es kein bereits vorhandenes Bauvolumen gäbe. Nicht unerwähnt sollte in diesem Zusammenhang ein Hinweis von Johann Letzner sein (1571–1613), den Heribert Klabes [210] aufgegriffen hat. Er lautet:

„Bei dem Legen des Grundsteines fand man eine Säule von rötlichem, geglättetem Marmor, welche man für die Irminsäule hielt und als solche auch nach Hildesheim gebracht, dort im Chore aufgestellt und mit dem Bildnis der heiligen Jungfrau geschmückt hat (167)“.

Bei allen mit Letznern Namen verbundenen Bedenken könnte sich ein Körnchen Wahrheit in dem ersten archäologischen Fund der Mönche verstecken.

Eröffnet der Steinbau Selicasa eine Verbindung zum Urwestwerk ?

Sehr konkret sind zwei Schriften aus dem 12. und 13. Jh. über die Gründung Corveys, nämlich die *Notitia Foundationis Monasterii Corbeiensis* I und II, die beide auf ältere Quellen zurückgehen, von denen hier die *Notitia* II als Beleg zitiert wird. In dieser wird der Besitz des Grafen Bernhard aufgeführt, den er Ludwig dem Frommen verkauft hatte.

„Hoc est villam Huxeri cum domo sua lapidibus extractam, quae usque hodie permanet, quam villam Bernardi Selicasam vocant – et omnem Huxeri marcam in potestatem.“

Vorgefunden haben also die Mönche ein aus Steinen gebautes Haus. Der Nebensatz, demzufolge es heute noch steht, dürfte eine Einfügung des Schreibers der *Notitia* II sein, die uns in zwei Aufzeichnungen aus dem 13. Jh. vorliegt, die ein und derselbe Herforder Kodex enthält. Demnach hat Graf Bernhards steinernes Haus in diesem Jahrhundert noch gestanden und war dem Schreiber einer Erwähnung wert. Das Wort *marcam* (Mark) führt uns zu einer weiteren Kernfrage, die für das Vorhandensein von Bauten auf dem erworbenen Klostergelände sprechen könnte [nach Wiesemeyer].

Mit dem Augenzeugen Paschasius Radbertus auf dem richtigen Weg ?

In der Forschung ist bisher ein Nebensatz in der *Vita Wala*e des Paschasius Radbertus nicht genügend beachtet worden. Ihm zufolge waren die Mönche in Corbie ungehalten über den großen Besitz, den das Kloster Corvey erhalten hatte und machten dies Adalhard zum Vorwurf. Die Beschwerde hielt Paschasius nicht für gerechtfertigt und schrieb:

„duo isti eximii fundamenta in gentibus ad boream civitatis cum ponerent una cum turribus et propugnaculis suis, tria ista omnino monebant: ne rebus ...“ / Während diese beiden Ehrwürdigen (Adalhard und Wala) die Klostergründung vornahmen inmitten der Leute im Norden der Stadt zusammen mit ihren Türmen und Befestigungsanlagen, da mahnten sie nur drei Dinge an ...

Mit Paschasius Radbertus haben wir es erstmals mit einem Augenzeugen zu tun, der von der Lage des Klosters im Norden der Stadt berichtet, wohlge-merkt nicht der heutigen Stadt Höxter. Die Stadt, von der die Rede ist, hat Türme und Befestigungsanlagen. Es ist daher nicht auszuschließen, ja sogar wahrscheinlich, dass sich Gebäude auf dem Klosterareal befanden, die natürlich von den Mönchen für ihre Zwecke hergerichtet wurden, sprich für Nutzbarmachung und Aufbau des Westwerkes.

Jüngste Interpretationen

Das Corveyer Westwerk rückte durch die Veröffentlichung eines enormen Fotobandes von Hilde Claussen [2007], die seit Jahrzehnte die dortigen Fresken erforscht, und Anna Skriver wieder ins öffentliche Interesse. Ihm wird in zwei Jahren ein Band von Uwe Lobbedey folgen, der aber bereits in einem umfangreichen Bericht der *Welt am Sonntag* [Fasel] wiederholt zu Wort kam.

Ich greife seinen Hinweis auf die Inschriftentafel auf, die ihm wegen ihrer perfekt handwerklich gehauenen Steinmetzarbeit Rätsel aufgibt. Inzwischen herrscht unter Wissenschaftlern und Baufachleuten Einigkeit darüber, dass sich die noch bis vor einigen Jahren am Risalit des Westwerkes eingelassene Tafel mit der bis dahin gut lesbaren Weiheinschrift ursprünglich an anderer Stelle befunden haben muss. Sie wurde durch einen Abguss ersetzt, dessen Text selbst aus geringer Entfernung schwer lesbar ist.

Das seinerzeit ausgebaute Original befand sich längere Zeit auf dem Boden der Westempore und damit offen für einen Zugriff der Besucher. In bester Absicht und in übereifrigem Forscherdrang wurde, ohne die Folgen zu bedenken, aus einer Buchstabenbettung ein Metallstift entfernt, um diesen metallurgisch im Kernforschungszentrum Jülich untersuchen zu lassen. Mit dem Nachweis einer starken Goldauflage war die Überraschung perfekt: Derartige Goldbeschriftung wurde nur in der Zeit von Augustus bis Marc Aurel angewendet [Klabes 160-164]. Schon bald wurde das Ergebnis von wissenschaftlicher Seite ganz anders gewichtet: Die Entnahme des Stiftes wurde eilends als Verbrechen zur Anzeige gebracht. Deswegen wurden zwei unbescholtene treue Söhne der Mutter Kirche belangt, seelisch tief verletzt bis hin zur beruflichen Gefährdung – ein treffliches Beispiel mangelnder Souveränität und Noblesse, um nicht zu sagen: Kleinkariertheit, die selbst mit juristischen Mitteln den Zugewinn an Wissen verhindern will. Doch 1999 wurde in der großen Ausstellung zu Paderborn ein vergoldeter Buchstabe aus Corvey gezeigt, laut Lobbedey [in Stiegemann/Wemhoff 572].

„ein Beleg dafür, daß bereits der Gründungsbau mit Inschriften in der Art der ‚Civitas‘-Inschrift geschmückt war. Zugleich ist es *der bislang einzige bekannte Metallbuchstabe einer mittelalterlichen Inschrift*“ [Hvhg. FK].

Nun hängt das Inschriften-Original, das weit über 1.000 Jahre der Witterung getrotzt hat, nach dem dritten Platzwechsel hoch oben an einer Emporenwand, den Blicken der Besucher entzogen (cui bono?) und um ein Metallstiftchen „braubt“, deren viele sich noch in den Buchstabenbettungen der Capitalis quadrata befinden. Jedenfalls hat das entwendete Stiftchen ein Geheimnis preisgegeben. Wann und wo und von welcher Gebäudewand die vergoldeten Buchstaben der Inschriftenplatte erstrahlten, werden wir wohl nie erfahren. Klabes hat u. U. eine Lösung gefunden: In seinem Buch [89] ist eine

von ihm angefertigte Zeichnung abgedruckt [s. auch Anwander 196], betitelt: Römische Viersäulenhalle (der erste eingeschossige Kernbau des Urwestwerkes), mit in der Giebelfront abgebildeter Inschriftentafel.

Was die Fresken in der Westempore betrifft, stehen sich Deutung und zeitliche Bestimmung durch Claussen [1997; ebenso 2007] und Klages diametral gegenüber. Wenigstens die deutlichen Worte von Anwander [188] sollen hier zitiert werden:

„Aber in der offiziellen Literatur wird stur behauptet, dass diese karolingischen Ursprungs wären, wobei Odysseus in geradezu peinlicher Weise zum christlichen (!) Helden verklärt wird, der durch das ‚böse‘ Meer der ‚sündigen Welt‘ fährt [H. Claussen in Stiegemann/Wemhoff 585].

Ein wichtiges Kriterium für ein Vollwestwerk ist das von Stützen durchstellte Erdgeschoss, in das uns nun Lobbedey begleiten soll. Wir sind beeindruckt, weil uns etwas in seiner architektonischen Gestaltung Ungewöhnliches empfängt: Kreuzgratgewölbe, vier wuchtige Pfeiler (davon zwei kreuzförmige, ein von der Antike übernommenes Bauelement), vier Säulen mit korinthischen Kapitellen, exakt nach den von Vitruv geforderten Maßen gearbeitet, die Lobbedey als die schönsten der ganzen Karolingerzeit anspricht, womit er ungewollt eingesteht, dass für eine derart perfekte Steinmetzarbeit ein hohes Maß an Erfahrung und Können notwendig ist, das sich an antiken Vorbildern orientiert haben muss. Wie und wo wollen die Mönche, nur wenige Jahre zuvor dem erbärmlichen Leben im Solling entronnen, mit nur wenigen Ordensangehörigen, in nach dem Tod Karls des Großen unsicher gewordenen Zeit, das antike Wissen und den künstlerischen Ausdruck, den Formenreichtum all der in Corvey erhaltenen Fragmente erlernt haben? Bereits Effmann [99] führte die Zierformen zurück in die Vergangenheit: „Weit entfernt von alten Kulturzentren bewegt sich das Erscheinungsbild besonders in den Zierformen ganz auf dem Boden der Spätantike.“

Die römischer Präsenz lässt sich nicht leugnen. Dies bekräftigt Klages [222] am Ende seiner Zusammenfassung:

„Nur ein Gebäude überstand dank seines außergewöhnlichen Kalk-Ziegelklein-Mörtels trotz vieler baulicher Veränderungen die Jahrhunderte. Wie die Erbauer dieses als Zentralbau konzipierten und erbauten, ragt es auch heute noch aus dem allgemeinen Verfall heraus. Aber es ging doch auf eine andere Art und Weise unter, indem seine Herkunft vergessen wurde. Ein tausendjähriger Einfluss benediktinischen Klosterlebens und Wirkens an Ort und Stelle ließ fast alle Erinnerungen, die sich an diese Relikte aus vorlösterlicher Zeit knüpften, langsam verblasen.“

Literatur

- Anwander, Gerhard (2007): Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinnst; in *ZS* 19 (1) 185-212
- Claussen, Hilde (1999): Wandmalerei mit Odysseus und Skylla; in *Stiegemann/Wemhoff*, Bd. 2, 583-585
- Claussen, Hilde / Skriver, Anna (2007): *Die Klosterkirche Corvey. Band 2: Wandmalerei und Stuck aus karolingischer Zeit*; Mainz
- Dreves, Lebrecht (1864): *Leben des heiligen Ansgar*; Paderborn
- Effmann, Wilhelm (1929): *Die Kirche der Abtei Corvey*; Paderborn
- Fasel, Andreas (2007): Eine Kirche voller Überraschungen; in *Welt am Sonntag*, 23.9.2007 (Leserbriefe dazu am 14.10. 07 unter „Ist Corvey römisch?“)
- Klabes, Heribert (1997): *Corvey. Eine karolingische Klostergründung an der Weser auf den Mauern einer römischen Civitas*; Höxter
- Meyer, Martin (1893): *Zur älteren Geschichte Höxter und Corveys*; Paderborn
- Prinz, Josef (1982): *Die Corveyer Annalen*. Band 7 der Abhandlungen zur Corveyer Geschichtsschreibung; Münster
- Schönfeld de Reyes, Dagmar von (1999): *Westwerkprobleme. Zur Bedeutung der Westwerke in der kunsthistorischen Forschung*; Weimar
- Stiegemann, Christoph / Wemhoff, Matthias (1999): *799. Kunst und Kultur der Karolingerzeit* (dreibändiger Katalog); Mainz (hier Bd. 2)
- Wiesemeyer, Helmut (1962): Die Gründung der Abtei Corvey im Lichte der *Translatio Sancti Viti*. Interpretation einer mittelalterlichen Quelle aus dem 9. Jahrhundert; in *Westfälische Zeitschrift* Nr. 112

Franz Kloppenburg, Am Bielenberg 7, 37671 Höxter

Die *Annales* 1-6 des Tacitus

Eine kritische Betrachtung

Andreas Otte

Abstract: Im wesentlichen auf Basis des Buches „... gesichert von Türmen geschützt vom Schwert, ...“ von F.H. Rainer Friebe [1999] werden die im Lipperland so beliebten Verortungen mit Bezug zur Varus-Schlacht in den Annales des Tacitus 1/60 (Lippe, Ems, Teutoburger Wald, ..) einer kritischen Untersuchung unterzogen. Aber auch die Auffindung der Annalen soll Thema sein, nachdem sich Gerhard Anwander in ähnlicher Form kürzlich mit der Germania des Tacitus beschäftigt hat [Anwander 2007].

Die Auffindung

Nach herrschender Lehre sind von Tacitus (ca. 55 – nach 116) fünf Werke überkommen: *Agricola*, *Germania*, *Dialogus de oratoribus*, *Historiae* (von 69 bis 96) und die *Annales des römischen Reichs*, die in ihrer verstümmelten Form von 14 bis 68 reichen.

Das einzig erhaltene Manuskript mit den Annalen 1-6 des Tacitus soll 1505 im Kloster *Corvey* bei Höxter von einem weltlichen Gelehrten aufgefunden worden sein [Friebe, 6]. Noch bevor der Text vor Ort entziffert werden konnte, verschwand er unter ungeklärten Umständen, um wenig später in Rom in päpstlichem Gewahrsam (Leo X.) wieder aufzutauchen, angeblich für viel Geld von Dieben gekauft. Sicher ist jedoch eine Erwähnung des Codex in einen Brief von Kardinal *Soderini* aus dem Jahre 1509. 1515 wurde dann eine aufgelöste und entzifferte Version des Textes vorgestellt. Das „Original-Manuskript“ liegt heute in Florenz in der *Biblioteca Medicea-Laurenziana* unter den Namen *Pluteo 68.1*. [Mendell 1970]

Das Kloster *Corvey* erhielt nur eine Abschrift/Kopie des Manuskriptes und ewigen Ablass zum Ausgleich. Fraglich ist, ob der *Codex Mediceus*, wie das *Corveyer* Manuskript auch genannt wird, wirklich noch so echt und vollständig ist, wie er aufgefunden wurde. Es fehlen ganz zufällig ein paar Jahre, die für den christlichen Glauben sehr interessant wären, so das Jahr 29 teilweise, 30 und 31 ganz, und vom Jahr 32 der Anfang. Die bis zu 10 Jahre zwischen Auffindung und ‘Veröffentlichung’ bieten zudem genügend Zeit für eine veränderte ‘Originalkopie’. Hinzu kommt, dass das Tacitus-Manuskript um 850 in Fulda oder Hersfeld von einem Text des 3. oder 4. Jh. abgeschrieben worden sein soll; ein Verweis auf Tacitus mit Bezug auf die Tacitus-Annalen in den *Annales Fuldenses* für 852 stützt dieses Datum für die

Forschung. Danach soll der Codex bis zu seiner angenommenen Auffindung in Corvey nicht wieder kopiert worden sein.

Hier läge also nach dem traditionellen Forschungsstand ein echtes karolingisches Manuskript vor. Die Schrift des Codex ist zunächst prä-karolingisch und geht dann mitten im Text in karolingische Minuskel über. Zu dieser Problematik hat bereits Paul C. Martin ausführlich Stellung genommen [Martin 2000]. Im 7. und 8. Jh. gibt es interessanterweise keinerlei bekannte Verweise und Hinweise auf Tacitus. Die ersten Bücher seiner Annalen werden nach Ptolemäus im 2. Jh. erst wieder im 9. Jh. direkt zitiert [Mendell 1970, 238].

Die Frage nach der Authentizität des phantomzeitlichen *Codex Mediceus* ist daher berechtigt und muss gestellt werden dürfen.

Übersetzungsprobleme

Typisch für vielfach abgeschriebene lateinische Texte ist, dass Wortzwischenräume weggelassen wurden, die Wörter zuweilen nicht mehr einfach erkennbar sind und erst wieder neu erkannt werden müssen. Der Text wird dann mit der entsprechenden „Skansion“ gelesen. Diesen Vorgang nennt man auch „Auflösung“. Dabei kann es zu Fehlern kommen. Klassisch wird z.B. ein Satz aus den Annalen 1/60 wie folgt aufgelöst:

„ductum inde agmen ad ultimus Bructerorum, quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legoinumque insepultae dicebantur“.

Eine entsprechende Übersetzung [Heller 2002] ins Deutsche lautet:

„von da aus wurde das Heer in die entlegendsten Teile des Bruketerlandes geführt und alles Gebiet zwischen Ems und Lippe verwüstet, nicht weit vom Teutoburger Wald, in dem, wie es hieß, die Überreste des Varus und seiner Legionen noch unbestattet lagen“.

Im 'Original' in Florenz steht „haudproculteutoburgiensisaltu“ ohne Zwischenräume [persönliche Inaugenscheinnahme durch Friebe], welches zu „haud procul teutoburgiensi saltu“ aufgelöst wurde, wobei „teutoburgiensi“ als Eigenname eines „saltus“ verstanden wurde.

Zunächst: Was ist ein *saltus*? Wenn man in heutige Wörterbücher hineinschaut, dann findet man für *saltus* 1. Sprung und 2. Waldtal, Schlucht, Pass, Waldgebirge, Weideplatz, Landgut, weibliche Scham, bedenkliche Lage [Pons 2003]. Wald oder Waldgebirge wurde hier offensichtlich als Übersetzung verwendet.

Ein *saltus* ist jedoch auch ein römisches Flächenmaß, ein *saltus* entspricht 2015,1267 ha [Kottmann 1988, 147]. Es diente der Größenbestimmung von Landgütern/Domänen, die ebenfalls *saltus* genannt wurden. *Saltus* kommt in klassischem Latein auch in Kombination mit *silva* (Wald) und *collis* (Berg) vor;

dann ist ein Gebiet gemeint, das über Wälder oder Berge verfügt. Eine Übersetzung von *saltus silva* mit *Wald Wald* macht wenig Sinn. Die allein stehende Bedeutung von *saltus* als Wald ist daher wahrscheinlich eine Konstruktion des scholastischen Lateins, verursacht durch die Fehlinterpretation eben dieser Tacitus-Stelle, die dann Eingang in unsere heutigen Latein-Wörterbücher gefunden hat. Wörterbücher von heute sind daher wohl kaum als Übersetzungs-Kronzeugen geeignet.

Und was ist mit *teutoburgiensi*? Eine alternative Auflösung von „teutoburgiensi“ ist nach Friebe [51] „te ut o burgi ensi“:

- te Akkusativ von „tu“ te = **dich**, evtl. Ablativ des Pronomen „tu“, eigentlich „a te“ = **von dir**, oder auch ein nicht komplett geschriebenes „tute“, Adverb von „tutus“ = **gesichert**;
- ut **wie**, räumlich **wo**, Konjunktion, indikativ **gerade als**;
- o **oh, ach**, Interjektion. Ausruf der Klage. Als „o.“, aber auch Vokabelkürzel für z.B. „omnio“ = **völlig**;
- burgi **Türme**, Nominativ Plural. Abgeleitet von griechischen „Pyrgos“; Lehnwort, oft (z.B. am Limes) verwendet statt „turris“;
- ensi **Schwert**, Dativ Singular von ensis.

Diese Auflösung verwendet Vokabeln, die es im Lateinischen tatsächlich gibt, man muss nicht auf einen erfundenen Eigennamen „teutoburgiensi“ zurückgreifen.

Eine andere Unstimmigkeit innerhalb der *Annalen* 1/60 ist die Bezeichnung *amisiam et lupiam*, die üblicherweise mit dem Flüssen „Ems und Lippe“ gleichgesetzt wird. Da gibt es aber ein Problem: Das Wortgeschlecht für Flüsse im Lateinischen ist männlich (Zuordnung eines männlichen Gottes).

Da für Namen römischen Ursprungs die a-Deklination für die Endung „ia“ weibliches Wortgeschlecht unterstreicht, scheiden *amisiam* und *lupiam* (a-Deklination, Akkusativ singular) schon grammatikalisch als Flüsse aus. Erst im späten Vulgärlatein war auch das weibliche Geschlecht für Flüsse zulässig.

Es könnte sich bei *amisiam* und *lupiam* alternativ um Orte an einem Fluss handeln. Claudius Ptolemäus kennt in seiner *Geographika hyphegesis* z.B. einen Ort Amisa an der Weser. Diese Interpretation wäre allerdings noch gegen andere Textstellen, die *amisiam et lupiam* verwenden, zu prüfen.

Unter diesen Annahmen ergibt sich folgende, sicherlich noch verbesserungsfähige, Übersetzung der berühmten Textstelle [Friebe, 52]:

„von dort wurde das Heer zu den äußersten (Grenzen) des Bruketergebietes geführt, soweit es sich zwischen Amisia und Lupia am Strom (hinzog), nicht eben weit entfernt von dir, dem Saltus der verwüstet worden ist, ob gerade als Türme und Schwert ihn sicherten, in dem die Überreste des

Varus und seiner Legionen unbestattet (lagen) und deshalb noch nicht von den Göttern aufgenommen waren.“

Rezeption

Wie wurden die Tacitus-Annalen nach ihrer Auffindung in Bezug auf diese Verortungen rezipiert?

Der Humanist *Cluverius* sah 1616 im Osning den Teutoburger Wald, Pastor *Pideritus* schloss sich 1627 dieser Meinung an. *Ferdinand von Fürstenberg*, Fürstbischof von Osnabrück, taufte dann 1669 in seiner *Monumenta Paderborniensa*, den Osning endgültig in Teutoburger Wald um. Danach findet sich in Landkarten, vorzugsweise von *Ferdinand von Fürstenberg* herausgegeben, Teutoburger Wald statt Osning [Friebe, 168]. Das bedeutet, dass es vor Auffindung der Tacitus-Annalen und der gewählten Auflösung der Eigenname „Teutoburgiensi“ keinen Teutoburger Wald als Eigenbezeichnung gab.

Nach Friebe [163-169] finden sich zudem die Namen Amisia und Lupia für Ems und Lippe erst ab dem 17. Jh. auf gedruckten Karten; ältere (handgezeichnete) Karten tragen noch andere Namen, z.B. Lamizon und Lippa. Die Auffindung der Tacitus-Annalen hatte also auch erstaunliche Auswirkungen auf den Namensbezeichnungen in Karten.

Ergebnis

Die Annalen des Tacitus sind sowohl von ihrem Text her (über die Auffindung) als auch in ihrer Übersetzung nach Friebe fragwürdig. Was bleibt denn nun von den Verortungen im gewählten Beispielsatz, auf die sich eine Lokalisierung der Varusschlacht im Lipperland auf Basis der Tacitus-Annalen berufen kann?

- 1) Eine Domäne als Austragungsort der Schlacht, die irgendwo gelegen haben kann, wo sich eventuell Fundamentreste römischer Wachurmanlagen finden.
- 2) Zwei Orte an einem Fluss in der weiteren Umgebung des Schlachtfeldes. Vielleicht handelt es sich um den Fluss Visurgis = Weser? Dann würde sogar eine Stelle in den Annalen 1/70 Sinn machen, die bisher von den Übersetzern, welche die Amisia mit der Ems gleichsetzen, als ein Irrtum des Tacitus angesehen werden muss.

Selbst wenn die Übersetzungskritik nicht greift, dürfte deutlich geworden sein, dass es bis zur Auffindung der Annalen keinen „Teutoburger Wald“ gegeben hat. Es ist also Vorsicht angeraten, die Verortung der Varusschlacht in Lippe auf diesen Quellen und Übersetzungen basieren zu lassen.

Literatur

- Anwander, Gerhard (2007): Auf den Spuren der Germania und anderer Fälschungen; in ZS 19 (2) 413-442
- Fürstenberg, Ferdinand von (1990): *Monumenta Paderbornensia* (Denkmale des Landes Paderborn); Nachdruck der Ausgabe von 1844; Paderborn
- Friebe, F.H. Rainer (1999): „gesichert von Türmen geschützt vom Schwert, ...“; Halberstadt
- Heller, Erich (2002): *Tacitus Annalen* (Sammlung Tusculum); Düsseldorf · Zürich
- Kottmann, Albrecht (1988): *Uralte Verbindungen zwischen Mittelmeer und Amerika*; Stuttgart
- Kupcik, Ivan (1992): *Alte Landkarten. Von der Antike bis zum Ende des 19. Jahrhunderts*; Hanau
- Martin, Paul C. (2000) : Was las man denn zur Karolingerzeit? Teil I; in ZS 12 (3) 449-475
- Mendell, Clarence W. (1970): *Tacitus. The man and his work*; Reprint der Ausgabe von 1957, Yale
- Pearse, Roger (2005): *Tacitus and his manuscripts*;
<http://www.tertullian.org/rpearse/tacitus/index.htm>
- Pons (2003): *Wörterbuch für Schule und Studium Latein-Deutsch*; Stuttgart
- Stückelberger, Alfred / Graßhoff, Gerd (Hrsg., 2006): *Ptolemaios, Handbuch der Geographie* (Griechisch-Deutsch); Basel
- Tacitus, Publius Cornelius (1902): *Codex Laurentianus Mediceus 68 I*; Fotografische Reproduktion, Lugduni Bat.

Andreas Otte, 33813 Oerlinghausen, Dalbker Str. 54a
andreas-otte@chrono-rekonstruktion.de

Verdoppelter Pseudo-Dionysius

Heribert Illig

Der unter Pseudonym schreibende, spätantike Autor Pseudo-Dionysius-Areopagita erlebt im hohen Mittelalter einen so beispiellosen Siegeszug, dass man wegen ihm, nicht etwa wegen Homer Griechisch lernt [Ruh, 55] und ihn als „Vater der abendländischen Mystik“ bezeichnet [Ruh, 17], an Einfluss gleichrangig mit Augustinus und Gregor dem Großen [Ruh, 3]. Dementsprechend breit ist ab dem 12. Jh. seine Wirkungsgeschichte. Doch davor gibt es Dunkelzonen und Dubletten, die für die Chronologiekritik von Bedeutung sind. Erhellend ist hier eine Studie von Kurt Ruh (1914–2002), der als Professor deutsche Philologie des Mittelalters in Würzburg lehrte und einen Schwerpunkt seiner Forschungen auf die Mystik legte.

Vorab die drei zu behandelnden Träger des Namens Dionysius:

a) Den ältesten Dionysius bekehrt Paulus in Athen; er trägt den Beinamen Areopagita, weil er Mitglied des Areopags (Rat der Stadt) gewesen sein soll (1. Jh.).

b) Um 250 lebt in Paris der heilig gesprochene Dionys = Denis, der auf dem Montmartre (Mons Martyrium) geköpft wird, seinen Kopf bis zum vicus Catulliacus trägt, wo über seinem Grab die Kirche Saint Denis errichtet wird.

c) Ein Autor des wohl 5. Jh. wählt den irreführenden Namen Dionysius Areopagita. Er wird heute Pseudo-Dionysius-Areopagita (hier Pseudo-D.) genannt.

Pseudo-D. ist auf jeden Fall vor 533 anzusetzen: Anfang des 6. Jh. [wikipedia] oder im letzten Drittel des 5. Jh. [Ruh, 8]. Mangels Lebensdaten konnte der eigentliche Urheber nicht benannt werden, auch wenn man mit Severus und Petrus Fullo zwei Patriarchen von Antiochia favorisierte. Für Ruh [11] spricht nichts dagegen, dass er tatsächlich den Namen Dionysius getragen hat. Warum er ein irreführendes Pseudonym gewählt hat, ist unbekannt. Seine Werke entstanden wohl in dieser Reihenfolge (Titel nicht von ihm):

DN *De divinis nominibus* (Die göttlichen Namen),

MT *De mystica Theologia* (Die mystische Theologie),

CH *De caelesti hierarchia* (Die himmlische Hierarchie),

EH *De ecclesiastica hierarchia* (Die kirchliche Hierarchie).

Zwei weitere Werke werden von Pseudo-D. so häufig genannt und zitiert – *Die Theologischen Grundlinien* und die *Symbolische Theologie* –, dass die Forschung bis heute nicht weiß, ob sie fingiert oder verloren sind [Ruh, 14].

Pseudo-D. verwendet unbefangen die Quellen, in deren Tradition er steht: Clemens von Alexandrien, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Proklos. Seine fiktive Identität mit dem Areopagiten bemüht er nur im frühesten Traktat; interessant ist sein Bezug auf die erfundene Gestalt eines Hierotheus als seinen Lehrer, dem er zwei offensichtlich fiktive Schriften unterstellt – für Ruh [13] „das zweite Ich des Dionysius: ein christlicher, von Proklos inspirierter Neuplatoniker“.

Für uns ist von Belang, dass die Schriften bereits vor 600 bekannt sind, ob beim Religionsgespräch in Konstantinopel, 533, oder für Gregor den Großen, 593. Sie sind also keine Erfindungen für die Phantomzeit, in der sie ihren ersten großen Auftritt haben, ja, wo sie „so etwas wie eine theologisch-kanonistische Geheimwaffe der Päpste des 7. und 8. Jahrhunderts“ bilden [Ruh, 53]. Der byzantinische Kaiser Michael II. schickt 827 Ludwig dem Frommen eine – uns erhaltene – Handschrift mit dem *Corpus Dionysiacum*, die alsbald, am Namenstag von Saint Denis, dem Pariser Märtyrerbischof, 19 Heilungen bewirkt. So war die Identität des zweiten und dritten Dionys ‘eindeutig belegt’; er wurde neben St. Martin zum Schutzpatron des Königreichs. Hilduin als Abt von Saint-Denis integrierte auch den ältesten Dionys und schuf die passende Tripel-Dionysius-Vita (*Passio Sanctissimi Dionysii*), indem er den Märtyrer und den eigentlichen Autor ins 1. Jh. des Areopagiten vorverlegte. Außerdem ließ **Hilduin** die erste lateinische Übersetzung anfertigen. Er

„ließ zwischen 832 und 835 mit Hilfe griechischer Emigranten (deren es damals viele gab), eines Vorlesers, eines Übersetzers und eines Schreibers, die dionysischen Schriften ins Lateinische übertragen“ [Ruh, 54].

Ein Menschenalter später, um 860, überträgt unter Karl dem Kahlen **Johannes Scotus Eriugena** in St. Denis neuerlich die Traktate des Dionysius. Danach verfasst er auch noch einen Kommentar zu CH. Wieso er Griechisch konnte, will erhellt sein.

„Die Kenntnis des Griechischen waren [sic] zwar im 9. Jahrhundert im Vormarsch, aber auf wenige Zentren, Irland, Saint Denis-Paris und namentlich Rom, das vom 7. bis zum 11. Jahrhundert griechische Klöster besaß, beschränkt. [...] Jedenfalls muß er für seine Zeit herausragende Kenntnisse des Griechischen besessen haben, anders hätte ihm Karl der Kahle nicht eine so anspruchsvolle Aufgabe, wie es eine Dionysius-Übersetzung war (und immer noch ist), anvertraut“ [Ruh, 56].

Darauf verbessert **Anastasius** als Bibliothekar der römischen Kirche und versierter Kenner des Griechischen um 875 die Textfassung des Eriugena.

Soweit die Wirkungsgeschichte für die Phantomzeit [Ruh 50-57]. Ich habe vor geraumer Zeit postuliert, dass Hilduins Legende genauso wie Eriugenas Übersetzung in die reale Zeit nach 911 verlegt werden müssen, ins 11. oder

12. Jh. [Illig 1996, 366 f.]. Das lässt sich mit Hilfe von Ruhs Aufsatz präzisieren, der von der heute so verpönten 'Renaissance' der Karolingerzeit zur Renaissance des 12. Jh. Brücken schlägt.

„In dieser Gestalt [Eriugena-Übersetzung + Anastasius-Ergänzungen] trat das lateinische CD [Corpus Dionysii] seinen Weg durch die Jahrhunderte an. **Dabei wiederholte sich im 12. Jahrhundert das textkritische und kommentierende Verfahren des Anastasius.** Dionysius tritt nunmehr in die Glanzzeit seiner Wirkung ein. Das Zeitalter, das mit Recht als ‚Renaissance‘ der Wissenschaft gepriesen wird, brachte eine lebhaftere Erneuerung der Dionysius-Studien mit sich“ [Rau 57; hier und sonst Hvhg. Hl].

Vor 1141 schrieb **Hugo von St. Viktor** seine *Commentaria in Hierarchiam coelestem S. Dionysii Areopagitae*. Er will mit seinen Erklärungen dasselbe leisten wie Anastasius 260 Jahre zuvor: den dunklen Text des Eriugena erhellen. Kurz darauf, um 1150, schrieb **Johannes Sarracenus** ebenfalls einen Kommentar und übersetzte neu. Sein Text war

„die neue, durch ‚Eleganz und Klarheit‘ (Dondaine) ausgezeichnete neue Übersetzung des dionysischen Corpus (1166/67), die die ‚barbarisch-bizarre‘ (Berschlin) Version des Eriugena abzulösen in der Lage war“ [Ruh, 58].

Damals war St. Denis die Hochburg von Griechisch-Studien, die in karolingischer Zeit seltsam deplatziert wirken.

Bemerkenswerter Weise hat die nicht wortgetreue Übersetzung des Sarracenus die uralte, schwer verständliche Fassung des Eriugena keineswegs schnell verdrängt, sondern „langsam, aber stetig“ [Ruh, 58]. Das muss auffallen, nachdem bereits damals zwei spezielle Kommentare zu Eriugena notwendig waren, dazu verfasst, die „barbarisch-bizarre“ Version überhaupt verständlich zu machen. Zudem ergibt sich durch den verdoppelten Griechisch-Impuls in der Karolingerzeit ein viel zu langer Entwicklungsgang, der Ruh [59] auffällt:

„Am Ende einer kontinuierlichen Textentwicklung von 400 Jahren, die als Prozeß der Aneignung und Erweiterung **kaum ihresgleichen** haben dürfte, steht das ‚Pariser Corpus Dionysiacum‘“.

Diese Sammlung aus der Zeit zwischen 1250 und 1275 enthält sowohl die Übertragungen von Eriugena wie von Sarracenus, dazu die spätantiken Erläuterungen von Johannes v. Scythopolis und die phantomzeitlichen des Maximus Confessor wie des Anastasius.

Kurz zuvor hat **Robert Grosseteste** seine Übersetzung abgeschlossen (1239–1243). Er gilt als der bedeutendste Gräzist seiner Zeit, der sich einen Stab von griechischen Experten aus dem normannischen Sizilien geholt hat, ähnlich wie Hilduin: „Da wiederholt sich die Teamarbeit des Hilduin, nur

nicht arbeitsteilig, sondern arbeitsintensiv“ [Ruh, 60]. Seine Übersetzung kehrt „zur Wort-für-Wort-Methode des Eriugena zurück“ [ebd., 61].

„Wie in der Entwicklung des ‚Pariser CD‘ eine Übersetzungsleistung auf der früheren beruht, die damit auf einen neuen Stand gebracht wurde, so hat auch Grosseteste seine Vorgänger, Eriugena und Sarracenus, konsultiert und kritisch bewertet“ [Ruh 61].

Es empfiehlt sich eine knappe Übersicht der Pseudo-D.-Übersetzungen:

Um 830 übersetzt Hilduin und schreibt die Passio,

um 860 übersetzt Eriugena;

um 875 kommentiert Anastasius die Eriugena-Übersetzung;

um 1140 kommentiert Hugo v. St. Viktor die Eriugena-Übersetzung;

um 1150 kommentiert und übersetzt Johannes Sarracenus;

um 1240 übersetzt und kommentiert Robert Grosseteste.

Wir erinnern uns, dass Hugo von St. Viktor am Beginn des wissenschaftlichen Textes der Hochscholastik steht [Illig 1991; vgl. Illig 1997]. Johannes Scotus Eriugena gilt als Frühscholastiker, wegen dem die Frühscholastik vom 9. Jh. bis zum 12. Jh. gedehnt werden musste [vgl. Illig 1996, 367]. Wir können also die voraussetzenden Griechisch-Kenntnisse von Hilduin und Eriugena im 11. Jh. ansiedeln und brauchen uns nicht mehr zu wundern, dass sich die Aussprache des Griechischen bis 630 gewandelt habe, um dann von 700 bis ins 10. Jh. praktisch unverändert zu bleiben:

„Spätestens um 700 ähnelte die Aussprache sehr stark der des heutigen Griechisch, seit dem 10. Jahrhundert ist sie mit ihr praktisch identisch“ [wikipedia ↔ Griechisch].

Damit braucht der Frühscholastik nur noch ein Jahrhundert eingeräumt werden, wie das geschieht, wenn Eriugena unberücksichtigt bleibt: „Als Frühscholastik wird das elfte Jahrhundert (oder auch nur dessen zweite Hälfte) und zumindest der Anfang des zwölften betrachtet“ [wikipedia ↔ Scholastik]. Eriugena, der 877 gestorben sein soll, aber erst im 12. Jh. bekannt, verstanden und herangezogen wurde [Le Goff 17], worauf ihm die Kirche 1210 den Prozess machte, sollte im späteren 11. Jh. gelebt haben.

Dass der Neuplatonismus des Pseudo-D. mit seiner Licht-Mystik, dem Licht als Abbild des Guten, Licht als Vertreiber von Unwissenheit und Irrtum [Ruh 23], aber genauso mit seinem „mystischen Dunkel“ [Ruh 35] gerade für die Gotik und ihren Gründungsbau in Saint-Denis (ab ca. 1140) auch bei der Baugestaltung große Bedeutung gewann, liegt auf der Hand.

Womit wir beim echten oder vermeintlichen Gründervater der Gotik wären: **Suger** von Saint-Denis, 1122 bis zu seinem Tod 1151, Abt dieses Klosters, zeitweilig Kanzler des französischen Königs, gewissermaßen Reichsverweser in Kreuzzugszeiten, und Vater der französischen Geschichts-

schreibung. Er war der Mann, der jene Kirche, in der er täglich Messe hielt, nicht beschreiben konnte, weshalb er einen 300 Jahre älteren Text wählte, dessen Autor die Kirche ebenfalls fremd gewesen sein muss. Weiter übersah der Abt mit Pippin dem Kleinen und Karl dem Großen zwei maßgebliche Bauherren der Kirche, als wären die entsprechenden Urkunden damals noch nicht gefälscht und folglich noch nicht im Klosterbesitz gewesen. Mit Suger dürfte der Mann gefunden sein, der die Tripel-Dionysius-Vita geschrieben hat oder schreiben ließ. So verliert der karolingische Abt Hilduin seine Übersetzung, wie der karolingische Abt Fulrad seinen Kirchenbau an die Merowinger verloren hat – Jan van der Meulen bewies dies mit architekturhistorischen Gründen [vgl. Illig 1996, 348-351, 356 ff., 364-367]. Die aufkeimende Fähigkeit zur Dialektik deckte die Fälschungsabsichten.

Insofern bleiben wir in jener ersten Hälfte des 12. Jh., in der das Wormser Konkordat in Deutschland ganz andere Urkundenbedürfnisse erzeugte [Faußner], in der die Hochscholastik und das moderne wissenschaftliche Denken aufblühte und die Gotik den Kontinent zu überziehen begann.

Literatur

- Faußner, Hans Constantin (2003): *Wibald von Stablo. Erster Teil; Einführung in die Problematik*; Hildesheim
- Illich, Ivan (1991): *Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos [von St. Viktor] »Didascalicon«*; Frankfurt/M.
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1997): Arno Borst contra Ivan Illich; in *Zeitensprünge* 9 (3) 330-343
- Le Goff, Jacques (1993): *Die Intellektuellen im Mittelalter*; München (1957)
- Ruh, Kurt (1987): Die mystische Gotteslehre des Dionysius Areopagita; in *Bayerische Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. Sitzungsberichte* Jahrgang 1987, Heft 2, vorgetragen am 6. 2.1987
- Wikipedia ↔ Dionysius Areopagita, ↔ Griechisch, ↔ Scholastik

Die Thüringer im Lichte der *Thidrekssaga*

Alexander Glahn

EINFÜHRUNG

In meinem letzten Beitrag „Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jh. Nord-Deutschland“ stellte ich die These auf, dass mit SVAVA das Thüringerreich gemeint sei. Dies möchte ich im Folgenden belegen. Den Schwerpunkt lege ich hierbei in der Interpretation der Thidrekssaga/Didriks-Chronik in die reale Historie des 4. bis 6. Jhs. Denn ich gehe davon aus, dass die altschwedische Didriks Krönikan die älteste überlieferte Sagensammlung (der Nibelungen, Dietrichs von Bern und Siegfrieds) ist, aus der wir schöpfen und an der wir alle anderen Überlieferungsstränge überprüfen können.

Das sind auf jeden Fall die Schlussfolgerungen von Heinz Ritter-Schaumburg, der seine eigene Arbeit so beschreibt:

„Und nun kam ein Außenseiter, zwar auch ein Germanist, aber zugleich naturwissenschaftlich ausgebildet und damit nicht nur auf die Dichtung, sondern auch auf die Wirklichkeit ausgerichtet, und holte die von der Germanistik nie geleistete Analyse der Tidrekssaga nach“ [Ritter 1993, 204].

Ich nehme mir die Freiheit, die jahrzehntelangen Forschungen von Ritter ernst zu nehmen. Er hat wie kein anderer die *Didriks-Chronik* erforscht. In diesem Zusammenhang möchte ich auch Reinhard Schmoeckel danken, der mich darauf hinwies, viele Punkte seiner früheren Arbeit seien überholt und er sei mittlerweile der Ansicht, dass in der SVAVA zahlreiche Zeitschichten aufzuspüren sind und sie nicht als eine Art Geschichtsschreibung anzusehen ist. Er lässt meinen Bezug auf ihn nicht gelten, wenn ich die Slawen Ende des 4. Jh. Nord- und Mitteldeutschland besiedeln lasse. Nichtsdestotrotz bin ich der Auffassung, dass in der *Didriks-Chronik* in den Sagenkernen reale Geschichte aus der Völkerwanderungszeit wiedergegeben werden, die einerseits Sagenbestände aus dem Altertum sowie auch Interpolationen und Zusätze aus späteren Jahrhunderten enthalten.

1. DAS THÜRINGER-REICH

Aus verschiedenen Gründen kann man heute annehmen, dass dem Thüringerreich unter den Germanenstaaten/reichen eine hervorragende Bedeutung zukam:

1. Als Bündnispartner von Hunnenkönig Attila in einem romfeindlichen Bündnisssystem vor 453 und von Theoderich dem Großen in einem römischen Reichssystem danach;

2. als archäologisches Ballungs- und Machtzentrum, wie die Goldfunde und die so genannten „sächsischen“ Pferdegräber zeigen (s. Abb. S. 629);

3. als Schutzmacht Westeuropas gegen die Slawenstürme und

4. als einer der wesentlichen Faktoren bei der Entstehung des „Herzogtums“ der (Nieder-)SACHSEN.

Einleitend möchte ich zur Entstehung, Entwicklung und Ausdehnung des Thüringerreiches Klaus Weissgerber zitieren, der in seinem ZS-Beitrag eine kurze, sehr brauchbare Zusammenfassung veröffentlicht hat:

„Der von Illig auf 614 bis 911 datierten Phantomzeit ging in Mitteldeutschland [...] mehrere Jahrzehnte vorher das Thüringer Königreich voraus. Die Thüringer [...] entwickelten sich aus den Hermunduren, die zwischen Elbe und Donau siedelten. Letztere sind archäologisch gut belegt [...] und z.B. von Tacitus [...] schriftlich bezeugt. Sie hatten schon Stammeskönige (z.B. Vitilius).

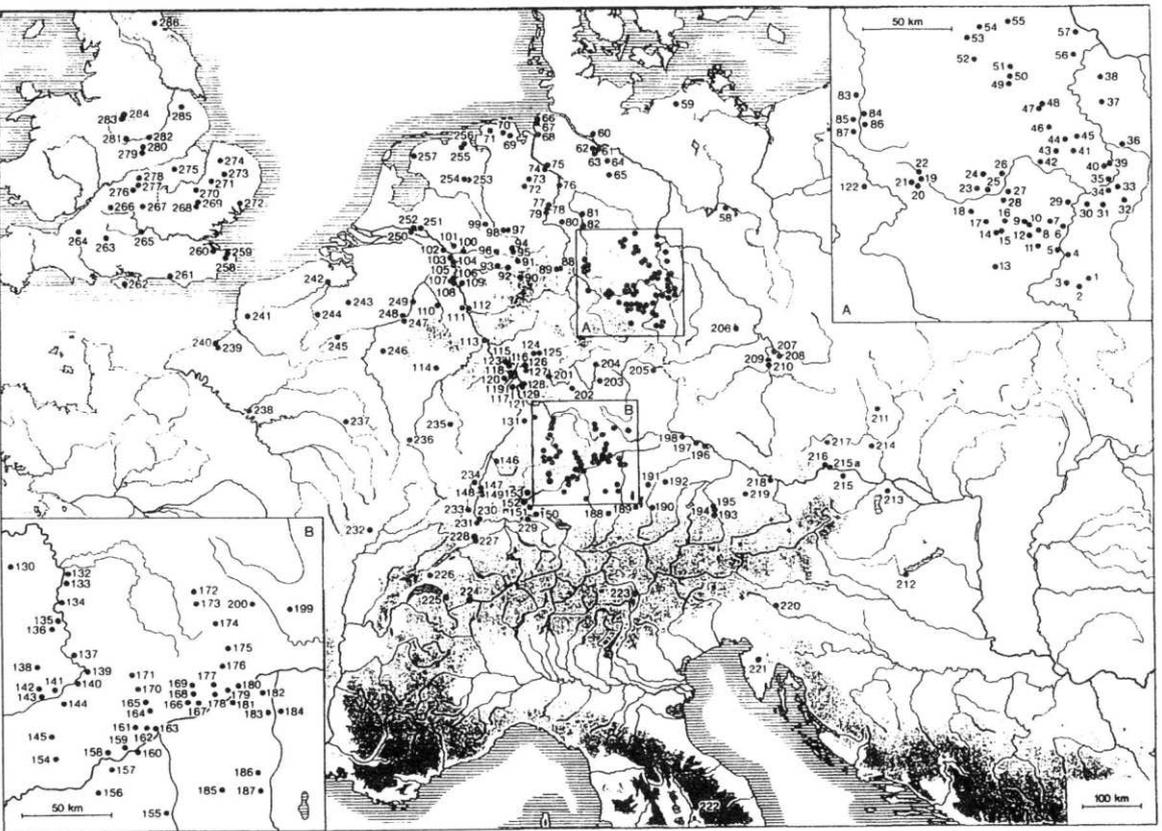
Aus der Verschmelzung der Hermunduren mit den im 3. Jh. aus dem Norden eindringenden Angeln und Warnen entstand der Stammesverband der Thüringer, deren Name erstmalig um 400 von Publius Vegetius Renatus genannt wurde und die 451 an der Seite Attilas an der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern teilnahmen [...] 480 eroberten sie Batavis/Passau [...] In der zweiten Hälfte des 5. Jh. bildeten sie ein Reich, das von der Elbe bis zur Donau reichte und das als erster Staat auf dem Territorium des heutigen Deutschland betrachtet werden muß [...].

In den Schriftquellen wurde als König der Thüringer namentlich zuerst Bisin(us) genannt, dem seine Söhne Baderich, Herminafid [...] und Berthachar folgen. Nach dem Tode des Ostgotenkönigs Theoderich überfielen 531 die Franken Thüringen und zerstörten das Reich. Herminafried wurde 534 heimtückisch ermordet.“ [Weissgerber, 483]

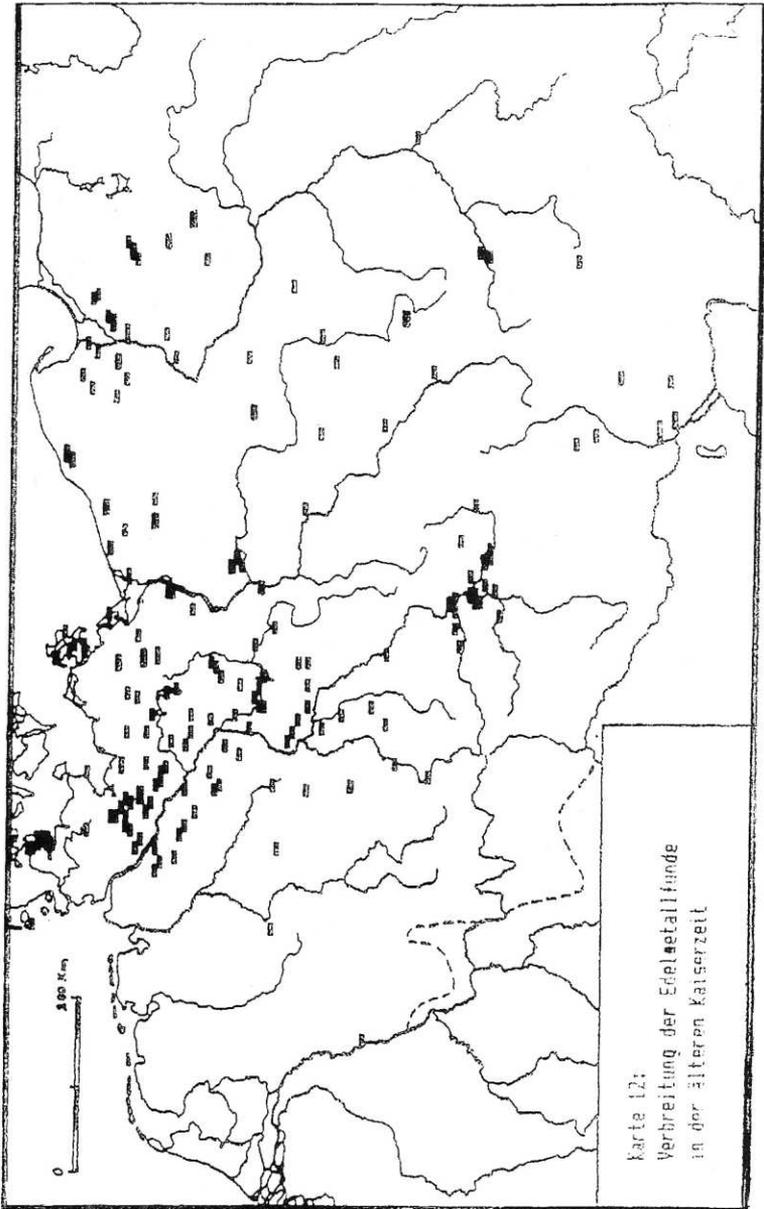
2. THÜRINGEN ALS MACHTZENTRUM

Petra Roggenbuck hat in ihrer Dissertation die Edelmetallfunde in der römischen Kaiserzeit untersucht. Edelmetallfunde heißt hier: Silber- und Goldfunde, die meisten davon in Körpergräbern. Man muss davon ausgehen, dass es sich um Personen der reichen Oberschicht handelte.

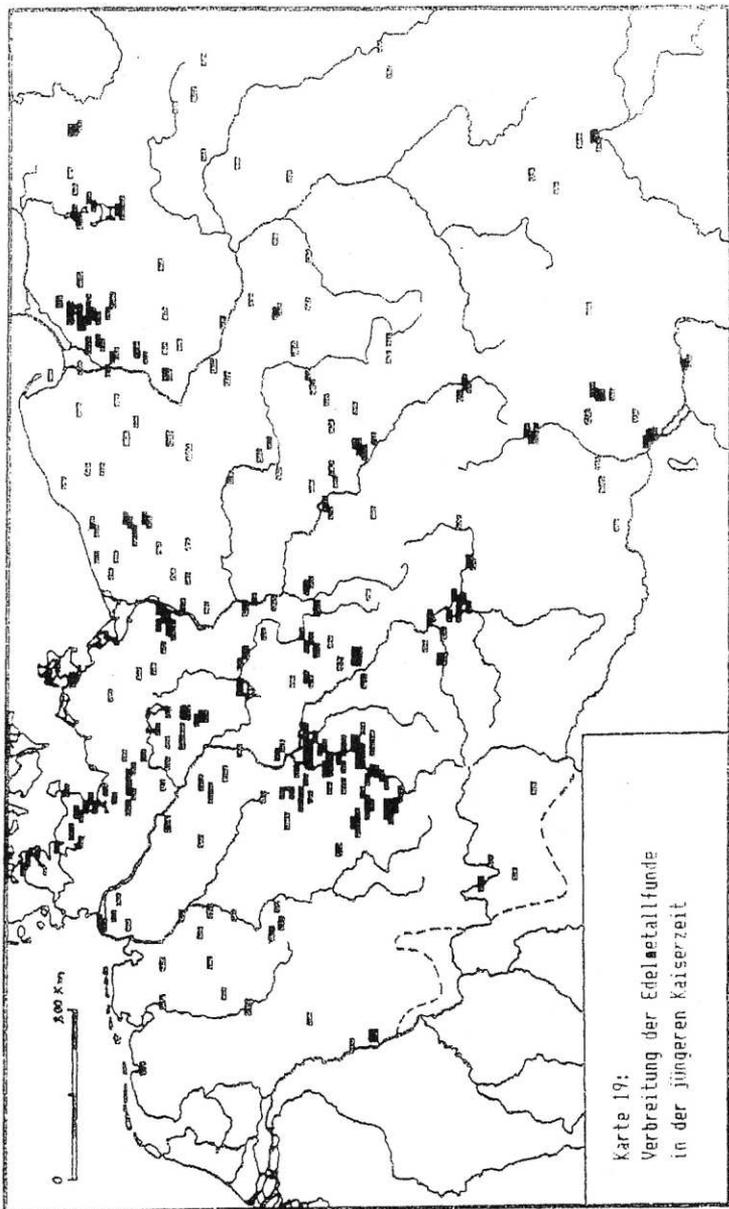
Bei den zugehörigen Karten fällt auf, dass die Sitte, den Verstorbenen Silber- und Goldgegenstände mit ins Grab zu legen, vor allem bei den Elb-, Ost- und Nordgermanen gepflegt wurde. In der älteren Kaiserzeit (-27 bis +160/170) lagen die Macht- und Reichtumsbereiche gleichmäßig verteilt, und man meint, die verschiedenen Stämme erkennen zu können [Roggenbuck, 88, Karte 12].



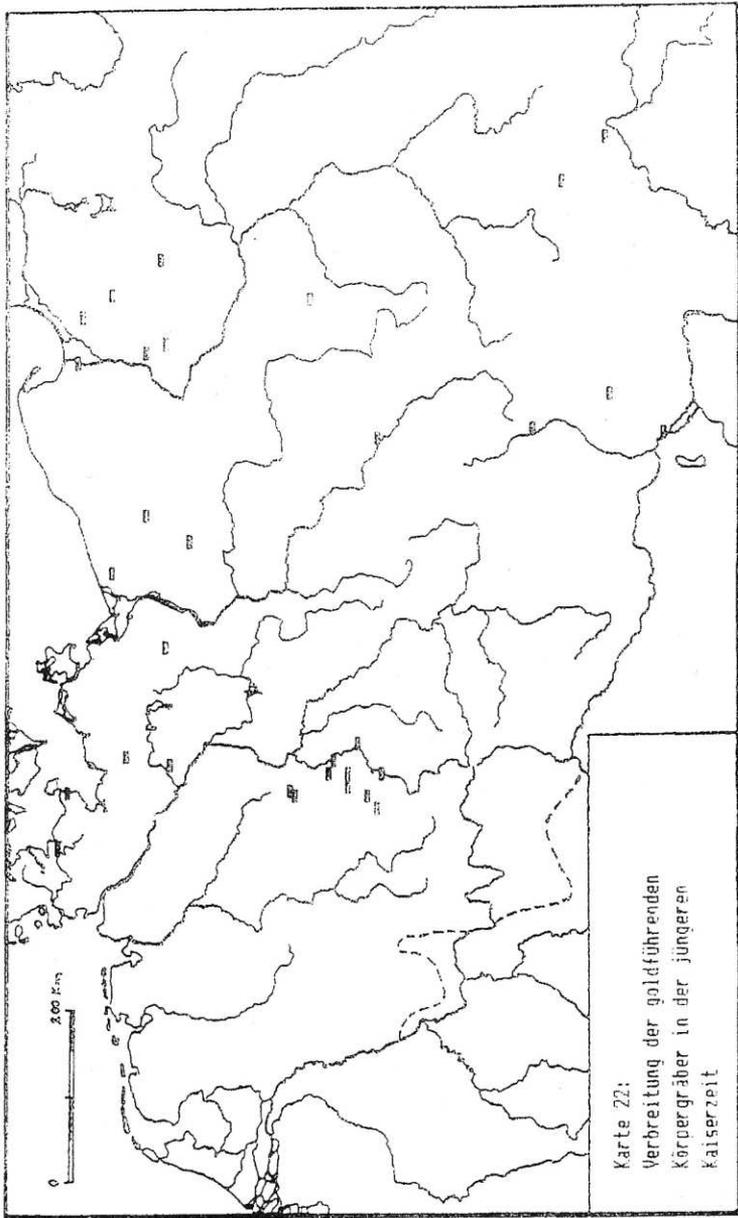
Pferdegräber der Merowingier- bis Ottonenzeit in Mittel- und Westeuropa
 [Müller-Wille, 121]



Verbreitung der Edelmetallfunde in der älteren Kaiserzeit [Roggenbruck 88]



Verbreitung der Edelmetallfunde in der jüngeren Kaiserzeit [Roggenbruck 95]



Verbreitung der goldführenden Körpergräber in der jüngeren Kaiserzeit
 [Roggenbrück, 98]

Auf der Karte der jüngeren Kaiserzeit (160–568) zeichnen sich schon Machtzentren ab. Allerdings sind hier nur Funde bis ins 3. Jh. berücksichtigt. Zentren bilden das Thüringergebiet und die Weichselmündung. Bei den Goldfunden liegt dies klar auf der Hand: Hermunduren und Goten waren die mächtigsten und reichsten Stämme (vgl. Karten ab S. 630). Da auch die Angeln und Warnen mit ihren Silber- und Goldfunden zu den reichen und mächtigen Stämmen gehörten, konnten die vereinigten Stämme zu einem wirklich mächtigen und reichen Thüringerstaat werden.

Das gleiche Bild ergibt sich bei den so genannten „sächsischen“ Pferdebestattungen: Auch hier konzentrieren sich die Funde bis zum 6. Jh. in Thüringen. Allerdings habe ich die Funde ohne Zeitangabe nicht berücksichtigt, wie auch die Angaben des 7. bis 9. Jh., da ich sie weder dem 6. noch dem 10. Jh. zuordnen konnte (wie bei den alamannischen Funden). Die Karte (S. 629) zeigt aber mit allen Funden bis ins 10. Jh. ein eindeutiges militärisches Machtzentrum in Thüringen.

3. DIE SÜDGRENZE DES THÜRINGERREICHES

3.1. Alamannen, Markomannen und Semnonen

Karl Müllenhoff, Privatgelehrter und Professor für deutsche Literatur und Altertumskunde (1818–1884), ging davon aus, dass Markomannen und Semnonen die Kernstämme der Alamannen waren.

„die Marcomannen, die am frühesten bei Caesar BG. 1, 51 auftreten, sind die suebischen scharen die zuerst einen teil der grossen mark d. h. des wüsten grenzgebietes am Main im süden des hercynischen waldes, von dem Caesar BG. 4, 3 handelt, eingenommen hatten [...] mit den Chatten zusammen, von denen sie südlich wohnten, setzten sich die Marcomannen an die stelle der einst hier angesiedelten Volcae Tectosages. sie können sich nur von den Hermunduren und Semnonen an der mittleren Elbe abge-sondert haben und waren die ersten Germanen, die den hercynischen urwaldgürtel durchbrachen. schon der name beweist dass das volk sich erst innerhalb der neuen grossen mark im süden gebildet hat [...] im 2 jahrh. standen die Marcomannen wieder an der spitze der östlichen völker. sie brachen an der mittleren Donau durch. Pannonien und Noricum musste ihnen wieder abgenommen werden. es war ein furchtbarer kampf, dieser so genannte marcomannische krieg, und die gefahr so gross, dass die historiker ihn mit dem zweiten punischen vergleichen. er währte von 171-176, während welcher zeit Marc Aurel unaufhörlich, wie es scheint, im felde lag [...] zuletzt werden die Marcomannen gegen ende des 4 jahrh. genannt, Zeuss s. 365. doch ist es ein irrtum, wenn dieser forschler die

Baiern von ihnen ableitet [...] ganz natürlich bildeten die Marcomannen ihrer geographischen Stellung nach beim Vordringen gegen das römische Decumatenland den Vortrab der Alamannen. So nennt denn auch Vopiscus (Aurelian c. 18) sie als diejenigen, die unter Aurelian bis nach Oberitalien streiften, während Aurelius Victor de Caesar. 35 überhaupt nur von Alamannen spricht. Die Nachkommen der Marcomannen sind die eigentlichen Alamannen, die Alamannen im engeren Sinne, die am oberen Rhein in der Schweiz und zwischen Schwarzwald und Vogesen sitzen bis an die Grenze des Elsass und der Rheinpfalz und rechts am Rhein bis nach Baden-Baden und Rastatt, wo noch heute die Grenze des alamannischen Dialects gegen Franken läuft. Dass die Schwaben hinter ihnen die alten Semnonen sind, haben wir s. 457 gesehen“ [Müllenhoff, 478 f.].

Mit germanischen Stammesteilen aus der ganzen Germania Libera überschritten also die Kriegerscharen der Marcomannen, Semnonen, Juthungen und Sueben um 260 den Limes und ließen ihre Familien in das neu eroberte Land nachkommen. Dort vermischten sie sich mit den kelto-romanischen Ureinwohnern. Von den germanischen Kriegszügen nach Raetia, Noricum und Pannonia machten sich die plündernden Gefolgschaften zuvor einen Namen als „Alamannen“. Dieser Name wurde zum Synonym für alle Germanen im Süden Deutschlands. Ab 260 werden sich innerhalb der nächsten Generationen, also Ende des 3. und Anfang des 4. Jh., die alamannischen Stammesverbände herausgebildet haben.

Die Baiern werden nach Müllenhoff erstmals um 520 in der „fränkischen Völkertafel“ genannt. Die vielen bairischen Orte mit den Endungen -ing, entsprechend den schwäbisch-alemannischen -ingen sind für mich ein Indiz dafür, dass alamannische Besiedlung südlich der Donau stattfand.

„Eine besondere Stütze findet die Annahme eines alamannischen Übergewichtes im bairischen Raum durch die engen sprachlichen Beziehungen zwischen dem Alamannischen und dem Bairischen“ [Hartung, 164 f.]

„Die Gebiete östlich von Iller und Lech [...] sind Ziele gefolgschaftlicher Unternehmungen, u. a. auch alamannischer Gruppen. Eindeutig erfahren wir das von Eugippius in der Vita Severini. Um 470–80 ist die Gegend um Regensburg ein Tummelplatz alamannischer Reiterscharen unter ihrem rex Gibuld. Der archäologische Befund weist ebenfalls auf die Existenz alamannischer Siedlung anhand der Grabbelegungen in der zweiten Hälfte des 5. und Anfang des 6. Jhs. hin [...] Wir müssen annehmen, daß die Alamannen über einem [...] keltoromanischen Grundstock [die keltischen Bojer in Böhmen und Alpenvorland; A.G.] [...] eine ganz wesentliche [...] Rolle im Überlagerungs-, Herrschafts- und Integrationsprozeß spielten [...] Bis zum Ende des 4. Jhs. zeigt sich uns ein ganz gegensätzliches Bild von der politisch-gesellschaftlichen Struktur der alamannischen Füh-

rungsschicht. Seit der Zeit der Alamanneneinfälle in römisches Reichsgebiet im 3. Jh. erkennen wir [...] diese heterogene, zentrifugale Macht-, Herrschafts- und Gruppenvielfalt bei den Alamannen. In der Zeit Maximians (291/92), [besonders; AG] nach dem Tod von Konstantius (306), erscheinen die alamannischen Führer immer im Plural. Dieser Plural wird noch an der Wende vom 5. zum 6. Jh. gebraucht. Relativ ausführlich und aus zeitlicher und geographischer Nähe berichtet Ammianus Marcellinus an vielen Stellen über die Vielzahl alamannischer Gruppen, Führer (*reges, reguli*) und ihre politisch divergierenden Verhaltensweisen. Feger errechnet ohne Juthungen 15 alamannische Könige (um 360)“ [Hartung, 81].

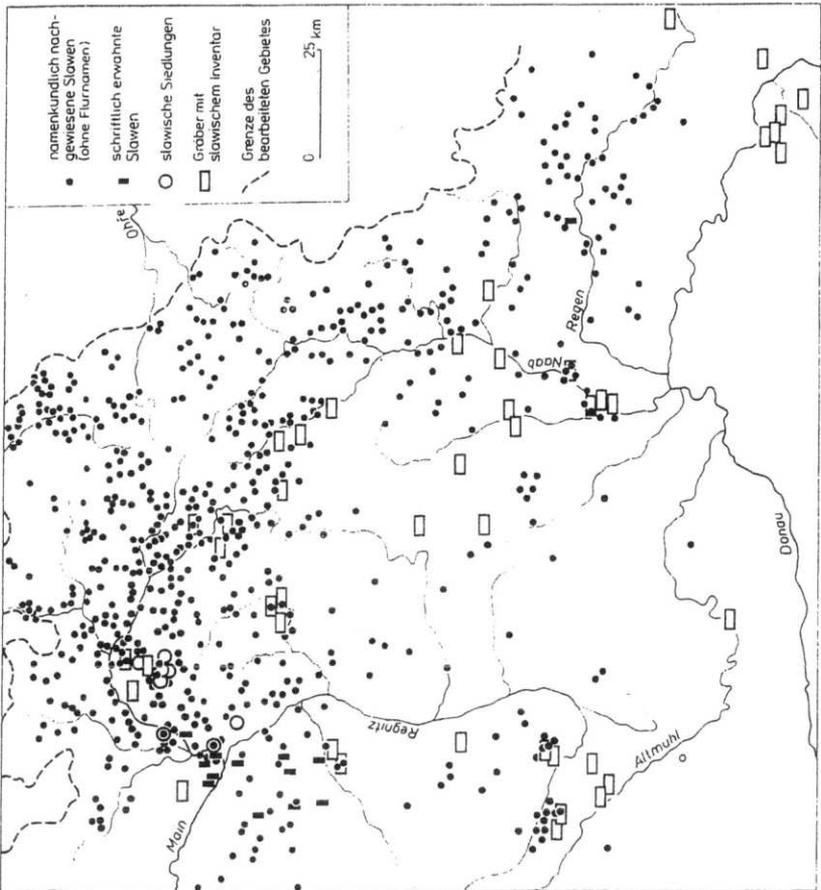
Die alamannische Niederlage gegen die Franken um 496 wurde nach Hartung zum Katalysator der Einflussnahme und Besiedlung des Alpenvorlandes durch die alamannische Führungsschicht aus dem Gebiet des heutigen Nordbadens und Nordwürttembergs. Dabei standen sie unter dem Schutz der Ostgoten, wie aus der Note von Theoderich an Chlodwig um 506 zu schlussfolgern ist. Der weitere Vormarsch der Franken nach Osten setzt sich bis 555 (erster Beleg für ein bajuwarisches Herzogtum) systematisch fort.

Wenn die Markomannen ab 260 Böhmen größtenteils verließen, konnten Ende des 3. und Anfang des 4. Jh. slawische Stämme Böhmen besiedeln und hatten ein Jahrhundert lang Zeit, ihre Herrschaft zu festigen. Das deckt sich mit meinen Überlegungen zur Besiedlung Nord- und Mitteldeutschlands durch die Slawen. Dann konnten diese Ende des 4. Jh. das Erzgebirge überqueren und als Sorben bis zur Elbe vorstoßen, wo sie auf die germanischen Thüringer stießen. Aber auch über den Böhmerwald sind Slawen bis ins Main-Regnitz-Gebiet eingewandert (s. Abb. S. 636) [Hermann, 34 f., 36 f., 38 f.].

3.2. Burgunder

Das Maingebiet war auch Siedlungsraum der Burgunder. 359 bezeugte Julian Apostata bei seinem Sommerfeldzug einen Grenzstein am ehemaligen Limes zu den Burgundern. Dagegen kämpfte Kaiser Probus noch um 278 an der Donau gegen Goten und Burgunder. Demnach müssen sie in der Zwischenzeit das Maingebiet besiedelt haben. Burgundische Hinterlassenschaften bei Lampertheim könnten darauf hinweisen, dass sie sich nach dem Zug der Wandalen, Alanen und Sueben durch Süddeutschland um 406 bis zum Rhein vorwagten.

„Eine Notiz des griechischen Geschichtsschreibers Olympiodor aus Theben in Ägypten vermerkt zum Jahr 411, daß der Usurpator Jovinus in der Stadt Mundiaccum in der ‚niedergermanischen Provinz‘ zum Kaiser ausgerufen worden sei. Dies geschah mit Unterstützung eines Königs der Alanen namens Goar, es waren also offenbar nicht unbeträchtliche Gruppen



Zeugnisse slawischer Besiedlung in Main-Regnitz-Gebiet [Herrmann, 39]

dieses ost-indoeuropäischen Volkes auf dem Weg nach Spanien und Karthago am Rhein zurückgeblieben, und des Burgunderkönigs Guntiarus. Ob das von dem Griechen erwähnte Mundiacum nur ein Schreibfehler für die bekannte Stadt Mogontiacum (Mainz) war [...] darüber haben Althistoriker schon viele kluge, aber wenig erhellende Dispute geführt“ [Schmoeckel 2000, 268].

Im Gegensatz zu Schmoeckel, der ja auch die Arbeiten von Ritter-Schaumburg kritisch unterstützte, ist mir aufgefallen, dass in der Thidrekssaga ein „Mundia“ vorkommt, das Ritter eindeutig als die Niederrheinebene identifizierte. Beim Jahrestreffen in Kassel hat mich Siegwart Köhler auf das Dorf Müntz im Rheinischen, an der A 44 zwischen Mönchengladbach und Aachen, aufmerksam gemacht, das jenem Mundiacum entsprechen könnte: Im Ortskern befinden sich burgartige alte Höfe (an der Burgstraße).

„Archäologische Funde weisen bereits auf römische Siedler hin. In fränkischer Zeit bestand hier eine königliche Hofanlage. Das Dorf wurde im Jahr 945 erstmals urkundlich erwähnt, als der Kölner Erzbischof dem Kölner Ursulinenstift die Hofanlage zu Müntz schenkte.“ [wikipedia]

Dies ist ein weiterer Hinweis aus der SVAVA, die die Geschichte der Spätantike aufhellen kann. Demnach siedelten um 410 die Burgunder am Niederrhein, wie es vereinzelt deutsche und ausländische Historiker schon immer vermutet hatten.

„Vielleicht war es der dort vermeldete burgundische Sieg über überlegene Kräfte der Hunnen, der letztere zur blutigen Rache anstachelte. Die Gelegenheit kam offenbar im Jahr 435. Zu diesem Jahr vermerkt der aus Südgallien stammende Chronist Prosper Tiro in kaum zu übertreffender Kürze: ‚Zur gleichen Zeit (eben im Jahr 435) setzte Aetius dem Burgunderkönig Gundicarius zu, bis er ihm auf seine Bitte hin Frieden gewährte, dessen er sich allerdings nicht lange erfreuen konnte, da die Hunnen ihn mit seinem ganzen Volk ausrotteten.‘ Und der gallische Bischof Sidonius Apollinaris ergänzt diese Notiz durch den ebenfalls nur ganz kurzen Hinweis, die Burgunder seien vorher in Belgien eingefallen [...] und hätten damit den Landfrieden gebrochen. Schließlich findet sich noch eine Notiz in einer Chronik des spanischen Bischofs Hydatius, wonach im Jahr 437 ‚20000 Burgunder‘ getötet worden seien, nachdem sie rebelliert hätten und vom römischen Feldherrn Aetius besiegt worden seien“ [Schmoeckel 2000, 269].

Von Ausrottung kann wohl keine Rede sein. Denn Aetius siedelte sie 443 nach Sapaudia (Savoyen) am Genfer See um, als Puffer zu den Alamannen. Da die Niflungen nach Ritter um ca. 526 ihren Exodus erlitten, können die Burgunder niemals mit ihnen identifiziert werden!

In Süddeutschland blieben also nur noch Alamannen und Thüringer (neben den slawischen Neueinwanderern) übrig, die sich ihre Interessensgebiete absteckten. Indiz dafür sind die Ortsnamen mit den Endungen -ingen für alamannische und -ungen/-leben für thüringische Ortsgründungen bzw. -besetzungen, ein Indiz, das ich aber nur vorsichtig formulieren möchte. Da die Thüringer um 480 Passau eroberten, bekämen wir die Südgrenze des Thüringerreiches zu fassen: Wir dürfen annehmen, dass sie ungefähr von der Donau die Fränkische Alb hinauf bis zum Main verlief.

3.3 Die Slawen in Süddeutschland

Mit Einwanderung der sorbischen Stämme über das Erzgebirge sind wahrscheinlich auch Slawen über den Böhmerwald gezogen.

„Als die Karolinger sich um die Mitte des 8. Jh. den Problemen der östlichen Reichsgrenze zuwenden konnten, fanden sie in dem Altsiedelgebiet am oberen Main, nordöstlich, östlich und südöstlich Hallstadt-Bamberg eine inzwischen stärker angewachsene slawische Gruppe vor, die Ende des 8. Jh. als ‚Main- und Rednitzwenden‘ (Moinwinida und Radanzwinida) bezeichnet werden. Ihre Niederlassung auf den Terrassen der Flußauen und im Vorland der Fränkischen Alb muß während des 7. Jh. erfolgt sein, wohl in enger Nachbarschaft zu resthaft verbliebener ‚thüringischer‘ Bevölkerung, wie einige erhaltene spätgermanische Siedlungsnamen (etwa Banz, Hallstadt und Gaustadt) erkennen lassen. Bemerkenswerterweise fehlen hier auch die weiter westlich häufig vorkommenden merovingischen Reihengräber [...].

Die slawische Volksgruppe an Main und Rednitz war – entgegen früheren Auffassungen deutscher Historiker – verhältnismäßig umfangreich; sie hatte einen hohen Anteil am Landesausbau in karolingischer und späterer Zeit. Landnahme und erste Niederlassung dürften unabhängig von fränkischer Staatsgewalt erfolgt sein, wie die selbständige Stellung dieser Bevölkerungsgruppe noch Ende des 9. Jh. sowie ihre Ungebrochenheit in Fragen des religiösen Kults noch im Jahre 1059 nach einer Angabe der Bamberger Synodalakten aus diesem Jahre bezeugen [...].

Aus dem heutigen Thüringen, südlich von Helme und Unstrut, berichten uns die Schenkungsverzeichnisse der Reichsklöster Fulda und Hersfeld von slawischen Bewohnern bereits im 8. und 9. Jh. Sie finden sich über ganz Thüringen und das anschließende Werra- und Fuldagebiet verstreut. Offenbar nahmen sie in nicht unbeträchtlichem Umfang am karolingischen Landesausbau teil.“ [Hermann, 38 f.]

Illigs Phantomzeitthese vermittelt ideal zwischen den Datierungen von Hermann und mir. Rechne ich drei Jahrhunderte der archäologischen Fundleere

vom 7. Jh. ab, komme ich ins 4. Jh. Die Einwanderungen wurden dadurch allerdings auch an falsche Ereignisse angehängt:

Nach meiner Meinung fanden die ersten slawischen Besiedlungswellen auf bayrischen Boden zeitgleich mit den anderen Ende des 4. Jh. statt. Durch die „gute“ Nachbarschaft mit den Thüringern haben sie sich ihnen integriert und assimiliert. Den „karolingischen“ Landesausbau sehe ich heute eher als Aufsiedlung des thüringischen Reiches mit Slawen (entgegen meiner früheren Einschätzung der Schwächung). Widukind von Corvey [I.9, 37] bescheinigte im 10. Jh. den Thüringern gute Kontakte zu den Slawen:

„Denn wenn sich unzählige barbarische Völker gegen uns erheben, mit wem willst du bei unseren Ausfällen noch gewinnen? [...] Aber es fehlt ihm [Irminfrid, König der Thüringer; A.G.] nicht an Geld, barbarische Völker zu versammeln, nicht an Truppen, auch wenn sie erschöpft sind.“

Nur so ist es zu erklären, dass das Thüringerreich nach der Niederlage durch die Franken 527/31 wieder erstarben und expandieren konnte.

4. TALIN-GE-LAND

Während der Siedlungs- und Herrscherbereich der Hermunduren im 3. und 4. Jh. im Osten bis an die Elbe und das Erzgebirge (mit Bayrischem und Böhmerwald) gingen, ziehen sich die Siedlungsspuren der Slawen über die Saale hinweg bis weit ins thüringische Kernland hinein. Die Siedlungsgrenze ist fließend und über weite Strecken hin offen [s. Herrmann, 10].

Aus der slawischen Besiedlung Mitteleuropas von Böhmen heraus muss zeitgleich die Herausbildung des Stammes der Thüringer abgeschlossen worden sein, die zwar die Neusiedler auf eigenem Territorium akzeptierten, aber die slawische Besiedlungswelle an der Saale zum Halt brachten und die Grenzen nach Osten hin festsetzten und sicherten. Dass die Thüringer namentlich erstmals um 400 von Publius Vegetius Renatus erwähnt wurden, deckt sich mit meiner oben vorgebrachten Einschätzung. Seitdem ist eigentlich zu erwarten, dass die Thüringer versuchten, das verlorene Land zwischen Elbe und Erzgebirge wieder zurück zu gewinnen. Davon gibt uns tatsächlich die SVAVA in der Sigfridsage Auskunft:

„Ein König, der Sigmund hieß, herrschte über ein Reich, das Tarlungeland hieß. Er war ein reicher Mann und ein mächtiger Kämpfer. Er sandte Boten an König Nidung vom Haspengau und warb um seine Tochter. Sie hieß Sissibe, sie war sowohl klug als schön“ [Ritter 1989, 130].

Mit „Tarlungeland“ identifizierte Ritter den Darlingau nördlich des Harzvorlandes und mit „Haspengau“ (im Text z.B. „Yspanie“ oder „Hispania“) die Gegend La Hesbaye im Bogen der Maas in Belgien.

„Als Sigmund acht Tage daheim gewesen war, kamen dahin zwei Sendboten von einem König, der Drasolf hieß. Der hatte König Sigmunds Schwester (zur Frau). Er erhoffte sich Hilfe von Sigmund-König und bat ihn, zu ihm zu kommen. Er kriegte gegen ein Land, das Talingeland heißt [...] Darauf sammelte er Volk in all seinem Reich und richtete sich darauf ein, daß er ein Jahr lang fort sein wollte [...] Sigmund-König und Drasolf-König sengten und heerten im Pullialand und richteten dort großen Schaden an. Dann wandten sie sich wieder heim, jeder in sein Reich.“ [Ritter 1989, 131 ff.]

Laut Ritter musste Sigmund Ende Mai/Anfang Juni (die Zeit, in der die Hirschkühe säugen) den Krieg beendet haben und wieder heimgekommen sein. Dann ist er im August (nach der Ernte) aufgebrochen und hatte einen Winterfeldzug vor sich [Ritter 1990, 51 f.]. Da der Feldzug auf ein Jahr ausgelegt war, ist wohl das Ziel, jenes Gebiet zu erobern, nicht erreicht worden. Die eigene Niederlage wurde verharmlost und man musste sich mit dem Status quo abfinden. Der slawische Stamm der Glomaci nannten sich auch Daleminzer. Dies sind Erbnamen aus dem Germanischen. Die Verwandtschaft der beiden Namen wird hier ganz deutlich: Ich denke, der slawische Stamm der Daleminzer siedelte auf einem ehemaligen Hermundurengau TALIN-GE, den die Thüringer zurückeroberten wollten, aber daran scheiterten. Die benachbarten (sorbischen) Gaunamen der Plisni (an dem Fluss Pleiße gelegen) oder Puonzowa (an der Weißen Elster), vielleicht noch der hevellischen Ploni im nördlich angrenzenden Gebiet an der Spree erhärten meine Vermutung. Denn diese Landschaften grenzen alle ans thüringische Territorium. Wer, wenn nicht thüringische Könige, hatten Interesse, diese Gebiete zurück zu erobern? Drasolf und Sigmund waren demnach thüringische Teilkönige.

5. SIGFRID, EIN THÜRINGER-PRINZ

Im +1. Jh. siedelten im Gebiet östlich der Weser und nördlich des Harzgebirges bis zur Elbe der germanische Stamm der Cherusker. Der östliche Teil gehörte zum elbgermanischen, der westliche zum rhein-weser-germanischen Kulturkreis.

Vielleicht ist diese Tatsache dem Umstand geschuldet, dass die Germanen das rhein-weser-germanische Gebiet, das bis Cäsar eindeutig unter keltischem Einfluss stand, ihrem Kulturkreis unterwarfen. Jene Menschen waren weder Germanen noch Kelten. In Ermangelung eines geeigneten Namens nannten seine Entdecker – Rolf Hachmann, Georg Kossack, Hans Kuhn: *Völker zwischen Germanen und Kelten* – dieses Volk den „Nordwestblock“. Dieser „Nordwestblock“ bestand ungefähr aus den Stämmen der Belgier und der Rhein-Weser-Germanen. Die Stämme der Cherusker und Hermunduren gehörten zum Teil dazu. Cäsar hat hier bekannterweise mitten durch ein Volk

eine Grenze gezogen, ordnete den linksrheinischen (römischen) Teil den Kelten/Galliern und den rechtsrheinischen (nichtrömischen) Teil den Germanen zu. Da Tacitus über die Germanen (vor allem von römischen Gewährsleuten, die anscheinend am Rhein Kontakt zu ihnen hatten), schrieb, keimt in mir der Verdacht, dass diesen „Nordwestblock“ die eigentlichen dreigeteilten „Manus-Stämme“ darstellen, wobei die an der Küste lebenden Belgier die Ingävonon, die rechtsrheinischen Stämme die Herminonen und die am Rhein (und südwestlich davon) siedelnden Stämme die Istävonon sein müssten, was in Zukunft zu untersuchen wäre. Die heute so genannten Germanen waren ja bekanntlich nie dreigeteilt.

In der SVAVA steht also König Sigmunds Darlingau (Tarlun-ge-land) im direkten Verhältnis zum Thüringerreich.

„Das Reich befahl er [Sigmund-König; A.G.] zwei Grafen an. [...] Er bat sie, seiner Ehefrau wohl zur Seite zu stehen. Sie waren vorzügliche und kluge Männer. Daher traute er ihnen sehr wohl und trug ihnen auf, der Königin gehorsam zu sein“ [Ritter 1989, 131 f.].

Hartwin versuchte einen Staatsstreich, doch die Königswürde entging ihm, da Sissibe sich weigerte, ihn zu heiraten und so den Titel zu übergeben.

Als Sigmund vom Kriegszug nach Talin-ge-land heimkehrte, beschuldigte Hartwin Sissibe des Ehebruchs, um seinen gescheiterten Umsturzversuch zu vertuschen, und behauptete, sie sei von einem Knecht schwanger. König Sigmund ordnete vorschnell die sofortige Bestrafung an, die seine beiden Vasallen im „Suana-Wald“ (die isländischen Handschriften nennen „Suava-Wald“) vollziehen sollen. Doch der Betrug flog letztendlich auf: Nun

„fragte Sigmund-König ihn, wo sein Stallbruder wäre. Hermen antwortete: ‚Wir wurden uneins; denn er wollte die Königin töten, sie dauerte mich, und ich wollte ihr helfen. Solange stritten wir darum, bis wir begannen, uns zu schlagen, und ich wurde sein Tod. Die Königin gebahr einen schönen Sohn. Hartwin stieß ihn in den Fluß, ehe er starb.‘ [...] Das Glasgefäß, darin das Kind lag, trieb nieder zum Fluß und auf einen Sand, und das Wasser fiel. Da zerbrach das Glas, und das Kind fing an zu schreien. Da kam eine Hirschkuh dahin, nahm das Kind in ihr Maul, trug es hinauf in den Wald und legte es zu ihren Jungen. Sie ließ es an sich saugen und zog es auf, so gut sie nur konnte, ein Jahr hindurch. Als der Jahrestag kam, war er so groß und stark wie ein vier Jahre altes Kind“ [Ritter 1999, 136 f.].

Ritter identifizierte jenen Fluss mit der Bode. Denn der Suana-Wald lag m.E. im Darlingau. Und er identifizierte jenen Wald mit dem Harzwald. Ich bin geneigt, dem Tarlun-ge-land (Darlingau) das gesamte Gebiet nördlich des Harzes zuzurechnen. Ritter aber irrte sich, als er [1993] behauptete, dass Brünhild Königin in Suava sei. Es wird nur überliefert, dass sie ein Gestüt besaß.

„Die Relikte einer weit zurückreichenden Geschichte sind zwar weitestgehend getilgt, aber einzelne Zeugnisse einer Besiedlung durch die Cherusker, später die Thüringer Bandkeramiker, sowie die Sachsen und Schwaben fanden sich bei Ausgrabungen doch. Eines der dabei gefundenen Steinbeile bewahrt das Museum im nahegelegenen Quedlinburg“ [Harzorte].

Wahrscheinlicher wäre es, dass Hermen Sissibe zur Schmiede brachte, wo sie das Kind gebar und wo Mime und seine Frau, die keine Kinder bekommen konnte, den Kleinen als ihren eigenen Sohn aufnahmen (nachdem sie starb); sie kannten also auch seine Herkunft und warteten, bis sich seine Legitimität als Königsohn bestätigen ließ.

Die Namensvergabe Sigfrid deutet darauf hin, dass er von Sigmund letztendlich als Sohn anerkannt wurde. Beides sind Sig-Namen, die auf enge Verwandtschaft (innerhalb der germanischen Sippe) deuten. Mime und seine Frau durften als Pflegeeltern keinen Namen vergeben [Ritter 1993, 58].

„Als er neun Jahre alt war, da war er so groß und stark, daß alle Menschen sich darüber wunderten. Da wurde er auch so arg und schlimm: allzeit schlug er Mimes Schmiedeknechte, und die konnten sich nicht retten vor ihm.“ [Ritter 1989, 139]

Er hätte genau so gut 12 Jahre alt sein können; dann würden die Angaben stimmen. Und dass er mit einem Jahr so groß war wie mit vier, muss nicht mehr wundern. Also setze ich ihn drei Jahre älter als Didrik und Wideke (die nach Ritter ungefähr gleich alt mit Sigfrid waren und 470 zur Welt kamen), dann ist er im Mai/Juni 467 geboren. Im August 466 begannen demnach Sigmund und Drasolf den Krieg in Talin-ge-land, den sie nach neun Monaten erfolglos abbrechen mussten. Mit 12 bekommt Sigfrid also die Wahrheit zu hören und erfährt, dass er Kronprinz vom Darlingau ist:

„Mime antwortete: ‚Ich will gerne abbüßen, was ich gegen dich verbrochen. Ich will dir einen Helm geben, Schild und Brünne, welche die besten aller Waffen sind. Ich hatte sie für Herding gemacht, König von Nogard. Ich will dir einen Hengst geben, der Grane heißt, der ist gezogen in Brünhilds Gestüt; und ein Schwert will ich dir geben, das Gram heißt, das ist aller Schwerter bestes!‘“ [Ritter 1989, 142]

Mitten in der Pubertät in eine persönliche Identifikationskrise hineingestoßen zu werden, dürfte erklären, warum er eine solche unbändige Aggressivität entwickelte, die zum Mord an Mimes Bruder Regen (ein nahebei hausender Räuber) und danach an seinem Ziehvater führt. Seine Herkunft ist ihm anscheinend zu Kopf gestiegen. Um sein Handeln zu legitimieren, bedient er sich einer antiken Sage vom Drachentöter, womit er auch gleich seine Hautkrankheit (Ichthyosis?) erklären kann (die auch bei den Merowingern vorkommt; H. Ritter vermutete, dass Sissibe vielleicht aus dieser Familie stammen könn-

te). Sigfrid muss gewusst haben, dass er als Sprössling des Hochadels sich einiges erlauben konnte, wenn er es nur in der richtigen Weise darlegen konnte. Und er ahnte mit der Zeit, dass ihm etwas Romantisch-Exotisches anhaftete, über das man hinter vorgehaltener Hand sprach. Also stattete er seine Kindheit mit Mythen aus.

Die Wielandsage hatte folgende Aussage zu Mime gemacht:

„Wade hatte einen Sohn, der Weland [...] hieß. Als er neun Jahre alt war, brachte der Vater ihn zu einem Schmied im Hüenenland, der Mymmer [...] hieß. Der war der beste Schmied, von dem man damals zu sagen wußte“ [Ritter 1989, 46].

Ritter identifizierte Minsleben (heutiger Ortsteil von Weringerode) als Mimes Wirkungsstätte, war auch selbst Zeuge von Ausgrabungstätigkeiten, die eine Menge frühmittelalterliche bzw. eisenzeitliche Eisenschlacken am Ortsausgang Richtung Silstedt, am kleinen Bach Holtemme, zum Vorschein brachten. Ich gehe allerdings nicht davon aus, dass Minsleben seinen Namen nach einem Schmied bekam, sondern dass der alte Flurname auf den Schmied übertragen wurde. Wieland begann seine Lehre bei Mime nach meinen Berechnungen ca. 458 [Glahn, 51 f.]. Dass dieses Gebiet in jener Zeit als Hüenenland galt, kann folgende Gründe haben: Die Leute waren Cherusker, sahen sich deswegen selber als Hünen (Herminonen) an, auch wenn sie jetzt (seit Ende des 4. Jh.) Thüringer waren? Oder die Cherusker waren um 458 noch Teil des Hüenenlands von Melias, wurden aber 461 (als Wieland vom Vater nach Hause geholt wurde, der seinen Sohn vor Übergriffen schützen wollte?) von den Thüringern erobert? Oder bezogen sich jene Übergriffe auf erste „sächsische“ Angriffe auf Thüringen?

6. Die NORDGRENZE DES THÜRINGERREICHES

Sigfrid sah sich also als Cheruskerabkömmling. Das legt seine Benutzung der Hirschkuhsage nahe, die ich als Symbol für seine Abstammung sehe. Der Hirsch ist das Zeichen der Cherusker: cherut = Hirsch. Der Darlingau liegt in ihrem Gebiet. Tacitus berichtet über sie, dass sie zur Bedeutungslosigkeit herunter gekommen seien. Ich dagegen nehme an, dass sie anfangs mit den Brukterern, Engern, Chatten und Marsen zu einem Teil des neuen Hüenenlandes wurden, das von einem germanischen Häuptling (die Edda nennt Hunding) in der römischen Kaiserzeit gebildet wurde. Die Hüenen-Namen erinnern an die alte Kultgemeinschaft der Herminonen, deren Kernstamm die Marsen waren. Die Kultgemeinschaft der Herminonen bestand demnach bis in die Völkerwanderungszeit hinein bzw. entwickelte sich zum germanischen Königreich, wie sie zeitgleich überall entstanden. Auch hier bildet der Name des sagenhaften Gründerkönigs Hunding mit dem ehemaligen Kultverband

der Herminonen eine dialektische Einheit: Hunding scheint mehr Titel als Name zu sein. Mit der Entstehung des Thüringerreiches werden die Cherusker wie auch die Chatten thüringisch assimiliert.

Ein Indiz, dass das Harzvorland thüringisch war, bilden die Ortsnamen. Die Orte mit der Endung -leben deuten auf eine anglo-warnische Ortsgründung und konzentrieren sich eindeutig auf den thüringischen Raum. Nur noch in Dänemark und in Südschweden (-lev und -löv-Orte, Heimat der Angeln) treten diese Namensendungen auf. In England gibt es auch -ley-Orte. Ob sie mit der Landnahme der Angeln in Verbindung stehen, prüfe ich noch.

Ein weiteres Indiz dafür, dass die Thüringer Gebiete bis an die Niederelbe eroberten, liegt in der Entstehungsgeschichte der Sachsen, wie sie Widukind von Corvey beschreibt:

„Sicher aber wissen wir, daß die Sachsen mit Schiffen in diese Gegenden gekommen und zuerst an dem Ort gelandet sind, der bis heute Hadeln genannt wird. Aber die Einwohner, angeblich Thüringer, ließen sich ihre Ankunft nicht gefallen und erhoben ihre Waffen gegen sie“ [Widukind, I.3-4, 24 f.].

Demnach muss der Bardengau (Das Gebiet der Rest-Langobarden) zum Thüringerreich gehören. Dafür sprechen die Orte mit den Endungen -leben in der Altmark.

„Der Landkreis Hannover war Siedlungsgebiet der Cherusker [...] Mit der Abnahme des römischen Interesses für das Gebiet, verfiel die Region um Hannover wieder in historisches Dunkel. Fest steht aber, daß in den folgenden Jahrhunderten eine intensive Siedlungsausbreitung stattfand [...] Erst aus der Völkerwanderungszeit erfährt man wieder mehr [...] Viele Funde aus dem 4. und 5. Jhd. n. Chr. lassen Verbindungen nach Mitteldeutschland, besonders nach Thüringen erkennen.“ [Hannover]

„Zum Stamme der Cherusker, die im gleichen Jahre [+9; A.G.] die Römer im Teuteburgerwald schlagen, gehören auch die Bewohner des heutigen Salzgitter-Gebietes. Um 500 gehört es zum Großreich der Thüringer und wird um 531 durch die Franken und Sachsen zerstört. Das Land nördlich des Harzes wird Beute der Sachsen.“ [Salzgitter]

„Nun ging Sigfrid davon und erfragte den Weg zu der Jungfrau, die Brünhild hieß. Dort ging der Hengst, den Mime ihm gab [...] ‚Mime, mein Pflegevater, hieß mich hier einen Hengst holen, der Grane heißt. Willst du mir den gönnen? Das ist meine Bitte an dich.‘ [...] dankte der stolzen Brünhild und ritt davon, was er konnte, zu einem Land, das Bertanga-Land heißt. Dort war ein König, der Isung heißt, der hatte elf Söhne. Sigfrid sagte ihm seine Dienste an. Der König nahm ihn in seinen Rat und ließ ihn sein eigenes Banner tragen, so oft er kämpfen wollte.“ [Ritter 1989, 142 ff.]

Das so unvermittelte Absetzen Sigfrids zu den Rest-Langobarden kann nur bedeuten, dass irgendetwas im Heldenlied vertuscht werden sollte. Vielleicht liegt hier die Lösung der Ortssage vom Regenstein:

„Im Jahre 479 zog Melvericus, der König der Thüringer, mit einem Heer über den Harz, um die Sachsen zu verdrängen. Beim Ort Vedekenstidde (Veckenstedt) wurden die Thüringer jedoch von den Sachsen geschlagen und mußten sich zurückziehen. Nach diesem Streit hielten die Sachsen einen Rat. Sie gaben einem im Kampf ausgezeichneten Edelmann namens Hatebold, aus dem Dorf Veckenstedt, ein Stück des noch wüsten Landes vor dem Harz, damit er sich dort eine Heimatstatt bauen sollte. Er suchte also eine passende Stelle, kam an einen ‚großen steinernen Berg‘ und rief aus: ‚Dieser Stein ist gereghent, darauf soll meine Wohnung sein!‘“ [Bauernfeind, 4]

Sigfrid ritt direkt zu den Rest-Langobarden, um bei ihnen königlicher Bannerträger zu werden. Der Darlingau stand anscheinend unter sächsischer Kontrolle. Wen schlug Sigfrid tot? War jener Hatebold identisch mit Regen (nahm er den Namen des markanten Felsen an?) und tatsächlich Bruder des Schmieds Mime? Brünhildes Burg hat Ritter mit der Heimbürg identifiziert. Jetzt wird auch die Bedeutung jenes Satzes klarer. Sigfrid durfte sein eigenes Banner vom Darlingau tragen! Er war also Ehrengast und thüringischer „Kronprinz“ im Exil, seine Sonderstellung tritt klar zutage.

7. DIE WESTGRENZE UND DIE CHATTEN

Ob das gesamte (oder der größte Teil vom) Gebiet der Cherusker und das der Chatten an die Thüringer fiel, das Thüringerreich also seine Herrschaft bis an die Weser ausdehnen konnte (entgegen meiner Einschätzung [Glahn, 69], möchte ich nun überprüfen: Ein Indiz könnte sein, dass der Ort, an dem Didrik von Bern starb, als zu Swawen gehörig bezeichnet wird:

„Herr Didrik hatte viele Wunden, und große [...] und ging so durch Holstein und Sassen. Seine Wunden schwollen und eiteren stark. Als er nach Swawen kam, erkannte er, daß er nicht länger leben könne [...] Dann ging er in einem Ort, der Hofferdh heißt [...] Kurz darauf starb er an jenen Wunden, welche Wideke [...] ihm gegeben hatte, und wurde beerdigt in demselben Ort als ein Kaufmann.“ [Ritter 1989, 356]

Ritter erkennt darin den „Hüffert“ in Warburg. Obwohl dieser Stadtteil erst im 17. Jh. entstand, kann es durchaus sein, dass der Name alt ist.

Weitere Indizien sehe ich in den Ortsnamen. Die Orte mit den Endungen -ungen beziehen sich auf thüringische Gründungen. Einige ihrer westlichen Vertreter sind Beverungen „beverungun“ (*Traditiones Corbeienses*, 32 km nördlich von Warburg), Wettesingen („witisunga/uuittisingan“ 1015, ca. 5,5

km südöstlich von Warburg), Amelunxen „amalung“ (Urkunde von 811 und 1147 des Klosters Corvey), Kloster Amelungsborn „villa amelungsborn“ (1129). Rings um Kassel liegen Albugen, Ehringen („erungun“ 1018), Ober- und Niederelsungen, Alten-, Wenigen- und Burghasungen, Ober- und Niederlistingen („listingun“ 999), Bad Wildungen „villa wildungun“, Melsungen, Nieder- und Oberkaufungen. Eingebettet in das -ungen-Gebiet sind auch Orte mit den Endungen -leben: Adelebsen (westlich von Göttingen), Deitlevsen (östlich von Bad Pyrmont) und Garlebsen (nordöstlich von Einbeck). Oben legte ich bereits dar, dass das auf anglo-warnische Besiedlung deutet. Die Endungen -sen zeigt eine sächsische Überlagerung.

Didriks letzte Ruhestätte könnte damit wirklich, wie von Ritter vermutet, in Warburg liegen, das als Teil des Thüringerreiches mit Recht als in „Swawen“ gelegen gelten kann. Auch die Ortsnamen sind ein schwerwiegendes Indiz für ein thüringisch beeinflusstes Chattenland. Nach Wilhelm Arnold stammen diese Namensformen aus dem 5. bis 8. Jh.:

„Die drei Perioden der Ortsgründung (Urzeit, fränkische und spätere Zeit bis zum Ende des zwölften Jahrhunderts) fallen demnach noch fast ganz in die Zeit des Althochdeutschen“ [Arnold, 607].

Zum Thema Ortsnamenforschung möchte ich einige Anmerkungen machen:

1. Die Stammsilben sehe ich als den ältesten Teil der Namen. Hans Krahe (*Alteuropäische Hydronomie*) sah ihre Wurzeln im Indoeuropäischen. M.E. sind die Stammsilben der Gewässer-, Berg- und Landschaftsnamen vorindoeuropäisch. Theo Vennemann sieht im Alteuropäischen eine vaskonische Sprache. Das wird auch von Genetikern bestätigt (Vennemann, Hamel). Diese ersten Namensgebungen setze ich in die Jungsteinzeit.

2. Über dieser ältesten Schicht sehe ich die indoeuropäische (und vielleicht auch semitische, nach Vennemann), die die alten Formen übernimmt und ihrer Sprache anpasst (Bronzezeit). Die vorindoeuropäischen Namensteile, deren Sinn niemand mehr versteht, werden sinnstiftend verändert oder verballhornt (Ebro, Evreville, Eberbach). Im Gegensatz zu Arnold sehe ich die ältesten germanischen Namensgebungen (affa, aha, lar, loh, mar, tar) nicht in erster Linie in den Stammsilben, sondern in den Endungen. Die besiedelten Gebiete wurden aufgesiedelt und die vorhandenen Landschafts- und Ortsnamen übernommen (wie zuletzt die Namensgebung „Lake Chiemsee“ durch die Alliierten), die meines Erachtens in der vorrömischen Eisenzeit entstanden sein können [Arnold, 93 ff.].

3. Die Germanisierung der Rhein-Weser-„Germanen“ nach dem Ausschalten des keltischen Kultureinflusses durch Julius Caesar (Eroberung Galliens), durch den elbgermanischen Kulturkreis zeigt meiner Meinung nach die vielen Orte unter anderem mit den Endungen -ingen. Die meisten Namensforscher sehen hier vor allem alamannische Gründungen, anstatt das elbgermanische

Element darin zu erkennen. Deshalb werden diese Orte außerhalb Süddeutschlands auch meist falsch interpretiert.

4. Als eine Unsitte empfinde ich die Tatsache, dass die Namensforscher Orte von Personen herleiten. Die Patronyme sind kein Beleg für Einzelpersonen, die einen Ort gründeten. So kann der Versuch ausbleiben, immer abenteuerlichere Personennamen auszudenken. Erst im Hochmittelalter mit der innerdeutschen Kolonialisierung (und der Ostgebiete) treten Einzelpersonen in den Vordergrund, die Ansiedlungen nach sich benennen.

5. Die Urkunden, die die Ortsnamen benennen, sind zumeist Fälschungen. Hans C. Faussner wies nach, dass alle vor 1122 datierten Königsurkunden aus rechtshistorischer Sicht Fälschungen sein müssen. Als einen der Urheber dieser Fälschungen identifizierte er Wibald von Stablo, der ab 1146 bis 1158 im Kloster Corvey wirkte. Wenn alle oben genannten Ortsnennungen aus Fälschungen des 12. Jh. stammen, sind jene dennoch als Quelle wertvoll:

a) weil die Gegenseite diese Fälschungen meist anerkennen mussten, sie also ein allgemeines und altes Wissen verbargen,

b) weil überlieferte Ortsnamenformen und ihr Alter vorausgesetzt werden müssen. Ortsgründungen des 12. Jh., also zur Zeit der Thüringischen Landgrafschaft, wären als solche benannt worden.

c) Die Zerschlagung der Stammeshertzogtümer nach dem Investiturstreit durch das Wechselspiel von verschiedenen Machtzentren kann rekonstruiert werden.

Die Chatten waren ein Bestand des Thüringerreiches. Ab 1131 wurden Hessen und Thüringen auch wieder als eine Einheit gesehen und in einer Landgrafschaft bis 1247 zusammengefasst. Beide Länder haben heute ein fast identisches Landeswappen (rot/weiß gestreifter steigender Löwe auf blauem Grund).

Während die Urheimat der Chatten unbekannt ist, wissen wir von Cassius Dio, dass die Römer ihnen einen Platz zugewiesen haben.

„Vermutlich hatten die Römer entweder 38 oder 19 v.Chr. einem Stamm kleiner bis mittlerer Größe, der sich kurz zuvor zudem auch noch gespalten hatte, Siedlungsland im Bereich zwischen Siegmündung, Neuwieder Becken und Lahnmündung zugewiesen.“ [Becker, 149]

Die Bataver (ursprünglich ein Teilstamm) spalteten sich von den Chatten noch vor der Umsiedlung der Ubier durch die Römer ab, um den Rhein zu überschreiten und die insula Batavorum zu besiedeln.

„Das Bild der Chatten, das uns zur Zeit der Drususzüge und dann später in den Annalen des Tacitus entgegentritt, differiert nicht unbeträchtlich. Während sie in den Kämpfen zwischen 12 und 8 v.Chr. politisch wie militärisch nicht in der ersten Reihe der Germanenstämme standen, gehörten

sie im 1. Jh. n. Chr. zu den führenden Gegnern Roms [...] Meines Erachtens spielt die zwischen 10 und 8 v. Chr. erfolgte Ansiedlung in der nordhessischen Senke hierbei eine entscheidende Rolle. Archäologisch lassen sich in Nordhessen um Christi Geburt elbgermanische, nordwestdeutsche und das Überleben einheimischer, von der Latènekultur beeinflusster Elemente nachweisen [...] Die Situation, die in diesem Gebiet mit Eintreffen der Chatten entstand, läßt sich meiner Ansicht nach am besten mit Wenskus' Modell erklären, das Stammesbildung als ‚Akkumulationserscheinungen bei und nach der Landnahme‘ beschreibt. Die eigentlichen Chatten wären nach dieser Hypothese der ‚Traditionskern‘, der suebische und einheimische Bevölkerungsteile akkumuliert hat. Dabei dürfte das suebische Element das größere gewesen sein, zumindest deuten die bei Plinius überlieferte Zuordnung zu den Hermiones und das bei Tacitus beschriebene Berufskriegertum auf starke elbgermanische Beziehungen der Chatten“ [Becker, 163 f.].

Dies macht einmal mehr deutlich, dass die Elbgermanen einen erheblichen Anteil an der Germanisierung der Herminonen hatten.

„Nach dem derzeitigen Forschungsstand ist in Nordhessen auch für die Völkerwanderungszeit sowie für die Merowinger- und Karolingerzeit kein Siedlungsabbruch anzunehmen. Die Funde konzentrieren sich in denselben Räumen, wie die kaiserzeitliche Besiedlung [...] Bedeutsam erscheint die Beobachtung, daß sich die nordhessischen Funde in ihrer Mehrzahl deutlich von der fränkischen Reihengräberzivilisation unterscheiden. Dies führt zu dem Schluß, daß die in Nordhessen siedelnde Bevölkerung, trotz ihrer offenbar friedlichen Integration in das Frankenreich, kulturell nicht zu den Franken gehörte.“ [Becker, 80]

8. DAS REGNUM FRANCORUM

Die „Zerschlagung“ des Thüringerreiches ist eng verbunden mit der Geschichte und Entstehung der (Nieder-)Sachsen und der Franken. Je nach Überlieferungsstrang wird dieses Ereignis von den Franken herbeigeführt, mal ohne und mal mit Hilfe der Sachsen.

Auch hier kann uns die Didriks-Chronik etwas erzählen. Ich führe etwas weiter aus: Samson, König über Hesbanien (Haspengau in Belgien), beschließt nach Osten zu ziehen und Bonn zu erobern. Dort setzte er seinen Sohn Thetmar als König ein und vermählte ihn mit Odilia, die Tochter von Elsung, dem vormaligen König. Ihr gemeinsamer Sohn wurde dann ein Jahr später, 470, als Dietrich von Bern geboren. Samson zog mit seinem ältesten Sohn Ermenrik weiter nach Trier, wo er starb. Ermenrik eroberte das Moseltal und später Trier [vgl. Schmoeckel 1995].

Gregor von Tours berichtete von einem fränkischen König Chlodio (430 bis 450 fassbar), der zeitgleich mit Samson nordwestlich vom Kohlenwald sein Reich hatte. Am Ende der römischen Macht setzten sie sich an ihre Stelle. Die Expansionspolitik der Salfranken (unter Chlodio und Childerich, bis 482) führte wahrscheinlich zu Auswanderbewegungen und zur Besiedlung des Rheinlandes von Nordbelgien und den Südniederlanden aus. Dies ist von der Archäologie und von Sprachwissenschaftlern belegt. Es entstanden unabhängige ripuarisch-fränkische Königreiche.

Dank einer Diskussion mit Susanne Fuder und Gerhard Anwander während der Kasseler Tagung stieß ich auf einen neuen Aspekt in dieser Frage. Faußner hat in seinem Aufsatz „Die staatsrechtliche Grundlage des Rex Francorum“ die Bedeutung von Rex – regnum, Purpurpatrizius – respublica dargestellt und die Politik des oströmischen Imperiums auf eine verbindliche Grundlage gestellt:

„Theoderich erlangte damit die staatsrechtliche Doppelstellung eines Purpurpatrizius und Rex. [...] König der Ostgoten war Theoderich jedoch bereits um 470 geworden“ [Faußner, 54].

„Die respublica wurde vom patricius im Namen und in Vollmacht des Kaisers verwaltet, oberster dinglicher Herr von Land und Leuten der Provinzen war der Kaiser, die Landesbewohner mittel- oder unmittelbare kaiserliche Untertanen. Herr des regnum dagegen war der rex, der die Herrschaftsrechte über Land und Leute seines regnum in der damit verbundenen Autonomie im eigenen Namen ausübte, dem Kaiser durch seinen Vasallitätseid verbunden und verpflichtet. [...] Für das Kaisertum beruhte das regnum Italiae auf einer alienatio der respublica, auch wenn von jedermann unbestritten das regnum über das Vasallitätsverhältnis seines rex zum Kaiser in das imperium staatsrechtlich eingegliedert war. [...] Theoderich, der die Unvereinbarkeit eines italischen Erbkönigtums mit den ehernen Grundsätzen des Kaisertums und die sich daraus zwangsläufig ergebende latente Gefahr für sein regnum Italiae zu gut kannte, mußte daher nicht nur darauf sehen, dem Kaisertum keine verfahrensrechtliche Möglichkeiten zu bieten, ihn bei passender Gelegenheit zum Usurpator außerhalb der Legalität zu machen, er mußte sich auch gegen Konstantinopel politisch absichern, innenpolitisch durch sein Verhalten gegenüber Senat und Kirche, außenpolitisch durch eine umfassende Bündnispolitik in der westlichen Reichshälfte.“ [Faußner, 56 f.]

Im Jahre 497, als Kaiser Anastasios Theoderich zum rex Italiae erhob und als Purpurpatrizius über die Präfektur Italien anerkennen musste, hat er diesen Doppelstatus als politisches Gegengewicht auch dem Burgunderkönig Gundobad verliehen, weil dieser „neben dem Westgotenkönig die bedeutendste Macht Galliens“ repräsentierte. Vorher war Gundobad, wie auch seine Vor-

gänger in Burgund, rex gentis und magister militum, also Stammeskönig und kaiserlicher Erster Reichsfeldherr. So wurde Gundobad zum rex Burgundionum und Purpurpatrizius über Gallien. Das Amt des Purpurpatrizius war aber nicht erblich, so dass für die Nachfolge ein Nebenpatriziat eingerichtet wurde. So hat der Kaiser Gundobads Sohn Sigismund (wahrscheinlich gleichzeitig mit der Ernennung seines Vaters) zum rex et patricius ernannt, entgegen der burgundischen Thronfolge, nach der Gundobads Bruder, Godigisel, Nachfolger geworden wäre.

„Für die Verleihung des Patriziats über Gallien und damit auch über das regnum des Franken Chlodwig spricht aber auch, daß dieser bald darauf, im Jahre 500, in Burgund einfiel. Grund und Anlaß hierfür dürften gewisse kaiserliche Herrschaftsansprüche des patricius Gundobad gegenüber dem rex Chlodwig gewesen sein, die dieser als burgundische Anmaßung empfand und daher mit Waffengewalt begegnete. Da Gundobads Bruder Godigisel während des Kampfes zu Chlodwig überging, erlitt Gundobad eine schwere Niederlage. [...] In den folgenden Jahren sehen wir patricius Gundobad und rex Chlodwig im Einvernehmen. Der Langobardenaufstand gegen die Heruler am Donauknie, der deren Reich zusammenbrechen ließ – gewöhnlich um 505 datiert –, beruhte, was zumindest wahrscheinlich ist, auf byzantinischer Regie und brachte den Ostpfeiler in Theoderichs Bündnissystem zum Einsturz. Um 505/506 gelingt es, die Alamannen vernichtend zu schlagen. Das militärische Hauptverdienst wird Chlodwig zuerkannt, den Sieg nimmt der Kaiser in seinen Triumphaltitel auf. In einem uns überlieferten Brief aus dem Jahre 506 an Chlodwig interveniert Theoderich zu Gunsten der geschlagenen Alamannen. Den westgotischen Eckpfeiler von Theoderichs Bündnissystem aber zerschlugen Gundobad und Chlodwig 507/508 bis auf ein Restgebiet im Süden Galliens und bis auf Spanien, nachdem sie den Westgoten bei Vouglé nahe Poitiers eine entscheidende Niederlage beigebracht hatten. [...] In diesen Jahren zeichnete sich immer stärker ab, daß die Vormacht in Gallien auf den Salfranken Chlodwig übergegangen war. Und dem trug Kaiser Anastasios politische Rechnung, indem er dessen Herrschaftsgebiet aus dem Patriziatsbereich Gundobads ausgliederte und ihm, der nach der Niederwerfung der Alamannen zur christlichen Staats- und Reichsreligion konvertiert war – eine unabdingbare staatsrechtliche Voraussetzung, um kaiserlicher Stellvertreter zu werden –, den Purpurpatriziat verlieh“ [Faßner, 65 f.].

So wurde Chlodwig um 508 rex Francorum und Purpurpatrizius über Gallien. „Als solcher ‚bereinigte‘ Chlodwig nun die regna seiner sal- und rheinfränkischen Vettern und vereinigte sie mit seinem eigenen Reich zum Regnum Francorum und brachte in seinem nunmehrigen Titel Rex Franco-

rum vir illuster seine Doppelstellung als rex und patricius zum Ausdruck. Kaiser Anastasios aber fügte seinem Triumphaltitel Imperator Caesar Flavius Anastasius, pontifex inclytus, Germanicus inclytus, Alamannicus inclytus hinzu Francicus inclytus.“ [Faußner, 79 f.]

Dabei machte Chlodwig Paris „zum staatsrechtlichen Herrschaftssitz“. Der König von Paris war seitdem gleichzeitig Patrizius über Gallien. Chlodwigs Sohn Childebert (511–558) bekam das regnum Paris, wurde also sein Nachfolger, und damit auch das Purpurpatriziat über Gallien vom oströmischen Imperator zuerkannt. Das regnum Francorum aber wurde unter allen vier Söhnen Theuderich, Chlodomer, Childebert und Chlothar aufgeteilt.

9. DIE „ZERSCHLAGUNG“ DES THÜRINGER-REICHES

Nach diesem Exkurs über die Fränkischen Könige jener Zeit gehe ich jetzt daran, die Verbindung mit der SVAVA zu suchen. Aber vorher möchte ich noch einmal Faußner zitieren:

„War neben dem Patrizius ein Mitpatrizius bestellt, so dürfte zwischen ihnen die Herrschaft regional geteilt worden sein ähnlich der Teilung des Reiches in Regentenbezirke, ‚eine der folgenreichsten Neuerungen Diocletians‘. Jedenfalls läßt sich eine solche gebietsmäßige Unterteilung aus dem um 535 von dem Mitpatrizius Theudebert an Kaiser Justinian gerichteten Schreiben entnehmen“ [...] Dies übersetze ich wie folgt: ‚Was nun Euere gnädige Frage angeht, mit welchen Provinzen wir befaßt sind oder welche Völkerschaften mit Gottes Hilfe unserem Machtbereich untertan sind: Durch unseres Gottes Barmherzigkeit wurden die Thüringer erfolgreich unterworfen, ihr Land erobert, ihre Könige der damaligen Zeit ausgeschaltet; das Volk der Nordsueben hat sich unserer gnädigen Majestät untertänig gemacht und die Visigoten wiederum wurden mit Gottes Gnade besiegt. Unser Gebiet umfaßt den nördlichen Teil der Francia, Italiens und Pannoniens. Mit den Sachsen und Euten (Jüten), die sich uns aus eigenem freien Willen ergeben haben, erstreckt sich unsere Herrschaft mit Gottes Schutz von der Donaugrenze Pannoniens bis an die Küsten des Ozeans““ [Faußner, 99 f.].

Die Nordsueben werden die Alamannen sein. Ob mit den Sachsen und Euten die Angelsachsen oder die (Nieder-) Sachsen gemeint sind, geht nicht klar daraus hervor. Beides hat seinen Reiz und seinen Sinn.

Chlodwig, rex Francorum und Purpurpatrizius über Gallien seit 508, hat seit seiner Amtseinsetzung durch den römischen Kaiser bis zu seinem Tode 511 seine Macht über die rheinfränkischen (riparischen) Königreiche ausgedehnt. In dieser Zeit herrschte König Ermenrik, der Onkel von König Didrik von Bern in Trier.

Nach 32 Jahre Exil kam Didrik nach Bern und Trier zurück und übernahm im Jahre 527 das Königreich von Ermenrik, als dieser gerade starb. Nach Ritters Einschätzung starb Hillebrand im Jahre 531. Didrik und Hillebrand sollen sich kurz vor ihrem Tod haben „christen lassen“. Ich denke eher, dass Didrik sich mit Hillebrand bei der Thronbesteigung im Jahre 527 hat taufen lassen. [s. auch Ritter 1982, 282]. Denn ihr Reich war Bestandteil des Regnum Austrasien unter König Theuderich, und die Voraussetzung, *regulum* zu werden [Faußner, 67 f.], war wohl die Taufe.

Didrik wurde als Stammeskönig Theuderichs Mann (Vasall) und unterstand demnach dem Imperium Romanum. Das verschweigt natürlich die *Thidrekssaga* (weil es den Ruhm schmälert und selbstverständlich zum Prozedere dazugehört).

Laut Ritter war der Untergang der Niflungen in Susat im Jahre 526. Die Niflungen gehörten wahrscheinlich als *gentis* auch zum regnum Austrasien unter König Theuderich. Hagen zeugte vor seinem Tod Aldrian, der ihn an König Attala rächen sollte. Das tat er mit 12, also starb Attala im Jahre 539. Nach dessen Tod wurde Didrik König der Hunen. Da der zu diesem Zeitpunkt Theudeberts Mann war, so wurde das Hunenreich automatisch ein Teil Austrasiens und somit des Römischen Imperiums. Erst nach 539/40 müsste Didrik gestorben sein (nachdem er loszog, um sich an Wideke zu rächen. Dann ist er mindestens 69 Jahre alt geworden [s. a. Ritter 1982, 282]).

Dass Ermenrik tatsächlich ein König in Trier war, beweist eine Münze:

„Immerhin hat man aus ‚frühmerowingischer Zeit‘ in Trier-Pfalzel eine ‚nicht klar einzuordnende Münze‘ mit der Umschrift ‚PALATIOLO UOMERIGE‘ und einem sehr archaisch wirkenden Portrait (eines Königs?) gefunden – aber irgendwelche historische Schlußfolgerungen wurden daraus nicht gezogen. In Pfalzel, auf der Trier gegenüberliegenden Moselseite, hatten römische Kaiser, als sie noch so weit im Norden residierten, sich einen Sommerpalast – Palatiolum – bauen lassen, nach dem der Ort heute noch heißt. König Ermenrik könnte sehr wohl dort einen Sitz gehabt haben“ [Schmoekkel 1995, 110].

Aber als *rex* tritt er nicht auf; demnach war er nur *regulum*, ein Stammeskönig unter einem römisch-fränkischen König.

In der Übergangsphase, als Ermenrik starb (527), Didrik aus dem Exil kam und dessen Reich übernahm, kam Kaiser Justinian in Byzanz an die Macht (527–565).

„Justinian betrieb auch eine aggressive Westpolitik, wobei es ihm gelang, weite Teile des alten Imperium Romanum, die im Westen an die Germanen gefallen waren, wiederzugewinnen.“ [wikipedia]

So ließ er seinen kaiserlichen Stellvertreter und Reichsstatthalter in Gallien, Childebert, seine Pläne ausführen: Childebert schickte seine Brüder Theude-

rich und Chlothar los, um das Thüringerreich, das bis dahin das stärkste Machtzentrum in Mitteleuropa war, niederzuwerfen. Die Chancen standen gut, da dessen stärkster Bündnispartner, die ostgotischen Könige in Italien, geschwächt waren (durch Theoderichs Tod im Jahre 526).

Theuderich und Chlothar konnten den Feldzug gegen das Thüringerreich nur vom Rheinland aus beginnen. Dann war Didrik einer von Theuderichs Männern und einer seiner Heerführer. Dass diese Episode nicht in die Thidrekssaga gelangte, liegt wohl daran, dass Hildebrand der Schöpfer des Urliedes war [Ritter 1982, 240] und er nach der Thronbesteigung als Dichter abschied. Die Überlieferung späterer Teile wie die Rache an Attala und Wideke sind dann Ortssagen zu verdanken, die von den Autoren in die Thidrekssaga eingebracht wurden.

Damit komme ich zur Frage, ob die Franken Verbündete hatten, mit denen sie in diesen Krieg zogen. In den Quellen der Merowingerzeit werden allerdings keine Verbündete genannt:

„Gregor [von Tours; A.G.] erwähnt unter anderem eine Schlacht in der Nähe der Unstrut, in der der letzte Thüringerkönig Irminfrid geschlagen wurde. Das Ereignis gehört wahrscheinlich ins Jahr 531. Wie Gregor weiter ausführt, hätten die Franken den Fluss überschritten und ‚dieses Gebiet‘ in Besitz genommen. Gemeint ist anscheinend das Land beiderseits der Unstrut. Davon, dass der Fluss eine Grenze gebildet hätte, sagt Gregor kein Wort. [...] Gregors Geschichtswerk bietet nicht den geringsten Anhaltspunkt dafür, dass die Sachsen an der Niederwerfung der Thüringer beteiligt gewesen wären.“ [Springer, 61]

„Der griechische Geschichtsschreiber Prokop († nach 555) teilt ausdrücklich mit, dass die Franken ‚alle‘ Thüringer unterworfen hätten. [...] Als die östlichen Nachbarn der Franken nennt er einmal die Thüringer, die Burgunder sowie die ‚Schwaben und Alemannen‘ und ein anderes Mal die Warnen, ‚die von der Donau bis zum nördlichen Ozean wohnen und deren Grenze zu den Franken der Rhein bildet‘.“ [Springer, 61 f.]

Wenn sich die Sachsen und Euten dem Römischen Reich unterwarfen, kann man davon ausgehen, dass sie selbstverständlich dazu verpflichtet waren, sich an den kaiserlichen Kriegszügen zu beteiligen. Deshalb mussten sie auch nicht als Hilfstruppen oder Verbündete genannt werden.

Die Warnen waren für Prokop identisch mit den Thüringern. Ihre Grenzen haben sich nach der Einverleibung ins Römische Imperium durch die Franken stark erweitert und beinhalten das Gebiet der Hunen, das sie anscheinend nach dem Tode Didriks zuerkannt bekamen. Das wirft eine vollkommen neue Betrachtungsweise der Entstehung der Sachsen auf.

10. FAZIT

Das Thüringerreich entstand Ende des 4. Jh. aus den Stämmen der Hermunduren und den zugezogenen Stämmen der Warnen und Angeln zeitgleich mit der slawischen Besiedlungswelle von Böhmen nach Mittel- und Süddeutschland. Dabei verloren sie die Gebiete zwischen Elbe, Saale und Erzgebirge an die Slawen, konnten sie 466 auch nicht zurückerobern.

451 nahmen sie auf Seiten der (asiatischen) Hunnen an der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern teil. Unter der Führung Attilas gab es bis 453 ein anti-römisches Bündnis, das vor allem aus Gepiden, Ostgoten, Rugier, Skiren, Heruler, Quaden, Thüringern und natürlich den Hunnen bestand.

Im Süden reichte das Thüringerreich bis an Donau (480 Eroberung von Passau), Fränkische Alb und nördliches Maingebiet, im Osten vom Bayrischen bzw. Böhmerwald über die Saale bis zur Elbe. Im Norden reichte das Thüringerreich bis zur Unterelbe einschließlich dem Gebiet der Rest-Langobarden. Im Westen reichte es bis über die Weser, einschließlich der Stammesgebiete der Chatten im nordhessischen Raum.

Im Jahr 479 eroberten „Sachsen“ nördliche Gebiete des Thüringerreiches bis einschließlich dem Darlingau.

496 erobern die Franken die Nordgebiete der Alamannen und leiten damit die alamannische Überschichtung der raeto- und keltoromanischen Grundbevölkerung südlich der Donau ein. Entstehung der Bajuwaren (bis 520).

505 wurden die Alamannen, 508–511 die ripuarischen Franken, 527/31 die Thüringer und bis 555 die Bajuwaren durch die Franken erobert. Die (Angel- oder Nieder-?)Sachsen und Euten unterwarfen sich (vor 531) freiwillig dem Römischen Reich.

Nach der Unterwerfung des Thüringerreiches durch die römisch-fränkische Macht 531 stärkte sich Thüringen gegenüber den Franken durch eine systematische Aufsiedlung ihrer geschwächten Gebiete durch Slawen.

Das (westfälische) Hunenreich Attilas fiel 539 nach dessen Tod Didrik zu und wurde damit Teil von Austrasien unter Theudebert. Aber nur, um kurze Zeit später (bis 555) an Thüringen zu fallen. Damit wurde ganz „Nordwestdeutschland“ Teil des römischen Imperiums.

Wie sich der Wandel vom Thüringerreich seit der zweiten Hälfte des 6. Jh. im Zusammenhang mit „Sachsen“ und Hunen zum Herzogtum (Nieder-) Sachsen vollzog und welche Rolle darin wer spielte, muss separat behandelt werden.

Sitz des römischen Imperators und Pontifex war Konstantinopel. Wie und wann der Verrat der Vasallen gegen ihre römischen Herren stattfand, ist eine interessante Frage. Das Resultat ist tatsächlich das Imperium Francorum und das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, die römisch-katholische Kir-

che in Rom das Resultat des Verrats gegen die kaiserliche Religionsobergewalt. In der ersten Hälfte des 6. Jh. war die Welt aber noch 'in Ordnung'.

Quellen

- Bauernfeind, Hans (¹⁹1990): *Sagen um den Regenstein*; Museum Blankenburg
- Becker, Armin (1992): *Rom und die Chatten*. Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und ...; Darmstadt · Marburg
- Curs, Otto (1908): *Deutschlands Gaue im zehnten Jahrhundert*; Göttingen
- Das moderne Lexikon in zwanzig Bänden*. Hrg. vom Lexikon-Institut Bertelsmann (1972); Gütersloh u. a.
- Faußner, Hans Constantin (1986): Die staatsrechtliche Grundlage des Rex Francorum; in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte*, Band 103, 42-103
- Gamkrelidze, Thomas / Ivanov, Vjaceslav (1995): *Indo-European and the Indo-Europeans*; Berlin
- Glahn, Alexander (2005): Die Slawen besiedelten Ende des 4. Jahrhunderts Norddeutschland; in *Zeitenstrünge* 17 (1) 46-75
- Hamel, Elisabeth / Forster, Peter (2002): Drei Viertel unserer Gene stammen von den Urbasken; in *Spektrum der Wissenschaft*, Mai 2002, S. 41 ff.
- Hannover: <http://www.h.shuttle.de/h/gym-lehrte/projekte/comenius/hannover.html>
- Hartung, Wolfgang (1983): *Süddeutschland in der frühen Merowingerzeit – Studien zu Gesellschaft, Herrschaft, Stammesbildung bei Alamannen und Bajuwaren*; Wiesbaden
- Harzorte: <http://www.harz.com/harzorte.php?op=ort&ort=4>
- Herrmann, Joachim (1983): *Die Slawen in Deutschland*; Berlin
- Hessler, Wolfgang (1957): *Mitteldeutsche Gaue des frühen und hohen Mittelalters*; Berlin
- Illig, Heribert (⁵2003): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (⁶2005a): *Das erfundene Mittelalter*; München
- (⁶2005b): *Die veraltete Vorzeit*; Gräfelting
- John, Jürgen / Jonscher, Reinhard / Stelzner, Axel (1995): *Geschichte in Daten – Thüringen*; München · Berlin
- Krahe, Hans (1964): *Unsere ältesten Flußnamen*; Wiesbaden
- Müllenhoff, Karl (1900): *Deutsche Altertumskunde, Viertes Band: Die Germania des Tacitus*; Berlin
- Müller-Wille, M. (1970/71): Pferdegrab und Pferdeopfer im frühen Mittelalter. Sonderdruck in *Berichten van de Rijksdienst voor het Oudheidkundig Bodemonderzoek*, Jaargang 20-21
- Raszmann, August (²1863): *Die Deutsche Heldensage und ihre Heimat. Zweiter Band – Die Sagen von den Wölsungen und Niflungen, den Wilcinen und König Thidrek von Bern in der Thidrekssaga*; Hannover
- Ritter-Schaumburg, Heinz (1982): *Dietrich von Bern – König zu Bonn*; München
- (1988): *Der Cherusker*; München · Berlin
- (1989): *Die Didriks-Chronik oder die SVAVA – Das Leben König Didriks von Bern und die Niflungen*; St. Goar
- (²1993): *Sigfrid ohne Tarnkappe*; München

- (2002): *Die Nibelungen zogen nordwärts*; St. Goar
- Roggenbuck, Petra (1988): *Untersuchungen zu den Edelmetallfunden der römischen Kaiserzeit zwischen Limes, Nord- und Ostsee*; Hamburg (Univ. Diss.)
- Salzgitter: <http://deutsche-heimat.de/salzgitter/geschichte.html>
- Schmoeckel, Reinhard (1995): *Deutsche Heldensagen und die historische Wirklichkeit*; Hildesheim u. a.
- (2000): *Bevor es Deutschland gab*; Bergisch Gladbach
- Springer, Mathias (2004): *Die Sachsen*; Stuttgart
- Vennemann, Theo (2003): *Europa vasconica – Europa semitica*; Berlin · New York
- Vennemann, Theo / Hamel, Elisabeth (2002): Vaskonisch war die Ursprache des Kontinents; in *Spektrum der Wissenschaft*, Mai 2002, 32 ff.
- Weissgerber, Klaus (1999): Zur Phantomzeit in Thüringen; in *Zeitensprünge* 11 (3) 482-509, 11 (4) 583-612
- Widukind von Corvey (1981): *Res gestae Saxonicae – Die Sachsengeschichte*; Stuttgart

Alexander Glahn, 68169 Mannheim, Am Brunnengarten 10
 alex-g1765@web.de

Die Franken sind kein „Stamm“

Neuerlicher Versuch, ihre Identität zu erhellen

Zainab A. Müller

Die Franken gelten in der Literatur meist als ein westgermanischer Stammesverband, zu dem sich ab dem 3. Jh. zahlreiche rhein- und wesergermanische Stämme (u.a. Brukterer, Tenkterer, Sugambres, Usipeter, Chattuarier, Chama-ven, Ampsivarier und später die Chatten = Hessen) zusammen schlossen. Nach Abzug der römischen Legionen greifen sie die Römer an und dringen immer weiter vor nach Süden ins römische Reich. Im 6./7. und unverändert noch im 10. Jh. sind die Gebiete der Franken im wesentlichen nicht-gotische Gebiet. Ihr Name wurde lange als „die Freien“ gedeutet. Doch sowohl ihre Entstehung wie ihr Name und die genannte Wanderung gelten als nicht wirklich geklärt und verstanden.

Als älteste Quelle zu den Franken gelten die Geschichtsbücher des Bischofs Gregor von Tours († 594) und seines Freundes, des Dichters Venantius Fortunatus.

In den *Zeitensprüngen* gingen bereits einige Autoren dem Thema „Franken“ nach. Sie gelangten alle zu mehr oder weniger ähnlicher Kritik an der herkömmlichen Auffassung und zu neuen Ergebnissen. Dennoch blieb manches widersprüchlich und unklar.

Indem ich an die Erkenntnisse meiner Vorgänger anknüpfe, will ich versuchen, die Identität der Franken weiter zu erhellen, u.a. durch die Einbeziehung älterer Literatur und durch Anwendung der These Günter Lülings von der ursprünglich stets „zweigeteilten Stammesgesellschaft“.

Diese Gemeinschaftsform bestand, gemäß der These, aus einem friedlich geregelten, getrennten Neben- und Miteinander von zwei verschiedenen Bevölkerungsgruppen:

1.) Die **Autochthonen** als die ansässigen Blutreinen, Freien, denen Grund und Boden gehörte und die als freie Bauern und Krieger in Sippenstrukturen lebten. Ihr Anführer / Häuptling / Stammesfürst / Befehlshaber war ein „Herzog“, lat. *dux*, griech. *strategos*, arab. *amir* [vgl. Birken 532]. Sie hatten als Gaststamm zu sorgen für die Sicherheit ihrer Schutzbefohlenen.

2.) Die Schutzbefohlenen, die „semitischen“ **Hebräer**. Diese waren in ihrer Tätigkeit spezialisiert (Fernhändler, Kaufleute, Richter, Ärzte, Techniker und Handwerker aller Art), hatten einen minderen Rechtsstatus, aber großen politischem Einfluss. Hebräer zogen ursprünglich nicht mit in den Kampf, installierten zwischen den Stämmen aber rechtliche Institutionen (laut

Lüling: „Friedensinstitutionen“). Aus ihrer Gruppe stammte der jeweilige „König“.

Wo diese Dualität nicht mehr verstanden wurde, glaubten Außenstehende ein „Doppelkönigtum“ zu erkennen. Andererseits können zwei verschiedene Ämter, zwei Personen irrtümlich für eine gehalten worden sein. Dies wäre bspw. möglich in Ägypten, wo es heißt, „der König“ müsse einerseits *blutmäßig*, andererseits *mythologisch* legitimiert sein, indem ihm per Riten Götterrollen auferlegt werden [Barta]. Nicht auszuschließen ist, dass solche Missverständnisse sich in „Königslisten“ niederschlagen und zu *zeitlichen* Verdoppelungen geführt haben.

Die These wird im Folgenden nicht mehr ausführlicher dargestellt, sondern darauf rekurriert; ich bitte deshalb ggf. Lülings Text zur Hand zu nehmen. Eine kritische Auseinandersetzung mit der These ist hier nicht beabsichtigt.

1. Der sprachwissenschaftliche Ansatz von Morgan Kelley

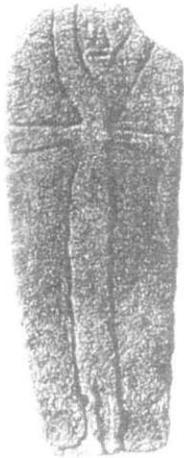
Eine ungewöhnliche etymologische Deutung des Namens „Franken“ stammt von Morgan Kelley. Die traditionelle Deutung des Namens von „frank“ = „frei“ konnte er sich – da in anderen Morphemen des Indogermanischen „frank“ nicht als „frei“ bezeugt ist – nur so erklären, dass die Franken in der Regel von den römischen Truppen nicht erobert worden seien [Kelley 1989, 142]. Die Franken hielt er für „den mächtigsten germanischen Stamm“ [ebd. 141], den er offenbar (da „nicht erobert worden“) ursprünglich jenseits der römischen Militärgrenze beheimatet sieht. Er führte die Bezeichnung *frank* zurück auf einen „in den germanischen Sprachen typischen Vorgang“ der Verschleifung von *fir-ankh* „Leute des Ankh“ (gälisch *fir/vir* = Mann, Mannen) mit „totemhaftem Ursprung“ [Kelley 1991, 60]. Er bietet m.W. für *ankh* nirgends eine Übersetzung an, und hat dabei durchaus das aus Ägypten bekannte *Zeichen* (Henkelkreuz) im Sinn, welches er ungeniert mit dem phönizischen Tanit-Zeichen gleichsetzt [Kelley 1989, 137, 142].

Seine sprachwissenschaftliche Begründung hat jedoch ebenso spekulativen Charakter, wie jene indogermanistischen Thesen, die damit ausgehebelt werden sollen, und lässt sich historisch nicht belegen. Denn während die Parallele angeführten irischen *Fir-bolg* durchaus mythologisch-literarisch bezeugt sind, gilt dies für *fir-ankh* keineswegs. Der Name „Franken“ taucht plötzlich auf, ohne zuvor in ähnlicher Form für irgendwelche „Leute“ überliefert zu sein. Damit wird Kelleys Deutung von „Franken“ hinfällig.

Aus der von ihm betonten „weltweiten Verbreitung“ des Grundmorphems „ankh“ (nasaliertes „n“) folgt ebenfalls, dass dieser *gesprochene Laut* nicht zwingend mit dem *ägyptischen Zeichen* einhergehen muss. Schnee [41] führte an, dass wir überhaupt nicht wissen, wie *ank(h)/ang* in den verschiedenen

Gegenden, Ethnien, Sprachen ausgesprochen wurde (zumal die ägyptischen Hieroglyphen wie das Semitische keine Vokale schreiben).

Gäbe es zwischen den Franken und jenem bildlichen Zeichen „Ankh“, welches auf ägyptischen Reliefs und Malereien erscheint, einen irgendwie gearteten frühen Zusammenhang, wäre zu erwarten, dass das Ankh im „fränkischen“ Gebiet Europas vorkommt. Meines Wissens taucht es *in dieser Form* hier aber gar nicht auf.



Fränkischer Sarkophagdeckel, 7. Jh., Faha im Kreis Kerzig-Wadern/Trier [Fried 1994, Abb. 13] / Thorshammer auf Runenstein (Södermanland [Paulsen 217])

- Bekannt sind mir nur einzelne (als „fränkisch“ geltende) Relief-Darstellungen (Abb. links), die sich vom rundköpfigen, sogen. „koptischen Ankh“ und den rundköpfigen phönizischen Tanit-Stelen vor allem durch den ovalen Kopf unterscheiden und insofern formale Ähnlichkeit – nicht durch das Gesicht! – zum ägyptischen Ankh zeigen. Es bleibt zu untersuchen, auf welche Tradition diese Darstellungen zurückgehen. Da ich derzeit keine Belege für eine „altägyptische Tradition“ sehe, wäre allenfalls der hellenistische Isiskult vorstellbar, der laut Tacitus auf Schiffen bis Skandinavien kam. Vielleicht ergeben sich durch die Ähnlichkeit mit dem Thorshammer (Abb. rechts) bei Überprüfung der historischen Zusammenhänge andere Erklärungen (s.u.: Ausblick). Die Runeninschriften stammen größtenteils aus dem 5.–11. Jh. und können mit Hilfe des Hebräischen übersetzt werden [Schulz-Seitz].

- Prophylaktisch erwähnt werden soll wegen seines ‘pharaonisch’ klingenden Namens der erste fränkische Merowinger: König Faramundes/Pharamond (*pharos* = „der Leuchtende“). Er soll im ersten Jahr seiner Regierung (um 420) Trier zum dritten Mal zerstört haben, wird aber [laut Zedler] nur in der *Weltchronik* des Kanzleischreibers von Papst Leo I., Prosper von Aquitanien († 455 in Rom), erwähnt: „Faramundus

regnat in Francia“. Seine Realexistenz wurde schon vor und von Zedler bezweifelt, vermutlich, weil Gregor v. Tours ihn nicht nennt. Heute wird Zedler nur noch selten herangezogen und deshalb findet man, der seit dem 19. Jh. als mythische Figur erkannte Pharamond sei erstmals erwähnt in der um 727 geschriebenen *Gesta Francorum* (heute: *Liber Historiae Francorum*). Abgesehen von der Quellenproblematik: Woher stammt der „Mythos“? Ist „König“ *Faramundes* ein später personal erschaffenes, falsch gedeutetes „Licht der Welt“ (Christus?), „herrschend in Franken“?

- Vor einiger Zeit vertraten zwei Autoren unabhängig voneinander die These, frühe europäische Stadtgrundrisse seien in Form eines „Ankh“ angelegt [Pfister; Brätz]. Dazu sei hier eine Alternative angedeutet: *Oppida* heißt „am Fuße liegend“ und deren „häufig vorkommende Ovalstrukturen“ [Pfister 149] ebenso wie das vermeintliche T-Kreuz lassen sich mit Lülings These aus ihrer Lage in den Niederungsgebieten und an wichtigen Handelsstraßen erklären. Aus der dualen Struktur erklärt sich der Umstand, dass Burg und *Oppida* „häufig miteinander verbunden“ sind [ebd. 152] und der von Pfister erwähnte „kulturelle Dualismus zwischen Kelten und Römern“ [ebd. 148].

Dennoch will ich Kelleys Ansatz keineswegs völlig verwerfen: Wenn auch nicht jede einzelne Aussage überzeugte, so wagte er immerhin einen umfassenden kulturellen und sprachwissenschaftlichen Neuansatz [dazu Friedrich 3-92. Kritik der Kritik: Friedrich 4/5-92]. Dabei gelangte er teilweise zu überzeugenderen historischen Aussagen als die konventionelle Lehre. Wenn er den Namen des „aztekischen Gottes“ Huitzilopochtli nicht mehr als „linkshändiger Kolibri“ übersetzt, sondern als Deckname erkennt für „aus dem Norden kommende Händler-Krieger“ [Kelley 19] und von einem frühen regen Handelsverkehr zwischen den Kontinenten ausgeht, so gibt es hier zweifellos Berührungspunkte nicht nur mit den Erkenntnissen Thor Heyerdahls, sondern auch mit denen Lülings. Insbesondere wird darauf zurückzukommen sein, dass Kelley die „Leute des Ankh“ für „Skytho-Semiten“ hält.

2. Die Ergebnisse von Eberhard Schwerdtel und Andreas Birken

Eine Untersuchung zur Identität der Franken stammt von Eberhardt Schwerdtel. Er erkannte, dass die angebliche Wanderung der ersten Franken auf einer Täuschung durch falsche Interpretation beruht: Ihre Ausbreitung geschah nicht durch Wanderung in andere Gebiete, sondern durch den erfolgreichen Kampf gegen die Römer. „Franken“ sind nach Schwerdtel [136] ein „Sammelbegriff“ für alle, denen es gemeinsam war, sich vom Joch des römischen Imperiums zu befreien. Anders ausgedrückt: Jedes Mal dort entstanden neue Franken, wo sich die Römer aus einem Gebiet zurück zogen [ebd., 138]. (Man beachte: Diese letzte Formulierung kann auch *dann* zutreffen, wenn Franken keinen „Kampf“ gegen die Römer führten, bzw. auch *dort*, wo sie keinen führten.)

Franken *sind* demnach kein bestimmtes Volk, kein „Stamm“, sondern *entstehen* aus unterschiedlichen „Völkern“ verschiedener Gegenden im Westen Europas. Daraus ergibt sich sogleich die Frage, warum nicht *alle* Völker oder Stämme des ehemaligen Imperium Romanum, die dieses Joch abwarfen, in Westeuropa „Franken“ hießen bzw. wieso es unter den einzelnen „Stammes“-Gruppen, die angeblich zu Franken wurden, auch Nicht-Franken gab.

Schwerdtel räumte ein, dass nicht alle Herzogtümer den Franken gehören (z.B. Schwaben), sondern dort freie Sueben, Semnonen, Germanen und Alamannen siedelten, „die sich stets als frei empfunden haben und deshalb auch nicht frank werden konnten“ [ebd., 140]. Das Kriterium der „Empfindung“ ganzer Stammesverbände erklärt sich hier durch sein Gegenteil: Ein Empfinden der Unfreiheit führt zur Befreiung vom römischen Joch und damit zu „franken“ Völkern. Insofern wird *frank* hier als „Freiwerdung“ gedeutet.

Schwerdtels Analyse zu Folge kommen Franken nicht von römischer Abhängigkeit in die der merowingischen Franken, sondern sind alle durch die jahrhundertlang wirkende römische Kultur und Zivilisation geprägt. Deshalb haben sie einen bildungsmäßigen Vorsprung gegenüber ihren „germanischen Nachbarn“ und stellen die ersten deutschen Herrscher [ebd., 140]. (Zur Erinnerung: Auch die vom Sachsen Otto d.Gr. gewählten [ersten?] Päpste gelten als Franken.).

Dies steht im Gegensatz zur heute gängigen Auffassung, dass der Stammesbund der Franken aus den römischen Grenzbereichen kommt, wo die „Prägung“ stets am geringsten und der Widerstand am größten war. Sehr gut verträgt sich mit Schwerdtels Ansicht hingegen ein Widerspruch innerhalb der herrschenden Lehre selbst, wonach *archäologisch* die „Franken“ als bereits unter den Römern überall gut integriert gelten. Anfang des 5. Jh. befindet sich „das Zentrum der Frankensiedlungen nicht etwa in den Grenzbereichen, sondern in und um Köln“, von wo aus sie friedlich in Gallien angesiedelt werden [wikipedia]; – allerdings liest sich die fränkische Geschichte anderswo sehr viel wechselvoller und den kriegerischen Franken wird immer wieder Land überlassen, damit der Kaiser in Sicherheit leben kann (s.u.). Auch hierin ist das derzeitige Geschichtsbild widersprüchlich.

Bei Schwerdtel lebten die jeweils zu „Franken“ *Werdenden* die ganze Zeit mitten unter den Römern, doch es bleibt unklar, wieso sie sich nach Jahrhunderten gegen die sie seit langem prägende römische Kultur auflehnten.

Mit Hilfe der Lüling'schen These braucht es *keine* jahrhundertlange römische Prägung, um den Bildungsstand und die Herrschaftsfunktion der Franken zu erklären (ganz gleich, wo sie lebten), denn als „Hebräer“ hatte ein großer Teil dieser Kosmopoliten ohnehin ein hohes Bildungsniveau, und folglich müssen sie – zumindest unter diesem Aspekt – mit dem Kampf gegen die „Römer“ nicht Jahrhunderte gewartet haben. Andererseits sind jene Leute, die

später „Franken“ heißen, schon vorher in römischen Diensten einflussreich, eben *wegen* ihrer Bildung und ihrer technischen und kaufmännischen Fähigkeiten; sie kämpften nicht gegen die Römer, sondern galten als solche.

Andreas Birken [530] wies darauf hin, dass „fränkische Gaukönige Römerstädte als Residenzen“ bevorzugten. Er forderte nochmals den Abschied vom traditionellen Stammesbegriff (i. S. des Stammes als „Unterabteilung eines einheitlichen Volkes“ [ebd., 532]) und postuliert darüber hinaus, dass es vor dem 11. Jh. „keine Stämme im herkömmlichen Sinn gegeben [hat], sondern Völker unter der Oberherrschaft der fränkischen [...] Könige“ [ebd., 532 f.]. Was diese „Völker“ sind, bleibt dahingestellt, aber gerade weil Birken ebenfalls in den Franken keinen „Stamm“ mehr sieht, entsteht die Frage, was sie stattdessen sind und wieso die Könige alles Franken waren.

Er deutete die Namen „Franken“ und „Alamannen“ als ursprünglich „die Wilden“ und „hergelaufener Haufen“ und vermutete, dass es „vielleicht ursprünglich römische Schimpfwörter waren“, die von den Betroffenen umgedeutet wurden zu den „Freien“ und „edle Mannschaft“ [ebd., 534].

3. Stammesbegriff als Mythos der Geschichtsforschung und der Frankennamen

Der von Schwerdtel und Birken geforderte Abschied vom Stammesbegriff zu Gunsten genauerer Zuordnungen ist weiter zu unterstützen: Was jeweils als „Stamm“ bezeichnet wurde, hat sich im Laufe von Jahrhunderten immer wieder geändert, und bis heute gibt es keine einheitliche Begriffsverwendung. Eine solche braucht auch gar nicht gefordert werden, weil sie das Problem nur einseitig verstärken würde, statt es durch genauere Betrachtungsweisen zu lösen. Die Behauptung der Existenz früher „Stämme“ ging u.a. daraus hervor, dass die *Namen* bereits in antiker Literatur auftauchen und später als „Stämme“ und/oder „Völker“ gedeutet werden. Aus dieser fortwährenden Verwechslung von frühen Bezeichnungen („Name“) und späterem Volksbegriff entstand der Stammesbegriff als ein Mythos der Geschichtsforschung.

Es steht jedoch seit langem fest, dass die Auffassung von „Stämmen“ *im heutigen Sinn* erst spät als „völlig neue ethnische Tradition“ entstanden ist, „die nicht im Altertum wurzelt“. Dem Indogermanisten Jost Trier zu Folge „ergibt sich, dass ein Stamm oder Volk seinen Eigennamen nach dem Mannring, nach dem Ding [Thing; Z.M.] führt, in welchem sich diese einmalige politische Gemeinschaft [...] verwirklichte.“ [Trier, 241]

Ein *Mannring* ist „der hegende Ring, [...] eine Urform des kultischen, rechtlichen, militärischen und politischen Gemeinschaftslebens, was in alter Zeit alles unscheidbar zusammengehört.“ [ebd., 233]

Legen wir Lülings These zu Grunde, so bestand jede „Stammesgemeinschaft“ aus zwei Things: dem der Hebräer und dem der Autochthonen, wobei die

Hebräer den entscheidenden Einfluss hatten auf politische und wirtschaftliche Aktivitäten der Gemeinschaft. Ein „Mannring“ im Skandinavischen heißt *hwirwing*; dieser Begriff wird erst im 12. Jh. durch den Begriff der „Gilde“ verdrängt [Hoffmann, 207].

Nach Reinhard Wenskus [462] sind so genannte „Stammesnamen“ im Wesentlichen *Beschreibungen des sozialen Status und bestimmter Eigenschaften*, und nicht der Name ethnischer und sprachlich verschiedener Einheiten [ergänzend vgl. Steinacher 82 f.]. Dies erklärt, warum gleiche Namen (in Sprache oder Bedeutung) für verschiedene solcher „Einheiten“ verwendet werden konnten und die gleiche Ethnie unterschiedliche Namen tragen konnte – was in der Literatur wiederum zu einer Vervielfachung der „Stammesnamen“ führte (und damit möglicherweise beitrug zu einer verfälschten und evtl. verlängerten Geschichte).

Wenskus [514] nimmt an, dass der „Frankenname“ „alte Stammesbezeichnungen verdrängt“ hat, denn man suche diese vergebens. Gemäß den soeben zitierten Ausführungen über „Namen“ bedeutet dies, dass alte Eigenschaften im Zuge besonderer Vorkommnisse durch neue Eigenschaften ersetzt wurden. Dagegen erweisen sich bei den Alamannen „die einzelnen Abteilungen schon durch ihre jungen Namen als Neubildungen“ [ebd.]. Dies besagt, dass sowohl „Franken“ wie „Alamannen“ etwa gleichzeitig als neue Namensbildungen auftauchen, und zwar nicht schon aus den Kämpfen „germanischer Stämme“ gegen die Römer im -1. Jh., sondern erst im 3. Jh. „n. Chr.“ (weshalb ein ins +1. Jh. datierter Tacitus den Namen „Franken“ nicht kennen konnte oder durfte, je nachdem, wann er geschrieben wurde).

Das Wort „*Frank*“ ist in seiner Bedeutung umstritten und keineswegs geklärt; sieht man von Kelleys Deutung ab, ist die Forschung nicht über den Stand von Wenskus hinausgekommen. Gesammelt ergibt sich Folgendes:

- Die Etymologie von „die Freien“ ist heute „weitgehend aufgegeben worden. Die Bedeutung ‘frei’ hat der Stammesname erst im romanischen Gallien erhalten, wo die Franken als die Freien schlechthin galten. Erst im 15. Jahrhundert wird das Adjektiv *franc* aus dem Französischen – nun in der Bedeutung ‚frei‘ – zurück entlehnt“ [Wenskus, 513]. Dies erwähnt bereits Grimm.
- „Auch die Herleitung aus einem dem ae. *Franca*, anord. *Frakka* (,eine Art Speer‘) entsprechenden Wort wird heute nicht allgemein vertreten, da diese Wörter selbst ‘die fränkische Waffe’ bezeichnen sollen.“ [ebd.] „Als ursprüngliche Bedeutung wird heute [...] meist ‘die Wilden, Kühnen, Ungestümen’ angenommen. Die Wildheit der Franken wird in den Quellen mehrfach hervorgehoben.“ [Wenskus, 513], „die Kühnen, die Mutigen“ [wikipedia 2007].

- Zedler erwähnt eine Herleitung des Namens von *frie* und *ängern*, was ihm zufolge soviel bedeute wie „Innwohner eines freyen Landes, welche frey herum schweifften und an keine gewissen Ländereyen sich hielten.“
- Fritzier leitet Franken von *Frang* ab, eine andere volkstümliche Aussprache von Warang, einem „Stamm“ aus den Gebieten Nordrusslands.

Der Autor hält Volk und Name für identisch mit den russischen *Warjaren*, die auch *Frjag* bzw. *Frjasin* hießen – was mir passender für die „Friesen“ scheint, aber hier nicht entschieden werden muss.

4. Neudeutung der Franken

Aus diesen scheinbar unvereinbaren Deutungen war bisher kein einheitlicher Sinn zu gewinnen. Dies ist aber möglich, wenn man sie unter Lülings Annahme einer grundsätzlich zweigeteilten Stammesgemeinschaft betrachtet:

Der „Mannring“ ist ein „Bund“, und für Wenskus ist klar, dass es bei den Franken um einen solchen geht, sieht sich aber außerstande zu klären, was „wir darunter [in diesem Fall] zu verstehen haben“. Klar sei lediglich, „dass die Völkerschaften, die als Franken [...] bezeichnet werden, in dauernder Verbindung miteinander gestanden haben“ [Wenskus, 514].

Wie und wieso sie das taten, wird jedoch verständlich, wenn man in den Franken im Lülingschen Sinn „Hebräer“ sieht: Anders als das Nachrichtensystem mit Leuchtfuern bei den weitgehend ortsgebundenen Ansässigen (und anders als die römische Militär-Reiterei), verfügten sie durch die Kaufmannschaft über ein weitreichendes Netz von Beziehungen sowie Handels- und Asylstationen und konnten jede Information schnell per Schiff dorthin transportieren, wo sie gebraucht wurde. Dies ermöglichte den Hebräern (den Leuten, die frei herumschweifen und sich an keine Ländergrenzen halten!) eine weitreichende Politik und einen großen Handlungsradius.

5. Vom „Häuflein“ zur Phalanx

Eine Unterstützung dafür, dass Franken einstige „Hebräer“ sind, findet sich in der *frakka*: eine „eigenthümliche fränkische Waffe“ [Grimm 1877], eine „kurze Lanze“ in der Art einer zweispitzigen Gabel (= *forka*). Wie einfach sie entsteht, davon gibt uns das heutige Arabisch noch eine Ahnung: *faraqa* heißt dort „aufspalten“, z.B. einen Stock, der sich vorn zu zwei Spitzen spaltet.

Wer sich das nicht vorstellen kann, sehe in der Völkerkunde nach den Kampfspeeren der Südsee, wo man mangels Metall offenbar das Herstellen von hölzernen *forka* zur Meisterschaft brachte. In unserer Sprache finden wir dies Prinzip der *frakka* noch im Wort *Frack* mit seinem zweispitzigen, also aufgespaltenen Stück Stoff, dem „Schwalbenschwanz“. (Die Etymologie von „Fork“ und „Frack“ gilt als nicht geklärt [Kluge]; dass sie semitisch sein könnte, wurde m.W. nie erwogen.).

Unter dem Stichwort *Franken* erwähnt Zedler, dass „Vagabunden und Seeräuber“ als *Fra(c)ci* bezeichnet wurden; möglicherweise entstand diese Bezeichnung durch die *frakka*. (Von den *Fraci* stammt vermutlich das französische Wort *fracas*: „Krach, Getöse, Aufsehen.“) Diese von Zedler als „Franken“ benannten „zur See sehr mächtigen“ Leute wurden angesichts immer neuer Gegenkaiser im 3. Jh. von den Römern zu Hilfe gerufen, wodurch eine große Zahl von ihnen nach Gallien kam und die Uneinigkeit nutzte, um nach Süden vorzudringen. Sie überfielen und plünderten „um das Jahr 281“ mit ihrer Flotte die griechischen, sizilianischen und afrikanischen Küsten, um dann durch die Meerenge bei Gibraltar um Spanien und Gallien „in ihr Vaterland Deutschland“ zu schiffen. Ein Teil von ihnen unterwarf sich 291 den Römern, die ihnen „bei Trier und Cambrai einen großen Strich Landes einräumten“. 412 muss wieder ein Kaiser zu seiner Sicherheit den Franken ein Stück Land in Gallien überlassen usw. usf. Im 5. Jh. hatten sie dann Gallien mehrfach derart verheert, „dass die Scribenten selbiger Zeiten nicht genug Worte finden können, solches zu beschreiben.“ Vieles davon findet man heutzutage unter dem Stichwort „W/Vandalen“. Liest man Zedlers Darstellung der fränkischen Kämpfe, könnte man sie für die Erstvorlage der Wikinger halten (bzw. diese für eine Verdoppelung der Franken – oder Vandalen?). Da das Wik ein Handelslager ist, sind wir damit wieder bei den Kaufleuten.

Diese „fränkische Waffe“, die Forke, ist zuerst ein kampftechnisch verbesserter Knüppel und war – neben dem eigenen Handwerkszeug – das einzige zugelassene Kampfmittel für Leute minderen Rechts, wenn sie gemeinsam mit den Einheimischen in den Kampf zogen.

Bei kriegerischen Auseinandersetzungen gegen Nachbarstämme durften sie zunächst nur mit diesem Knüppel und ihren üblichen Arbeitsgeräten als Fußvolk, Fußtruppen/Beisassen (altfranz. *Jode, gaude* [Cordt, 131]) teilnehmen; wo sie mit Einheimischen zusammen auftauchen, sind sie die „Alamannen“ (so allgemein seit der Alamannen-Ausstellung, 1997 in Stuttgart, früher üblicherweise „Alemannen“). Oder andersherum formuliert: Alamannen sind „Alle Männer“ weil sie jene Kampfeinheiten von Sweben/Schwaben (= „Freien“) sind, die ihre Schutzbefohlenen (Hebräer) bei sich haben [vgl. Wenskus, 510, Anm. 534, Diskussion ebd. 494-512].

Diese mit ihren Arbeitsgeräten und *Forcas* schlecht bewaffneten Leute minderen Rechts (die im Kämpfen nicht geschult waren) kämpften in der Antike zunächst nur ausnahmsweise mit den Autochthonen, und sie taten dies als „Häuflein“ (von semit. *hafala* = „Haufen“) – statt in der bis dahin unter den Autochthonen üblichen Technik des Kampfes in Einzelduellen, bei denen die anderen zusahen. Dies Kämpfen in organisierten und disziplinierten Haufen erwies sich jedoch als viel effektiver und veränderte die Kriegstechnik völlig. Kurzum: Diese hervorragenden Techniker machten auch den Krieg

zum Handwerk [vgl. Lüling 2003, 357]. Bekannt wurden sie unter der Bezeichnung „Hopliten“ (= Häuflein) erst in den Kämpfen der griechischen Stadtstaaten; damals kämpften die wohlhabenden Bürger nicht mehr als lose Haufen, sondern ausgestattet mit einer selbst finanzierten Ausrüstung (*hoplon*) aus bronzenem Brustpanzer und Beinschienen so wie dem Rundschild (*aspis*) und langer Lanze. So wälzten sie sich in Phalanx auf den Gegner zu. Der erfolgreiche Kampf der Hopliten ist ebenfalls für Sparta bezeugt [Wagner].

Die Namen des spartanischen Söldnerführers Agesilaos ebenso wie des Königs Menelaos von Sparta und des mazedonischen Königs Archelaos enthalten die Silbe *-laos*, d.i. das semitische Wort für „Volk“ im Unterschied zum griechischen *demo* [vgl. Lüling 2005, 279].

Illig [1991, 46] schildert in kurzer Zusammenfassung die rasante Entwicklung, mit der in den sog. „Seevölker-Kriegen“ gut gerüstete Söldnertruppen entstanden, die teilweise schon früher als Söldner aufgetreten waren oder wegen ihrer Erfahrungen zur See zu Elitetruppen ausgebildet wurden. Bei wenigstens vier der genannten Gruppen handelte es sich um Beschnittene; es sind demnach einstige Hebräer.

Da die sogen. Seevölker-Kriege inzwischen von der Chronologiekritik ins -6./5. Jh. datiert wurden [vgl. ebd.], fragt es sich, ob die bisher in diese Zeit datierten griechischen Handelskriege der sogen. Amphyktionie ebenfalls in diesen Kontext gehören oder entsprechend um einige Jahrhunderte verjüngt werden müssen (s. Anhang).

In Mitteleuropa trug den Hebräern der gemeinsame Kampf mit den Autochthonen die Fremd- oder Selbstbezeichnung „Franken“ ein – was damals durchaus die Bedeutung „die Kühnen, Wilden, Frechen“ angenommen haben mag, jedoch etymologisch weiterhin [mit Zedler] jene Leute bezeichnete, die *frie ängern*, d.h. alle Ländergrenzen überschreiten durften und im Tal, am Uferstreifen, in den Niederungen (= Anger) siedelten.

Diese Deutung des Wortes „Franken“ kommt nahe heran an die Ableitung des Wortes „Juden“ von der arab. Wurzel *whd*, hebr. *yhd* im Sinne von „Flachland, Tiefland“ [Enz. Jud. 1971]. Die Bezeichnung „Hebräer“ wird oftmals mit „Jude“ gleichgesetzt, doch ersteres ist älter und letzteres bürgerte sich erst im Mittelalter bei verschiedenen europäischen Völkern ein. Über den Entstehungsort des Wortes „Juden“ ist damit nichts gesagt, und im religiösen Sinn waren Hebräer keineswegs überall Juden.

Nach Grimm hat *Jütland* seinen Namen von den Jutten, deren Einwohner als „ein Volk“ mit den *Gothen* betrachtet wurden, welche zu den *Gauten* (*Götar*) „im Ablautverhältnis“ stehen; diese sind möglicherweise die *Geten*, die lediglich in einer anderen Dialektform *Jüten* heißen [Wenskus, 297]. Dieser Konsonantenwechsel von G zu J könnte auf die *Juden* weisen, die fries. *Jotha*, mhd. *Jütten* heißen.

Günter Lüling hält den fränkischen Dialekt für ein Westjiddisch, der nur deshalb nicht so heißt, weil das Wort „jiddisch“ erst später entstand. Die hebräische Sprache „– im Unterschied zu den semitischen Sprachen des Nahen Ostens –“ hält er für eine

„aus vielen Kompromissen entstandene und aufrechterhaltene, verschiedenste Sprachen und Dialekte überbrückende Verkehrssprache“ [Lüling 2000, 188]. Das Jiddische ist die Sprache der Aschkenazim, die als Skytho-Semiten an den Rhein gelangten. Damit kommt Kelleys These zu ihrem Recht und der Name „Franken“ zu einer sinnvollen Bedeutung (wobei es unerheblich ist, ob es sich um „*frie ängernde Leute*“ oder *fir änger* „Leute in den Angern“ handelt).

6. Kriegs-Handwerker mit der Axt

Der erfolgreiche Kampf der Hoplitzen zusammen mit den autochthonen Kriegeren führte – im Orient früher als in Europa – dazu, dass die Hebräer bei den Stämmen Einfluss auf das ihnen zuvor versperrte Gebiet der Kriegführung bekamen. Darüber hinaus brachte es ihnen zunehmende Gleichberechtigung: Sie bekamen den gleichen Rechtsstatus wie die autochthonen Immer-schon-Freien („die sich stets als Frei empfunden haben“ [Schwerdtel]), nämlich den eines kriegsfähigen Mannes statt einer Frau.

Einen Hinweis, was dies bedeutet, fand ich in einem Beitrag über das hethitische Recht [Haase]: Während bei der absichtlichen Tötung eines autochthonen Mannes die Blutrache der Sippe einsetzt und Buße in „Köpfen“ zu leisten ist, wird Raubmord an Kaufleuten „nur“ mit Bußgeld (und Warenersatz) geahndet. Der Autor deutet dies als Ausdruck einer geringen Wertschätzung der Kaufleute, wundert sich dann aber über die (gemessen an der vermeintlichen „Minderwertigkeit“) unverständliche Höhe der Geldbuße, nämlich dieselbe wie beim Mord an einer „freien“ Frau. Der Grund dafür ist jedoch, dass die Kaufleute nicht zum Sippenverband gehören und folglich keinen Bluträcher haben. *Deshalb* gelten sie rechtlich wie eine Frau als „Schutzbefohlene“ – wobei das Leben der autochthonen Frauen hier evtl. sogar 'höherwertiger' als das männliche eingestuft wurde, da es auch der Gegenseite nicht durch Blutrache („Köpfe“) genommen wird. Jedenfalls hat die Art der Buße (Geld oder Kopf) gar nichts mit der Wertigkeit der Personengruppen zu tun, sondern mit deren sozialer Struktur und Funktion im Gemeinschaftsgefüge.

Zu diesem Rechtsstatus der Hebräer gehörte nach Lüling die Erlaubnis, ein Pferd zu besitzen und Waffen (insbes. ein Schwert) zu tragen. Fakten der Waffengeschichte scheinen dies zu bestätigen: Erst seit Ende der „Merowingerzeit“ (teils „um 620“, teils „Anfang 10. Jh.“) ist bei „Franken u. Alemanen“ die Axt durch das Schwert ersetzt [Paulsen]. Der Sachs ist kein Gegenargument, denn er ist kein „kurzes Schwert“, sondern ein Arbeitsmesser. Die Axt gehörte ebenfalls zum Handwerkszeug und so wäre im Rahmen der These plausibel, dass die Hebräer sie (mit Entwicklung des Kriegshandwerks) zur gefürchteten Waffe entwickelten (zunächst nur, um sich selbst, ihre Schiffe und ihre Warenlager verteidigen zu können), und erst zum Schwert griffen, wenn sie als Freigewordene auch die Kriegsmacht übernahmen.

Die Axt der rheinischen Franken wurde berühmt als „Franziska“, sie taucht im 5./6. Jh. auf und war eine kurz geschäftete, doppelschneidige Wurfaxt. Sie wurde von den fränkischen Fußtruppen bei den Kämpfen gegen das Ostgotenreich in Italien um 530 getragen [Hoops]. Die Axt der „Nordgermanen“ war am langen Schaft, oft eine Bartaxt – vermutlich entwickelt für den Schiffskampf. Die Breitaxt mit Blütezeit erst im 10./11. Jh. war die Kampf-Waffe der Landwehr, die [gemäß Paulsen] „Hopliten“ sind. In der Schlacht bei Hastings kämpften alle (!?) Angelsachsen mit der Axt, die Normannen mit ihrer gefürchteten Streitaxt. Die Axt ist noch nach 1000 die häufigste Waffe in Nord- und Mitteleuropa [ebd.].

Wie soll man das verstehen? Es ist kaum anzunehmen, dass plötzlich nur noch „Hebräer“ in Nordeuropa kämpfen; ebenso wenig ist vorstellbar, dass es sich nur um kämpfende Kaufmannsgenossenschaften handelt. Wäre das Schwert die Waffe der Autochthonen gewesen, müsste es gleich häufig wie die Axt der Hebräer vorkommen. Während es aber archäologisch in der Bronzezeit noch zahlreich zu finden ist, scheint es nun aus diesem Gebiet fast verschwunden. Und wieso brauchen die Franken von ihrem ersten Auftreten im 3. Jh. bis ins 11. Jh., um endlich zum Schwert zu greifen? War der Besitz von Schwertern ein Kennzeichen der „Römer“? Hier müssen noch die Fakten geklärt, muss die These an den Fakten „geschärft“ werden.

Franken sind also nicht die im etymologischen Sinn „Freien“, wohl aber die im rechtlichen Sinn im Rahmen ihres Gaststammes *freigewordenen* ehemaligen Schutzbefohlenen.

Während der Name der „Alamannen“ noch durch die duale Gemeinschaft mit Kriegsmachtstellung der Autochthonen geprägt ist, definieren sich „Franken“ nicht mehr als „Kampfgenossen“ in Verbindung mit den einstigen Gaststämmen. In beiden Fällen existiert jedoch die duale Gemeinschaft im alten Sinne nicht mehr.

Vergleichbare Entwicklungen gab es in anderen Gegenden und Dialekten, wo die ehemaligen Schutzbefohlenen als solcherart Freigewordene nicht „Franken“ hießen. Im Gebiet zwischen Main und Donau hießen sie z.B. Jut(h)ungen/Iuthungi. Sie seien auch Hauken oder Huguen genannt worden [Wenskus, 527], was „Bundesgenossen, Eidgenossen“ bedeuten soll.

Als „Eidgenossen“ müssen hier ebenso die Waräger genannt werden, nordisch *waringr* (von *var* = „Schwur, Eid“). Diese scheinen identisch mit den Warangen, welche in vielen Texten als Wikinger gedeutet werden (die selbst wiederum als *hwirwing* „Mannring“ gelten – falls es sich hier nicht überhaupt um dasselbe Wort handelt). Solche Zusammenhänge lassen aufhorchen, da Fritzler [31] die Frangen für dialektisch-volkstümlich veränderte Warangen hält. Er verwirft jedoch die Herleitung dieses Namens vom nordischen *waring* „Eidgenossen“ als „völlig sinnlos“, da „so“ keine „Volks- und „Stammesnamen entstehen“. „Warangen“ könnte aber die (Selbst-)Bezeichnung für die „Hebräer“ im nordrussischen Tiefland zwischen Ostsee und Weißem Meer

sein, von wo sie – mit ihrem Gaststamm oder als Kaufleute – in die Moorgebiete und Niederungen entlang der Ostsee zogen (welches das Herkunftsland *Mauringa* in der fränkischen Überlieferung sei [ebd., 45]), und von dort weiter nach Westen.

Der Titel von Fritzers Büchlein ist völkisch beeinflusst; seiner Darstellung entspräche eine Umkehrung von Subjekt und Objekt eher, wäre aber ebenfalls zu einseitig. Im Grunde schildert der Autor jene Veränderungen und Kämpfe, die einhergingen mit dem Zerfall der dualen Gemeinschaftsstrukturen und mit der Bildung neuer „Reiche“.

7. Franken und Freie

Obwohl die Autochthonen ursprünglich ihren Status als Freie nicht betonen brauchten, scheint es doch eine Zeit gegeben zu haben, in der die ausdrückliche Benennung als „Freie“ (*Sueben, Swaben ... Swoboda* = die Freiheit) passend schien. Der Begriff *suebe* taucht schon bei Ptolemäus um +150 auf; angeblich trugen sie bereits damals ihre Haare in Knoten wie überall die autochthonen Krieger. Sueben könnten die „angestammt Freien“ sein oder ein sich daran anlehrender Sammelname für „die angestammt Freien mit den Freigewordenen“, sofern sie weiterhin als gemeinsamer „Stamm“ leben – eben deshalb betont als „die Freien“.

Interessanterweise setzen bereits die Brüder Grimm die „Franken“ immer wieder ins Verhältnis zu „Swäben“ und „Suevi“, können dies aber wegen des fehlenden dualen Gedankens nicht sinnvoll zusammenführen und halten beide für „frech und frei“.

„Frank und Frei“ („kühn/frech/wild und frei“) ist jedoch nicht nur eine Redensart. *Frei* meinte die ansässigen Immer-schon-Freien, und *frank* bezeichnete einst die in den Angern für lang oder kurz herumschweifenden Leute [nach Zedler] und nahm dann die Bedeutung jener *Eigenschaft* an, die zu der geänderten Lage *geführt* hatte: die freigewordenen „Kühnen“. Damit bezeichnete der Ausdruck zwei Bevölkerungsgruppen gleichberechtigt (mit gleichem Rechtsstatus) nebeneinander. Erst als der Ereignishintergrund verloren ging, und die Franken ganz Gallien nach sich benannten (Frankenreich), erfuhr „frank“ eine weitere Umdeutung, und „frank und frei“ wurden in Begriff und Sache verwechselt und für gleich gehalten.

Der Ausdruck „frank und frei“ charakterisiert die beiden Gruppen der (Einfluss-)Reichen durch das ganze Mittelalter:

- Die Edlen (Adligen) der immer schon (rechtlich) Freien = Autochthonen sind die Gutsbesitzer, der Ritter- und Landadel (Herzöge und Grafen). Herzogtümer gehören ursprünglich überhaupt nicht den Franken, sondern den Sippen des (ehemaligen) autochthonen Kriegeradels.

- Die (rechtlich) Freigewordenen „Frechen, Kühnen“, die einst „Vagabundierenden aus den Niederungen“ sind nun „Franken“. Sie sind die „Städter“, das Bürgertum (vor allem Kaufleute und Handwerker) und die (Rechts-) Gelehrten sowie der Ministerial-Adel, d.h. der (bereits römisch-hellenistische) Amts-Adel: die „Noblen“ *nobilitas* (semit. *nabil* „der angesehene Mann“).

Franken gab es auch im Stralsunder Gebiet. Als die ehemals vermeintlich größte Stadt Europas an der Ostsee, *Vineta*, zerstört war, gründeten reiche Kaufleute aus dem Westen in *Stralow* (slawisch: „Pfeil, Speerspitze“) ihre neuen Handelsniederlassungen und waren dort zunächst unbeliebt [nach Goldmann/Wermusch = G./W. 207 f.]. Schließlich wurde Stralow als eigene Stadt urkundlich getilgt und von Stralsund als „Altstadinsel“ eingemeindet.

Die einstige Gegenwart der Franken erkennt man noch im heutigen Stadtbild an den Stralower Bezeichnungen Frankendamm, Fr.hafen, Fr.hof, Fr.straße, Fr.tor, Fr.vorstadt, Fr.friedhof. Historiker führen die „Franken“-Bezeichnungen sämtlich auf einen Stralsunder Bürger namens Vranco des frühen 13. Jh. zurück. Der Frankenhof war jedoch „einst ein großes Handelskontor“, und der Herr Vranco vererbte keinen Grundbesitz, sondern zwei Stadthäuser. Wir haben es hier also mit Kaufleuten zu tun, die östlich der Elbe noch im 12./13. Jh. ihre Herkunft als Franken bewahren. Dennoch ist die Sachlage nicht klar und führt zu missverständlichen Formulierungen:

„Die slawischen Bewohner der Provinz Barth/Immenau (bzw. Vineta) nannten sich ‚Wuolonje‘. In das Alt- und Mittelhochdeutsche übersetzt, waren das die ‚Franken‘ (die Freien).“ [G/W 208]

Ist damit gemeint, die Slawen in Vineta seien Franken? Haben die aus dem Westen oder über Thüringen und Sachsen ans *mare suebicum* (Ostsee) kommenden Franken ihren Namen hier selbst schon als „Freie“ präsentiert? Oder meinen die Autoren nur, dass beide Gruppen sich als „Freie“ bezeichneten? In dem Fall liegt das Problem in der falschen Übersetzung von „Franken“. Tatsächlich erweisen sich die *Wuolonje* = „Freie“ als pomeranische Entsprechung zu Sueben – und damit gerade nicht als Franken. Hätten sich die Franken in Vineta schon als „Freie“ bezeichnet und sich deshalb in der örtlichen Sprache „Wuolonje“ genannt, so wäre unerklärlich, warum sie in Stralsund immer noch als „Franken“ tradiert sind.

Da Franken überall Franken bleiben, ist plausibler, dass die „Freien“ (Sueben, Wuolonje) jene Autochthonen oder neuen Stammesbünde sind, deren duale Gemeinschaft sich östlich der Elbe erst einige Jahrhunderte später aufgelöst hat als im Rhein-Main-Gebiet. Für beide Gruppen darf man dabei Stolz auf die eigene Herkunft und traditionelle Kennzeichnung des sozialen Status vermuten, und ebenso kaufmännische Konkurrenz.

8. Landrecht und Herrschaft

Franken haben als Könige keine Verfügungsgewalt über den Grund und Boden. Das Ackerland gehörte weiter den Freien, d.h. den sich über blutrechtliche Abstammung definierenden Landeignern, Bauern. Wo das Sippenrecht noch in Kraft war, waren die Töchter erbberechtigt. (Daraus erklärt sich m.E., wieso es der Kirche im Konkordat so wichtig war, vormaliges Frauengut als Kirchengut zu deklarieren. Dies markiert die Entrechtung der Frauen im Sippenverband und damit dessen Auflösung.)

Jene Gelehrten, welche die ersten Stammesrechte kodifizierten, stammen in Europa wie im Orient aus der Schicht der wohlhabenden Kaufleute (hier: der Franken und Goten). Insgesamt haben sie in dieser Zeit noch (wie in der dualen Gemeinschaft) vor allem die Regelung der Rechte der Ansässigen, also agrarische Rechte vor Augen. Über die Organisationsformen des Handels ist in den Stammesrechten (*lex*) nichts zu finden, allenfalls über Sicherheitsfragen und Schutzgewährung sowie Preisfestsetzungen und Ausfuhrverbote, denn die Kaufleute selbst sind eigenständig organisiert in großer (auch rechtlicher) Selbständigkeit [Siems, 142 ff.].

Doch die gesamte Lebenssituation änderte sich derart, dass ehemalige Halb-Freie eigenes Land beanspruchten oder als ehemalige Söldner zugeteilt bekamen. Sie erhielten Rodungsland, noch zu rodendes Waldland, urbar zu machendes Land auf der *Haide* (d.h. außerhalb des Siedlungsgebiets der Ansässigen oder um deren Dorfkern herum); deshalb sind sie *haidan*: „Fremdlinge, Ausländer“. Wo dieser Prozess stattfand, müssten sich also eine Fülle von Orts-Neugründungen oder -Erweiterungen abzeichnen durch die nun *bodenständig* werdenden Hebräer. Es entstehen Bürger-(Handwerks- und Kaufmanns-)Städte, so dass schließlich die Bauern mit ihren Siedlungen „vor“ und außerhalb der Städte lagen. Von nun an werden Kaufleute (wie schon zuvor im Orient) vermehrt sesshafte „Städter“. In diesem Stadium der historischen Entwicklung veränderte sich beschleunigt das alte Doppel-Herrschaft und das alte Rechtssystem (Minne-, Asyl- und Blutrecht), und „Freigewordene“ in hohen Positionen beginnen genealogische Stammbäume (patriarchale „Blutlinien“) zu erfinden und vermutlich neue „Herzogtümer“.

Nach solcher Auflösung der dualen Gemeinschaftsstruktur muss das Königsrecht die nun Ansässigen gegen Missbrauch des alten Gastrechts und gegen Missverständnisse durch die neue Situation schützen [vgl. Luling 2000, 184], insbesondere davor, dass sich jeder beliebige Fremde gegen ihren Willen in ihrer Gemeinschaft, speziell den Dörfern, niederlassen kann. Dies ist m.E. die historische Bedeutung des vielumrätselten Absatz 45 („*de migrantibus*“) in der *Lex salica*, dem ersten lateinisch verfassten fränkischen Recht [vgl. Schmidt-Recla].

Gleichzeitig beginnt überall der grundständige Adel (Grafen) um seine Existenz und seine Rechte zu kämpfen, insbesondere um Zollrechte und die Ausdehnung bzw. Erhaltung der Grafschaftsrechte. Dies kollidiert mit den Rechten des Reichs und den Interessen des Königs. Daher stellen sich die reichen Kaufleute und vielfach die Bischöfe dem Grundadel entgegen. Während es vom „salfränkischen Herzog“ (!) König Konrad I (911–918) noch heißt, er habe die Macht der Stammesherzöge nicht brechen können, gelingt dies 954 Otto I. [Stein], und die Niederschlagung der Aufstände deutscher Grafen und deren Vertreibung durch Kaiser Heinrich II. 1002 diente der Wieder-Öffnung der Handelswege [nach Oexle].

Ein ähnlicher Hintergrund liegt m.E. vor beim Sturz der Sippe der fränkischen Merowinger, welche bis dahin die neustrischen und austrischen Könige stellte [zu ihrem sogen. „Sakralkönigtum“ s. Erkens]. Sie werden vom Major domus* Pipin gemeinsam mit Bischof Arnulf von Metz gestürzt und durch eine neue Herrscher-Linie abgelöst (um 620), nachdem der letzte Merowinger dem grundstämmigen Adel Zugeständnisse machen musste (edictum chlotharii). Die Sieger-Konstellation ist hier offenbar eine andere als bei den „Sachsen“, was nach dem einzigen gemeinsamen fränkischen König (Konrad) dann die sog. Reichsteilung herbeiführt oder zumindest erklärt [vgl. Heinsohn].

* **Major domus** ist der Anführer des Hauses der Blutrechten zur Überwachung von Recht und Ordnung: Akk. /semit. *major* = „Aufseher, Fürst“. Griech. *demo* „Volk“ von hebr./arab. *dam* „Blut“ (air. *dām* „Gefolgschaft“ [Trier, 237]), daher meint *-t(h)um/-dum* (wie in Eigen-tum, und im Gegensatz zu dessen späterem Bedeutungswandel) ursprünglich „das gemeinsam Geteilte, d.i. das Verbindende“ – eben das Blut; latein. *domus* meint das „Haus“ der Gemeinschaft eines Blutes (russ. *duma*).

Zunächst wurde formal eine „duale“ Herrschaftsstruktur beibehalten, wobei in Austrasien jetzt der König das Heil des Reiches und sein Recht *repräsentierte*, der Major domus aber die militärische und rechtliche Regierungsgewalt innehatte. Dies stellte eine neue Form von Herrschaft dar, insofern es oberste Kriegsherrschaft und Rechtswahrung personell vereinte. Es existiert jedoch weiter eine „Dualität von Herrschaft und Königtum“ und Urkunden kommen nur aus der „Herrschaft“ [vgl. Faußner: nach Anwander].

Ein Teil der Franken tut sich also gar nicht hervor mit einer Auflehnung gegen die römische Besatzung – deren Personal sie selber waren –, sondern gegen Reste noch bestehender dualer Strukturen, welche die wirtschaftliche Entwicklung hemmten. Dazu gehörte vor allem das von der merowingischen Sippe gestellte Sakralkönigtum, welches an die traditionelle Göttinnenreligion oder eine christliche Madonnenreligion (Theotokos, Schwarze Diana) gebunden war und der Installierung eines weströmischen „gesamtfränkischen“ Herrschertums (und männlicher Götterhoheit) im Wege stand. Deshalb geht der Abgang der Merowinger einher mit einem neuen religiösen Kult aus messia-

nischem Judenchristentum und Heroen-Opfer-Kult (Kruzifix), in dem mehrere der im römischen Reich bereits bestehenden Kulte der blutrechtlichen Stämme und der Söldner vereint werden, unter Beseitigung der zugehörigen Göttin und ihrer Statuen. Anzunehmen ist, dass damit keineswegs alle Franken einverstanden waren und es zu Tumulten und Spaltungen kam zwischen den verschiedenen Interessengruppen. Diese waren: spezialisierte Handarbeiter (vom Techniker bis zum Gerber) und einfache Kaufleute; reiche Fernhändler und gebildete städtische Kaufmanns- und Gelehrtschaft; Priesterschaften und Madonnenverwaltung sowie das ehemalige Militär (Wehrbauern und Heermeister).

9. Fazit und Ausblick

Ohne dass hier bereits alle Widersprüche und Unklarheiten ausgeräumt wären, bleibt doch festzuhalten, dass „Franken“ nach bisherigen Erkenntnissen aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen, und zu verschiedenen Zeiten, entstehen:

- In der frühesten Phase sind „Franken“ die in den Niederungen siedelnden Schutzbefohlenen („Hebräer“), die als Fußvolk mit ihrem Gaststamm (gegen andere „Stämme“ oder gegen „Römer“) als Hopliten kämpfen und dadurch rechtliche Gleichstellung mit ihren Autochthonen erwerben. Als Freigewordene gehen sie weiter ihren spezialisierten Tätigkeiten nach.
- Im rheinischen Gebiet werden als „Franken“ außerdem jene Hopliten aus dem Osten bezeichnet, die in byzantinischen Söldnerheeren kämpften und als einfache Söldner rechtlich den römischen Bürgern zunächst nicht gleichgestellt waren; aus ihnen werden durch Landvergabe Landbesitzer. Selbst wenn sie als „Wehrbauern“ angesiedelt werden, unterstehen sie keinem autochthonen Herzog, sondern einem Heermeister mit Offiziersrang im römischen Militär, solange dieses noch die örtliche Macht hat [vgl. Dattenböck 2007, 117].
- Darüber hinaus sind Franken jene Leute (einstige Hebräer), welche einst als kampftüchtige und gebildete Heermeister aus dem Osten in diesem Teil des Reichsgebiets stationiert wurden und längst hohe Funktionen in der Verwaltung von Militär und Tempelkult (als Episcopi in der Göttinnenreligion) inne hatten. Daraus entsteht ein neuer „Kriegeradel“.

Man darf deshalb durchaus fragen, ob das bisherige Geschichtsbild der Kämpfe zwischen Franken und Römern auf (mehr als) einem historischen Missverständnis beruht. Unklarheiten, wie sie die Entstehung der Franken spiegelt, können entstehen, wenn unsere Vorstellung von der Struktur der Völker in der Vergangenheit falsch ist, ebenso, wenn die Konstruktion der Ereignisgeschichte und die Datierung der zugehörigen Quellen falsch ist (auf falscher Chronologie basierend und diese zirkelschlussartig stützend).

Da die Entstehung der Franken in jene Zeit fällt, die im derzeitigen Geschichtsbild als „Völkerwanderungszeit“ gilt, lohnt sich ein Blick auf die scheinbar widersprüchlichen Sagen über eine Herkunft der Franken einerseits aus „Troja“, andererseits aus Pannonien [bei Gregor v. Tours, nach Zedler]. Beide lassen sich vereint ins Recht setzen, beide weisen auf eine östliche Herkunft: „Troja/Truja“ oder „Babylone“ heißen von Ostpreußen bis ins iranische Hochland spiralig angelegte Tanzburgen (Drachentanzplätze) und ebenso werden manchmal die nordischen Labyrinth genannt. Diese könnten – zumindest in Skandinavien – eine ‘erleuchtende’ Funktion für die Sicherheit der Schifffahrt gehabt haben [vgl. Kürvers], womit eine weitere Verbindung zu den Handelsleuten bestünde.

Aufschlussreich sind Hinweise aus dem jüngst in den *Zeitensprüngen* erschienenen Beitrag von Georg Dattenböck, wonach in einer Art „Stammesehe“ Vandalen und Alanen aus dem nördlichen iranischen Hochland als römische Söldner in allen ehemaligen Reichsgebieten stationiert waren [Dattenböck, 373]. Möglicherweise handelt es sich dabei ursprünglich um eine duale Gemeinschaft aus einem Reitervolk mit ihren Beisassen. Durch sie verbreitete sich die genannte Symbolik: Drachenstandarte, Drachenfeste... in Osteuropa ebenso wie in Gallien, Burgund und im Rheinland, wo dieser Kult früh mit der dortigen Göttinnenreligion verschmolz.

Für Zedler sind die Goten „lat. Gothi, bei denen alten Guttones oder Gothones, Gothunni genennet [...] Vandalischen Geschlechts“. Die Vandalen als „Lichtgeborene“ [Dattenböck, 373] sind m.E. geeignete Vertreter für die in ihrer Herkunft und Identität noch immer ungeklärten Normannen, die ich primär nicht für verschliffene oder französisch gesprochene „Männer aus dem (skandinavischen) Norden“ halte, sondern für „Männer des Lichts“ (arab. *nūr/nour*) aus dem iranischen Raum, denen die Franken ein großes Stück Land im Norden des Landes überließen, weil sie ‘ihresgleichen’ waren. (Diese „Leuchtenden“ führen wiederum zu Faramundes; s.o.).

Um diese Völker aus dem Osten handelt es sich auch bei Fritzlens Gleichsetzung von Frangen und Warangen. Beide Namen werden erst im 11. Jh. bekannter, als es schon Franken gibt, die Warangen seit 1043 aus Russland ganz verschwinden und ihr Name (die „Schwurgengenossen“) nun bei den Griechen für „Ausländer“ überhaupt steht [Fritzler, 36]. Andere Namen für die „Fremden“ seien: „die die Axt auf der rechten Schulter tragen“ oder „Tauroskythen“ [ebd.]. Franken und Warangen seien nun zwei „Bruderstämme“, die als „Palastwache“ am Hof in Konstantinopel miteinander „um den Vorrang kämpfen“ [ebd., 39, 43]. (Die Autorin fühlte sich an dieser Stelle des Textes ‘zeitverschoben’ erinnert an das unterschiedliche Verhältnis von Ost- und Westgoten zu Byzanz, so wie daran, dass Franken und Goten sich trotz ihrer gemeinsamen „vandalischen Herkunft“ bekämpften.)

Ob Fritzier die Warangen für Normannen hält, bleibt unklar – Russen werden ihm zufolge manchmal irrtümlich in den Quellen zu „Nordmannen“ erklärt, weil sie von Griechenland aus im Norden wohnen. Die nach Griechenland kommenden Angeln werden von Warangen ohne weiteres aufgenommen und ihre Sprache sei ein und dieselbe [ebd., 43]. Die (älteren holsteinischen) Angeln hält er für die Ongol vom Schwarzen Meer [ebd., 45].

Somit bleibt festzustellen, dass über die in Westeuropa „ursprünglich“ ansässigen Autochthonen wenig bekannt ist. Überall begegnen wir den aus Nord- und Südosten gekommenen Namen von „skytho-semitischen Völkern“, Ethnien, „Stämmen“ und neuen „Reichen“, bei denen sich immer wieder Hinweise auf die duale Struktur und deren bald einsetzenden Verfall finden. Noch ist nicht geklärt, um wen und was es sich jeweils handelt, ob um Völkerwanderung oder Handelsfahrten, ob um Autochthone mit ihren Beisassen oder Söldnerheere mit Hoplitenzügen.

Gregor v. Tour erwähnt linksrheinische Thoringi in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Franken, die von diesen unterworfen werden. Diese Geographie blieb lange unerklärlich, da der Hauptteil der Thüringer an der Saale lebte, seit er von dort Ende 4. Jh. die Sigambrer und Sarmaten (iran. Skythen) vertrieben hatte. Möglicherweise sind Goten gemeint, für welche die Thüringer inzwischen gehalten werden. Vielleicht liegt die Lösung des Rätsels aber in der falschen Vorstellung über „Stammesnamen“ (s.o.), denn nach Adelung [6. Abschnitt, § 17] bedeutet *Dur, Thor, Thur* in mehreren alten Sprachen *hoch, Berg, Gebirge*, so dass die Eigenschaft, ein „Gebirgler“ zu sein, bzw. „in den Bergen“ zu leben, auf ganz unterschiedliche Autochthone abgewendet worden sein kann. Kaum umstritten ist, dass Thüringen 531 von den *Westfranken* unterworfen wurde. Im 8. Jh. blühte auf der Straße zwischen Kiew und Mainz der Sklavenhandel. Doch seltsamerweise erst seit dem 10. Jh., nachdem der Sachsenkönig Heinrich I. das Gebiet dem ostfränkischen Reich um 920 einverleibt habe, drangen franke Kaufleute aus dem Rheinland über Thüringen nach Norden und Osten vor, woher sie möglicherweise einige Jahrhunderte zuvor mit ihren Gaststämmen oder als römische Söldner kamen.

10. Anhang

Vorläufer von Genossenschaften und Gilden

Nach der Zerstörung der dualen Gemeinschaften überlebte das Minne-Recht mitsamt seinem Ehrenkodex in der islamischen *Futuwwah* der Handwerkerbünde und Sufiorden [Taeschner] sowie in den Institutionen der christlichen Gilden und Zünfte (*Zunft* ist wie *Minne* eine semitische Wortbildung: von arab. *zunef* „Gewandzipfel“).

Von der Forschung wurde die *Kontinuität* des Minnerechts bisher nicht erkannt, was vor allem daran liegt, dass die Chronologie 300 bis 500 Jahre

zwischen dem Niedergang des Blurechts in der sog. Völkerwanderungszeit und der Entstehung von europäischen Handels- und Kaufmannsgenossenschaften bzw. der Gilden vergehen sieht.

„Der lange Zeitraum zwischen Justinian [† 565; Z.M.] und Leon VI. [† 912; Z.M.], in dem gesetzliche Bestimmungen fehlen, hat immer wieder die Frage aufkommen lassen, ob die Korporationen des 10. Jahrhunderts die spätantiken Berufsgenossenschaften fortführen oder einen Neubeginn darstellen. Schon Stöckle [...] und mit ihm die Mehrzahl der Forscher haben sich für ein Weiterleben der Korporationen ausgesprochen. Das Problem ist in jüngster Zeit in Verbindung mit der Diskussion um die Kontinuität antiker Institutionen im Byzantinischen Reich wieder neu aufgerollt worden“ [Schreiner, 46].

Die Entstehung der Gilden liegt weitgehend im schriftlosen Dunkel, doch „der Fernhandel wurde schon sehr früh in Gruppen von Händlern gemeinsam betrieben“ [Cordt, 102]. Genossenschaften stellten für die fahrenden Kaufleute und Handwerker das dar, was für die blutrechtlichen Autochthonen die Sippe war: ein Schutz- und Hilfeverband. Deshalb gründen die Freigewordenen (einstige Hebräer und Söldner) die Bundes- und Eidgenossenschaften.

Diese operierten stets auf der Basis gleichen Reichtums, gleicher Geschäftsfähigkeit und gleicher Religion (die bei den Gilden in irgendeiner Weise „christlich“ war). Die west-, mittel- und nordeuropäischen genossenschaftlich organisierten Kaufleute scheinen mit dem Namen „Gilde“ auf eine besondere Veränderung ihrer Situation reagiert zu haben, vermutlich in Konkurrenz mit südeuropäisch-byzantinischen (römischen?) Kaufleuten, die vermutlich auf der Basis von Privateigentum operierten und zum großen Teil Juden waren. Dies erklärt, warum Juden von Gilden (also ehemalige Hebräer von ehemaligen Hebräern) ausgeschlossen waren.

Obwohl Historiker das „erste explizite und eindeutige Zeugnis für Kaufmannsgilden auf dem Kontinent“ erst in der ersten Hälfte des 11. Jh. am Niederrhein sehen [Oexle, 175], gelten als „ältester Beleg für Wort und Begriff der Gilde im Mittelalter“ überhaupt Kapitel 16 in Karls d. Gr. Kapitular von Herstal (dat. 779) [ebd.]. Dort heißt es:

„Was das gegenseitige Schwören eines Eides bei den Gilden betrifft, (so wird verfügt) dass niemand sich anmaße, dies zu tun. Was aber in anderer Weise das Almosengeben (jener Gilden) entweder bei Hausbrand oder bei Schiffbruch betrifft, hier mögen sie Zusammenkünfte (Vereinigungen) abhalten; niemand soll sich aber anmaßen, dabei einen Schwur zu leisten“ [Cordt, 159].

„Die Verbote ziehen sich wie ein roter Faden durch die Kapitularien des 8. und 9. Jahrhunderts, wobei in die späteren Kapitularien häufig die Verbote der früheren wörtlich Eingang gefunden haben.“ [ebd.]

Die Historiker haben also die Wahl zwischen einem lange Zeit erstaunlich wirkungslosen Schwurverbot oder einem falsch konstruierten Geschichtsbild mit falsch datierten Quellen. Die für diese Zeit fehlenden historisch-archäologischen Nachweise einer handgreiflichen Durchsetzung des Verbots könnten bestätigen, dass es damit nie so ganz ernst gemeint war, oder sind in der Geschichte an völlig anderer Stelle platziert. (In Frage käme die nachweisliche Zerschlagung der Eidgenossenschaften des Mithraskultes im Frankenreich).

Das Verbot des Schwurs und der Eidgenossenschaften richtet sich gegen die allein dem König rechenschaftspflichtige Autonomie der franken Kaufmannschaft und gehört zur Durchsetzung des „römischen“ Privat(eigentums-) Rechts mit gleichzeitiger Schwächung der Königsmacht.

In Nordeuropa geschieht dies später als in Franken. Deshalb ist es nicht unbedingt ein „rechtsgeschichtliches Relikt früherer Zeiten“, wenn in Dänemark noch 1335 im Apenor Stadtrecht von der „Schwurgemeinschaft [conuinium] sancti nicolai“ und ebenso von „sancti nicolai hwirwing“ die Rede ist [Hoffmann, 208].

Nach Cordt [103] tauchten die ersten „Gilden“ im 9./10. Jh. auf, noch immer als Eid-Genossenschaften mit eigenem Rechtskodex und als Kultgemeinschaften mit eigener „Kirche“. (Über ihre religiöse Orientierung in der Anfangszeit besteht Unklarheit.) Sehr bald wurden Genossenschaften zum Schutzverband mit nur einer Gilde pro Stadt für alle „christlichen“ Kaufleute und im 11. Jh. Pflichtverband. Die Kaufmannsgenossenschaften des Mittelalters gründeten und finanzierten während der Kreuzzüge die großen Ritterorden, die ursprünglich gedacht waren zum Schutz und für die Versorgung der Pilger entlang der großen Handels- und Pilgerstraßen, an denen sich zugleich die Asylstationen und Warenlager befanden. Gefahrlose Pilgerwege brachten höhere Einnahmen und sicheren Handelsverkehr.

Das Wort „Gilde“ vom germanischen *gelda*, altfränkisch *gilda*, mit den weiteren Graphien *gaude*, *jode* hat die Bedeutung „Trupp zu Fuß, Fußvolk, Fußsoldaten“. Die militärische Bedeutung von *gilde* war vor allem im Altfränkischen und Altfranzösischen weit verbreitet. Das Wort *gelda* mit der Bedeutung „Kultusvereinigung von Soldaten“ ist schon vor dem 4. Jh. nachweisbar [gemäß Cordt 131 nach Tobler-Lommatzsch und Brück]. Das Kampfmittel der Gilden wurde das *Geld*.

Die einstigen Schutzbefohlenen, die zu Fuß in Haufen (als Hopliten) kämpften, zogen es als Freigewordene vor, den byzantinischen und südeuropäischen Kaufleuten auch im Bereich des Handels nach alter Tradition weiterhin „in Haufen“ (in Genossenschaften) die Stirn zu bieten und behielten das alte Wort bei. Auf skandinavischen Runensteinen der „Wikingerzeit“ gibt es den Ausdruck *felagi* (engl. *fellow*) in der Bedeutung „Kamerad auf einem Kriegszug“, „Kampfgenosse“. Im 11. Jh. nimmt er die Bedeutung „Handels-

partner“ an [Ebel, 161] und bezeichnet Genossenschaften mit vertraglichen Verpflichtungen (allerdings ohne gegenseitige Hilfeverpflichtung) [ebd., 199]. Festzustehen scheint, dass die Entstehung skandinavischer Gilden des 11. Jh. aus dem Frankenreich beeinflusst war.

Da Genossenschaften / Gilden nicht über Nacht aus dem Nichts entstanden sein können, hat man sie auf der Suche nach ihren „Vorläufern“ häufig als „germanische Verbände“ gleichgesetzt mit den Verbänden altgriechischer Stämme zum Schutz eines Heiligtums, der *Amphiktyonie* (im Unterschied zur *Symmachie*, dem militärischen Bündnis). Diese antike Einrichtung wird „ihrer Entstehung nach wenigstens z. T. als Vereinigungen [...] zum Zweck eines zeitlich beschränkten Friedens zur Förderung des Handelsverkehrs gedeutet“ [Wenskus, 247, Anm. 685]. Sie entsteht mit der Polis und vergeht mit dem Ende des delphischen Orakels.

Dabei handelte es sich um ein Bündnis griechischer Volksstämme und Städte zum Schutz der Handelsschiffe und der Heiligtümer (Asylstationen), so wie zur Schlichtung von Streitigkeiten zwischen den Konföderierten zwecks Erhaltung des Landfriedens. Die zwölf Mitglieder trafen sich abwechselnd in zwei Heiligtümern (der Demeter bei Anthela an den Thermophylen und des Apollo bei Delphi) und tagten als Thing. Bei Verstößen gegen die völkerrechtlichen Grundsätze der Konföderation wurde Bußgeld auferlegt und notfalls mit Waffengewalt eingetrieben. Bekannt sind vier Kriege des Bündnisses; im ersten (konv. um -600) wurde Krissa von Athen zerstört, weil es Pilgerscharen belästigt hatte. Drei Kriege wurden für die Unabhängigkeit des Kultzentrums von Delphi geführt.

„Die Amphyktionie führte Exekutionen jener ‚Eidgenossen‘ – Krisarier und vor allem Phoker – durch, die das Sakralrecht verletzt hatten und damit die Unabhängigkeit des Kultzentrums von Delphi in Frage stellten. In diesen Exekutionen schwingt noch vieles aus dem archaischen Recht mit – Beseitigung der Angst vor Befleckung und Abweichung, Vergeltung, kollektive Haftung – aber auch schon eine neue Entwicklung, in welcher der Drang, Vergeltungsbedürfnisse zu befriedigen, immer mehr von der Polis an sich gezogen wird; dadurch wird aus der Verpflichtung zur Rache einschließlich der Blutrache eine Art Strafrecht. Platons ‚Protagoras‘ bildet (324 a,b) [...] einen Markstein in dieser Entwicklung. Für eine solche Exekution nun ist die Bezeichnung *ιερος πολεμος* (hieros/je-roz polemoz) [„heiliger Krieg“; Z.M.] belegt (Diodorus Siculus 16, 23-40)“ [Colpe, 54 f.].

Die durch Platon herbeigeführte Wende zum Strafdelikt wirkt noch durch die Aufnahme seiner Position ins kanonische Recht des 12./13. Jh., „womit sich dieses von anderen germanischen Rechtsvorstellungen abkehrt“ [ebd., 91].

Es ist also keineswegs abwegig, darin Vor-Formen der Kaufmannsgenossenschaften so wie der späteren Gilden zu sehen, nur muss dabei die Amphiktyonie um mehrere Jahrhunderte verjüngt werden, um eine Kontinuität zwischen Antike und Frühmittelalter herzustellen. Sinnvoll scheint mir das durchaus, denn eine fast tausend Jahre währende Antike ist ein chronologisches Monstrum, und die letzten Tempel der Antike wurden im 6., gelegentlich erst im 9. Jh. (z.B. in Köln und Trier) zerstört. Dennoch muss es genossenschaftliche Übergangsformen gegeben haben, die in der Geschichte bisher als solche gar nicht erkannt sind.

Literatur

- Anwander, Gerhard (4.2. 2007): *Wibald von Stablo – Hans Constantin Faußner*
www.fantomzeit.de/?p=89
- Barta, Winfried (1975): *Untersuchungen zur Göttlichkeit des regierenden Königs*; Berlin
- Birkens, Andreas (2003): O Heilige Ottilie! Das Elsaß zur Karolingerzeit; in *Zeitensprünge* 15 (3) 525-536
- Brätz, Axel u. Herwig (2003): Das Ankh in Europa; in *Efodon-Synesis* 6, 40-42
- Colpe, Carsten (1994): *Der heilige Krieg*; Bodenheim
- Cordt, Ernst (1984): *Die Gilden. Ursprung und Wesen*; Göppingen
- Dattenböck, Georg (2007a): Tassilo und seine Vorgänger. Die bairische Herzogsliste; in *Zeitensprünge* 19 (1) 105-119
- (2007b): Die Kroaten. Volk mit sagenhafter Herkunft! in *Zeitensprünge* 19 (2) 369-377
- Ebel, Else (1989): Altnordische Quellen zu den skandinavischen Händlerorganisationen; in *Jankuhn* 146-172
- Erkens, Franz-Reiner (Hg. 2005): Das frühmittelalterliche Königtum. Ideelle und religiöse Grundlagen; in *Ergänzungsband 49 zum Reallexikon d. german. Altertums-kunde*; Berlin (Rezension v. Stefan Esders in:
www.sehepunkte.de/2007/03/10695.html)
- Fried, Johannes (1994): *Der Weg in die Geschichte*; Berlin
- Fritzler, Karl (1923): *Das russische Reich, eine Gründung der Franken*; Marburg
- Friedrich, Horst (1992a): Kelleys Schlüssel funktioniert! in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (3) 18-31
- (1992b): Sprachstammbaum und Kataklysmen; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4-5) 62-64
- (1992c): Ethnien und morphische Felder. Volk, „Rasse“, Sprache, Land; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (4-5) 66-70
- Grimm, Jacob (1875-78, Nachdr. 1968): *Deutsche Mythologie*. 3 Bde; Berlin (Graz)
- Haase, Richard (1978): Zur Tötung eines Kaufmanns nach den hethitischen Gesetzen (§§5 und III.); in *Die Welt des Orients*, Heft 2, Bd. IX. 213-219
- Haussig, Hans-Wilhelm (1989): Praxis und Verbreitung des jüdischen Handels in Südrubland; in *Jankuhn* 24-43

- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige – Initiator oder Urmuster? in *Zeitensprünge* 13 (4) 631-661
- Hoffmann, Erich (1989): Skandinavische Kaufmannsgilden des hohen Mittelalters; in *Jankuhn* 197-216
- Hoops, Johannes (1918/19): *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*; Straßburg
- Illig, Heribert (1991): Variationen über PLST. Velikovsky identifizierte die Seevölker falsch, aber datierte richtig; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (3/4) 40-55
- Jankuhn, Herbert / Ebel, Else (Hg., 1989): *Organisationsformen der Kaufmannsvereinigungen in der Spätantike und im frühen Mittelalter* (Teil IV der Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nord-europa); Göttingen
- Kelley, E. Morgan (1989a): The People of the Ankh: Deciphering Tribal Names; in *ESOP* 18, 137-145
- (1989b): Tanith. Patron Saint of Carthaginian Sailors; in *ESOP* 18, 52-55
 - (1991): Die Entzifferung der Stammesnamen. Deutsch und die Franken; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 3 (5) 53-64
 - (1992): *The Metaphorical Basis of Language. A Study in Cross-Cultural Linguistics or the Left-Handed Hummingbird*; New York
- Kürvers, Klaus / Homuth, Jürgen (2003): Labyrinth und Seefahrt; in *ZeitOrt*; Berlin www.mediamare.de/pdf/labyrinth_und_seefahrt_zeitort.pdf
- Lüling, Günter (1999): Das Blutrecht (die Blutrache) der archaisch-mythischen Stammesgesellschaft; in *Zeitensprünge* 11 (2) 217-227
- (2000): Das Problem „Hebräer“; in *Zeitensprünge* 12 (2) 180-193
 - (2003): *A challenge to Islam for reformation* (völlig neu überarbeitete, engl. Übersetzung von „Urkoran“ / dtsh. 1993, Erlangen); Delhi
 - (2005): *The Unique Pearl. Famous Arabic Poems of Suwaid ibn Abi Kahlil al- Yaskuri*; Erlangen
- Müller, Zainab Angelika (1999): Die Minne in vielfachem Elend; in *Zeitensprünge* 11 (3) 514-527
- (2002): Nachgetragene Minne; in *Zeitensprünge* 14 (1) 18-28
 - (2005): Gab es eine Duale Gesellschaft? Und wer sind die Hebräer? Eine These von Dr. Günter Lüling zur Diskussion gestellt; Vortrag im *Berliner Salon für Geschichte*: www.symbolforschung.de
- Oexle, Otto Gerhard (1989): Die Kaufmannsgilde von Thiel; in *Jankuhn* 173-196
- Paulsen, Peter (1956): *Axt und Kreuz in Nord- und Osteuropa*; Bonn
- Perl, Gerhard (1990): *Tacitus - Germania*; Berlin
- Pfister, Christoph (1999): Zur langen Baugeschichte des Mittelalters. Kritik und Versuch einer Neubetrachtung; in *Zeitensprünge* 11 (1) 139-166
- (2002): Das Ankh von Bern; in *Efodon-Synesis* 6, 19-24
- Rabinowitz, Jacob J. (1947): The Title De Migrantibus of the Lex Salica and the Jewish Herem Hayishub; in *Speculum* 22 (1) 46-50
- Schmidt-Recla, Adrian: *Deutsches Privatrecht – Deutsche Privatrechtsgeschichte vor der Rezeption*. www.uni-leipzig.de
- Schnee, Oliver (1992): Kritik an Kelleys Aufsätzen; in *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* 4 (3) 32-42

- Schreiner, Peter (1989): Die Organisation byzantinischer Kaufleute und Handwerker; in *Jankuhn* 44-61
- Schulz-Seitz, Ruth-Eva (1988): *Ein Jude schrieb die Edda – Deuterocesaijas Runeninschriften*; Tübingen
- Schwerdtel, Eberhard (2002): Neue Aspekte über das Wesen der Franken; in *Zeiten-sprünge* 14 (1) 132-141
- Siems, Harald (1989): Die Organisation der Kaufleute in der Merowingerzeit nach den Leges; in *Jankuhn* 62-145
- Steinacher, Ronald (o.J.): Ethnogenese, Gens, Regnum. Die historische Ethnographie; in *Latein Forum* 50/51
www.latein-forum.tsn.at/Downloads/13_steinacher%20ethnogenese.pdf
- Taeschner, Franz (1979): *Zünfte und Bruderschaften im Islam. Texte zur Geschichte der Futuwwa*; München · Zürich
- Trier, Jost (1942): Zaun und Mannring; in *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*. Bd. 66; Halle
- Wenskus, Reinhard (1961): *Stammesbildung und Verfassung*; Köln · Graz
- Wikipedia Stichworte: Franken – Volksstamm – Ethogenese – Suebenknoten (und weitere Links)
- Zedler, Johann Heinrich (1735): *Das Grosse vollständige Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste*; Leipzig

Zainab-A. Müller, 12059 Berlin, Elsenstr. 43

Dekadenz und Aachens Aufschwung Das Frühmittelalter in der Forschung

Heribert Illig

Wieso stört die These vom erfundenen Mittelalter?

Der *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* hat seine spätsommerliche Doppelnummer dem Thema *Kein Wille zur Macht. Dekadenz* gewidmet. Herausgeber Karl Heinz Bohrer persönlich erklärt das umgekrepelte Nietzsche-Wort im Auftaktessay, worauf unter anderem Alexander Demandt, Gunnar Heinsohn, Richard Herzinger, Josef Joffe und Burkhard Müller auf 247 Seiten zu Wort kommen.

Wo Dekadenz diagnostiziert wird, sind auch Oswald Spengler, der Untergang des Abendlandes wie der Roms nicht weit. So präsentiert Rainer **Hank** seine Sicht: *Der Untergang Roms. Wie globale Weltordnungen scheitern können* [790-800]. Ihn beschäftigt ein Trauma der Menschheit:

„Es ist die zentrale Kränkung aller Fortschrittstheorien der Moderne, daß zivilisatorisches Wissen und arbeitsteilige technische Fertigkeiten der Menschen verschwinden und in Vergessenheit geraten können. Und zwar über lange Jahrhunderte hinweg“ [ebd., 791].

So „stellt sich der Neuzeit auch die Menschheitsgeschichte als Prozeß unendlicher Perfektibilität dar. Allenfalls temporäre Rückschläge sind darin vorstellbar. Katastrophen wie der Untergang Roms, ein Rückfall der gesamten Menschheit auf das Armutsniveau der Eisenzeit vor Beginn der Antike, sind nicht mehr vorgesehen. Sie müssen relativiert werden.

Die Relativierung hat einen hohen Preis. Signale für die Verletzlichkeit einer global vernetzten wirtschaftlichen und politischen Ordnung können nicht wahrgenommen werden, weil mangels historischer Warnung die Risiken gar nicht in den Blick kommen. Weil geleugnet wird, daß es womöglich zurückliegende Epochen gegeben hat, deren kulturelles, wirtschaftliches oder politisches Niveau dem unseren überlegen war, wird die Chance vergeben, die Bedingungen der Erosion und die Signale des Niedergangs zu deuten“ [ebd. 792].

Zur Illustration geht Hank auf den sukzessiven Niedergang Roms ein: 378 erleidet ein riesiges römisches Heer bei Hadrianopolis eine vernichtende Niederlage, Vorbote der Plünderung Roms durch die Westgoten, 410, „welche symbolisch das Ende des weströmischen Reiches besiegelte“ [ebd., 793], auch wenn 451 den Hunnen noch einmal Paroli geboten werden kann, doch 455 die Wandalen Rom besetzen und der letzte weströmische Kaiser 476 abgesetzt

wird. Den schlimmsten Beweis für den Untergang des Reiches liefert das nachmalige England:

„Die Briten vergaßen in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausend nicht nur, daß sie einmal vermocht hatten, ihre Häuser in Stein zu bauen und mit gebrannten Ziegeln zu decken. Sie vergaßen sogar die Fertigkeiten des Töpferns selbst: Scheibe und Brennofen waren nach der römischen Zeit nicht mehr in Gebrauch. **Und es sollte drei Jahrhunderte dauern**, bis die Handwerker wieder damit zu arbeiten verstanden“ [Hank, 796; Hvhg. HI].

Es gibt bekanntlich auch die Möglichkeit, das Fehlen von Funden aus diesen drei Jahrhunderten durch deren Nichtexistenz zu motivieren. In dem Moment wird alles anders: Eine international arbeitsteilige Produktion beschleunigt nicht mehr den Niedergang, das Erliegen der Geldwirtschaft findet nicht mehr in diesem Ausmaß statt; der Rückfall in die Tauschwirtschaft führt nicht zu den schlimmsten, ohnehin ganz falsch gesehenen Folgen („Um wieviel umständlicher ist es da, eine Kuh gegen eine über fünf Jahre zu liefernde Menge Eier zu tauschen“ [ebd., 797]); die Weltbevölkerung muss nicht mehr „auf die Hälfte, wenn nicht gar auf ein Viertel“ schrumpfen [ebd.]. Niemand schützt uns vor einem zivilisatorischen Desaster; aber Roms Untergang ist das falsche Beispiel.

Doch es illustriert, dass der Verlust eines dramatischen, Jahrhunderte langen Rückfalls dem Menschen die Verdrängung einer solchen Katastrophe abnähme, die von Hank beschworene zentrale Kränkung. Obendrein gab es einen zweiten Rückfall, in dem wiederum selbst die Dachziegelproduktion vergessen worden ist – „Aus der Zeit vom 12.-8. Jh. fehlen Funde“ von flachen Ziegelplatten [Müller-Wiener 48]. Nicht nur aus diesem Grund hat Velikovsky die Jahrhunderte zwischen mykenisch/minoischer Zeit und archaischem Griechenland gestrichen. Insofern könnte der Mensch geradezu aufatmen und dem Traum „unendlicher Perfektibilität“ weiter frönen (es treten übrigens in diesem Heft auch „Perfektibilisten“ auf). Damit die Menschheit an ihrer zentralen Kränkung weiter leiden kann, müssen die Thesen erfunderer Zeit verteufelt werden – noch ein Grund mehr. Egon Friedell gibt übrigens eine frühe Antwort auf unsere Dekadenstimmung:

„Aber die Welt geht nicht unter, sooft es der Mensch auch geglaubt hat, und solche Stimmungen pflegen zumeist das gerade Gegenteil anzukündigen: einen Weltaufgang, das Emporsteigen einer neuen Art, die Welt zu begreifen und zu sehen.“ [Friedell, 172].

Neues aus Karlstadt, vulgo Aachen

Seit Aachen einen *Stadtarchäologen* beschäftigt, tut sich etwas in der Stadt an der Wurm. **Andreas Schaub** legt im aktuellen Jahresband der *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins* Rechenschaft ab über seine Aktivitäten im

zweiten Halbjahr 2006. Er muss zunächst bemängeln, dass die Aachener Stadtarchäologie bislang allein durch ihn vertreten wird, in dessen Stellenbeschreibung keine aktive Grabungstätigkeit vorgesehen ist [Schaub 2].

Der Archäologe betont den ersten Nachweis karolingerzeitlicher Siedlungsbefunde außerhalb des engeren Pfalzbezirks [vgl. Illig 2006, 499]. Glasfunde in Laurensberg ließen zunächst an die Karolingerzeit denken, wurden dann jedoch in die Biedermeierzeit datiert [Schaub 9]. Unklar ist noch, wo die ausgegrabenen Funde der Bevölkerung präsentiert werden könnten, nachdem das ohnehin allzu beengte stadthistorische Museum in der Burg Frankenberg bald geschlossen werden muss. Weiteres Nahziel bleibt, wenigstens eine der zahlreichen in Aachen durchgeführten archäologischen Ausgrabungen vollständig auszuwerten und zu publizieren [Schaub 17].

Es gibt also noch genug zu tun. Seit 2006 läuft ein Restaurierungsprojekt unterm *Aachener Dom*. Nach Entfernung des Aushubs der Grabungen von 1910/12 sollen die Fundamente und die Reste der römischen Therme neuerlich untersucht werden. 2007 ist ein Eichenholzknußel von 45 cm Länge und bis zu 8 cm Durchmesser ans Licht befördert worden. Der Dombaumeister brachte ihn persönlich zu den Hamburger Dendrochronologen.

„Doch es stellte sich ein, was der erfahrene Mann bereits Anfang Oktober vermutet hatte: Größe und Umfang des Eichenstücks reichten nicht aus für eine historische Punktlandung, eine genaue Jahreszahl war nicht hinzubekommen.

Das wird eventuell diejenigen freuen, die einen Beweis für ein zeitliches Auseinanderklaffen zwischen der Lebenszeit Karls (742 bis 814) und dem Baubeginn der Pfalzkapelle des Frankenherrschers in Aachen fürchten. Sollte das Alter der Marienkirche nicht in die Lebenszeit Karls fallen, müssten dicke Folianten – wie auch der Aachener Historiker Prof. Max Kerner jüngst zugab, aber nicht für wahrscheinlich hielt – flugs umgeschrieben werden“ [Schumacher].

Dieses Zittern schlug sich schon Ende September in der örtlichen Presse nieder. Aber noch ist Aachen nicht verloren. Die Grabungen könnten im Mai zu einer weiteren Stelle mit Fundamentpfählen vordringen.

Am 24. 10. gab es dann im Rathaus ein Krönungsfestmahl im Zeichen Karls. Ob hier ein anderes Festmahl Pate stand? Johannes Fried hat als Grundleger einer historischen Memorik am 19. 9. sein neues Buch über Gastereien im Mittelalter vorgestellt, in dem er insbesondere ein Gastmahl am Hofe Karls d. Gr. imaginiert, ein weiterer Versuch, den *Schleier der Erinnerung* zu lüften. Wie weiß doch der Klappentext:

„Kein anderer Mediävist bürstet vertraute Lesarten der Geschichte so gründlich gegen den Strich, kein anderer Mediävist fragt so hartnäckig

nach der historischen Wirklichkeit hinter den Quellen. [...] Nun legt Johannes Fried einen Band mit Essays vor, der auf eindrucksvolle Weise zeigt, wie eine andere Mediävistik zwischen ‚Wissenschaft und Phantasie‘ möglich ist.“

Aachens Denkmalpfleger *Lutz-Henning Meyer* ist nach 27 Jahren in den Ruhestand gegangen. Kurz zuvor äußerte sich noch zur Karlspfalz: „Eigentlich wissen wir gar nicht, wie die Aachener Pfalz wirklich ausgesehen hat“ [Dünnwald]. Deshalb wird versucht, im Vergleich mit der Ingelheimer Pfalz auch dem Aachener Ensemble eine halbrunde Abgrenzung zu geben – was angesichts des Vorbildes zu einer römischen Pfalz führen könnte [Illig/Lelarge]. Auch im Ruhestand wird Meyer der Dom beschäftigen:

„Da hat er so seine eigenen Theorien. Etwa über die raffinierten Tonnengewölbe auf der Höhe von Karls Thron, die eine Technik darstellen, die es eigentlich erst viel später gab. Oder den karolingischen Mörtel, dessen Ergründung man fast als Meyers Lebenswerk bezeichnen könnte. Denn so einen raffinierten Mörtel gab es damals nur in Istanbul, auch der war der Zeit schon um Generationen voraus“ [Schauerte].

Schräge Stützgewölbe über Aachens Thron waren bereits im *erfundenen Mittelalter* Thema [Illig 1996, 228 f.], Aachens Mörtel ist es immer wieder in den *Zeitensprüngen* [etwa Illig 2002]. Insofern will ich korrekterweise darauf hinweisen, dass weder Lutz Meyer noch die *Aachener Nachrichten* Zeitenspringer sind. Ob J. Fried ein heimlicher ist, will noch geprüft werden. Aber es gibt Hinweise. „Per Sackkarre kam der große Karl ins Rathaus“ [Hautermans]. Kein leichtes Schicksal für einen Kaiser, selbst wenn er fiktiv ist. Zunächst ging es allerdings nur darum, seine 300 kg schwere Statue vom Brunnen auf dem Markt zu entfernen. Noch denkt man an seine Rückkehr.

Universitäre Weiterungen

Was mag sich an der Uni Erlangen-Nürnberg ereignen? Wie Jan Beaufort herausfand, hat Dr. Simone Hespers für das Wintersemester ein Mittelseminar ausgeschrieben über das Thema: *Die Marienkirche (sog. Pfalzkapelle) in Aachen und ihre architekturgeschichtlichen Kontexte*. Der Inhaltsangabe [Hespers] entnehmen wir den Abschlussatz:

„Die provokante These von Heribert Illig, das Mittelalter sei erfunden und die Pfalzkapelle erst in der zweiten Hälfte des 11. Jh. quasi als Synthese der hier als Nachfolger diskutierten Bauten errichtet worden, soll der abschließenden Diskussion den Rahmen geben.“

Und an der Campus Universität des Saarlandes gibt es seit dem 25. 10. 07 im Rahmen wissenschaftlicher Weiterbildung durch den Historiker Hans-Joachim Kühn [uni] die Vorlesung: *Erfundene Jahrhunderte? Grundlinien mittel-*

alterlicher Chronologie. Hält man mittlerweile die These vom erfundenen Mittelalter für soweit überwunden, dass die Leiche obduziert werden kann?

Wie dem auch sei: Alles andere wird davon überstrahlt, dass Paris Hilton glücklich ist, Karl dem Großen zu ähneln... nein, ihn als Ahnherrn zu haben [BILD]. Dann ,Glück auf'.

Literatur

- BILD (2007): Stammt Paris Hilton von Karl dem Großen ab? in *BILD*, 11. 8.
- Bohrer, Karl Heinz / Scheel, Kurt (Hg., 2007): *Kein Wille zur Macht. Dekadenz. Sonderheft Merkur*, Heft Nr. 700, August/September; Stuttgart
- Demandt, Alexander (2007): Dekadenz als Mythos, Modell und Metapher; in *Bohrer/Scheel*, 709-719
- Dünwald, Georg (2007): Wie groß war die Kaiserpfalz wirklich?; in *Aachener Nachrichten*, 25. 10.
- Fried, Johannes (2004): *Der Schleier der Erinnerung. Grundzüge einer historischen Memorik*; München
- (2007): *Zu Gast im Mittelalter*; München
- Friedell, Egon (1960): *Kulturgeschichte der Neuzeit*; München (¹1927)
- Hank, Rainer (2007): Der Untergang Roms. Wie globale Weltordnungen scheitern können; in *Bohrer/Scheel*, 790-800
- Hautermans, Heiner (2007): Per Sackkarre kam der große Karl ins Rathaus; in *Aachener Nachrichten*, 23. 10.
- Heinsohn, Gunnar (2007): Schrumpfender Westen, aufsteigender Islam; in *Bohrer/Scheel*, 771-779
- Herzinger, Richard (2007): Hilfloser Antikapitalismus. Von Heuschrecken, Raubtieren und Geldmenschen; in *Bohrer/Scheel*, 801-808
- Hespers, Simone (2007): http://univis.uni-erlangen.de/formbot/dsc_3Danew_2Flectur_e_view_26lvs_3Dphil1_2FIK_2FLK_2Fschnit_26dir_3Dphil1_2FIK_2FLK_26ref_3Dlecture
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (2002): Mörtel mit Zuschlag. Ein Diskussionsbeitrag zu Ingelheim und Aachen; in *Zeitensprünge* 14 (1) 145-149
- (2006): Aachen, Köln und Hamburg. Zwischen Vandalismus und Vergeblichkeit; in *Zeitensprünge* 18 (2) 497-504
- Illig, Heribert / Lelarge, Günter (2001): Ingelheim – karolingisch oder römisch?; in *Zeitensprünge* 13 (3) 467-492
- Müller-Wiener, Wolfgang (1988): *Griechisches Bauwesen in der Antike*; München
- Schaub, Andreas (2007): Das archäologische Jahr 2006 in Aachen; in *Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins*, Bd. 109, 1-18; Aachen
- Schauerte, Heinrich (2007): Alte Bauten sind für ihn ein Stück Heimat; in *Aachener Nachrichten*, 28. 9.
- Schumacher, Wolfgang (2007): Dom: Alte Eiche, neue Hoffnung; in *Aachener Nachrichten*, 22. 11. (s.a. www.aachendom.de)
- uni = http://www.uni-saarland.de/fak5/ezw/abteil/awb/sfwws0708_21.8._.pdf

In England gehen die Uhren anders Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben Renate Laszlo

Abstract: Ausgehend von dem in westsächsischem Dialekt verfassten altenglischen Gedicht über die Schlacht von Maldon ergibt sich für die Normannische Eroberung Englands eine Zeitverschiebung von rund 300 Jahren. In einer Fortsetzung im nächsten Heft der Zeitensprünge soll aufgezeigt werden, wie die Chronisten des 12. Jhs. versuchen, die entstandene Zeittücke mit erfundenen Geschichten über Sagenkönige zu füllen.

Die Schlacht von Maldon

Über die Entstehung des altenglischen Gedichts *Die Schlacht von Maldon* und seinen Verbleib im Mittelalter ist nichts bekannt. Erst im 17. Jh. taucht es aus dem Dunkel der Vergangenheit auf. Der Bibliothekar Humphrey Wanley entdeckt es auf den Seiten 57a-62b des Manuskripts *Cotton Otho A XII* in der Bibliothek des berühmten Handschriftensammlers Sir Robert Bruce Cotton (1570–1631) und macht es in seinem 1705 herausgegebenen Katalog bekannt.

Die ohne Angabe eines Titels oder Verfassers überlieferte Dichtung besteht aus 325 alliterierenden Langzeilen und ist, wie die andere angelsächsische Dichtung, in westsächsischem Dialekt verfasst. Von den Interpreten der Neuzeit wird sie *The Battle of Maldon* genannt. Der unbekannte Autor schildert in lyrisch-epischer Form ausführlich ein äußerst verlustreiches Gefecht in Essex in England zwischen Angelsachsen und Dänen, in dessen Mittelpunkt der Tod des Heerführers Byrhtnoth steht.

1731 wird das altenglische Manuskript durch einen verhängnisvollen Brand in der Cotton Library in Ashburnham, Westminster, dem ungefähr ein Viertel des erheblichen Bestandes der größten Privatsammlung antiker und mittelalterlicher Handschriften zum Opfer fällt, zerstört. Es gilt als ein Glücksfall, dass fünf Jahre vor dem Brand in der Bibliothek das nur in dieser einen Handschrift überlieferte Gedicht abgeschrieben und von Earnest Hearne gedruckt worden ist.

Nicht nur die Komposition in Stabreimzeilen und die standardisierte altenglische Literatursprache des Gedichts stimmen mit den anderen poetischen Dichtungen in den angelsächsischen Codices überein, sondern auch Vokabular, Formeln und sogar Halbzeilen sind aus anderen altenglischen Dichtungen

übernommen, aus Dichtungen, die teilweise noch auf germanische Vorbilder aus der Zeit zurück gehen, bevor die Angelsachsen Britannien besiedelten. Daraus ist zu ersehen, dass der unbekannte Autor der *Battle of Maldon* ein guter Kenner der altenglischen Sprache und der überlieferten Literatur war und er das Gedicht nach dem Muster und Vorbild der altenglischen Dichtung verfasste.

Die Ausprägung des Gefolgschaftswesens

Neben der Schilderung der germanischen Lebensart, der Reden in der Methalle, der Kriegstaktik einschließlich Waffen und Kampfführung, ist der Geist und das Ethos der germanischen Gefolgschaftstreu (bis zum Tod und über den Tod hinaus) in dem Maldon-Gedicht besonders stark ausgeprägt.

Die Schlacht von Maldon ist geradezu ein Musterbeispiel für das von dem römischen Historiker Tacitus im +1. Jh. als *comitatus* beschriebene germanische Gefolgschaftswesen, das auch in dem im 6. Jh. komponierten und in dem Manuskript *Vitellius A XV* überlieferten angelsächsischen *Beowulf*-Epos sowie in einigen der auf germanische Vorbilder des 4./5. Jh. zurückgehenden angelsächsischen Rätself, die in landessprachlichen, bereits der christlichen Literatur angepassten Versionen im *Codex Exoniensis* erhalten sind, anklingt. Besonders in dem aus altgermanischer Zeit stammenden Exeterrätself vom Fisch im Fluss ist das germanische Gefolgschaftswesen ein dominierendes Thema. Der kurze Text des altenglischen Rätself lautet in der Übersetzung:

*Nicht ist mein Saal leise, noch bin ich selbst laut,
um uns schuf der Herr einen gemeinsamen Weg;
Ich bin schneller als er, an Bewegungen stärker,
er ist ausdauernder. Während ich mich ausruhe,
rinnt er weiter. Ich wohne in ihm solange ich lebe.
Wenn wir uns trennen, ist mir der Tod gewiss.*

Der strömende Fluss ist die Wohnung des Fisches. Letzterer spricht als Prostopöe den Text und arbeitet in aparter Weise mit dem germanischen Stilmittel der Litotes (Untertreibung) den Gegensatz zwischen seiner eigenen Lautlosigkeit und dem Getöse des Flusses heraus.

Die Worte „um uns schuf der Herr einen gemeinsamen Weg“ stellen eine Hommage an das Christentum dar, die vor der Aufzeichnung in das germanische Gedicht eingefügt wird, um die heidnisch-weltliche Dichtung in die angelsächsisch-christliche Literatur zu integrieren.

In dem Rätself ist der Fluss der Herr und der Fisch der Gefolgsmann. Während der Fluss seiner Bestimmung gemäß ohne Rast und Ruhe weiter fließen muss, kann der aktivere und wendigere Fisch seine Bewegungen und Handlungen selbständig steuern, seinen Standort im Fluss selbst bestimmen,

dabei sogar innehalten und sich ausruhen. Aber die beiden sind eine verschworene Schicksalsgemeinschaft und aufeinander angewiesen. Der Fluss gewährt dem Fisch Wohnung, Schutz und Nahrung, versorgt ihn mit allem, was ihm vonnöten ist und der Fisch folgt ihm zeitlebens in bedingungsloser Treue, weil er weiß, dass ihm der Tod gewiss ist, wenn sich die beiden voneinander trennen.

Wie der Fisch im Fluss selbständig zu handeln vermag, kann auch der germanische Gefolgsmann im Leben eigene Initiativen ergreifen und eigene Strategien entwickeln, aber wie der Fisch weiß auch er, dass er mit seinem Herrn, der für ihn sorgt und ihn ernährt, auf Gedeih und Verderb verbunden ist und dass es nicht nur seine eigene Existenz sichert, sondern es ihm vor allem zu Ruhm und Ehre gereicht, wenn er seinem Herrn bis zum letzten Atemzug zur Seite steht.

Inhalt des Gedichts *Die Schlacht von Maldon*

Zuerst weist *Byrhtnoth* seine berittenen jungen Krieger an, vom Pferd zu steigen, die Rosse aus der Kampfzone zu führen und im Vertrauen auf Kraft und Mut in die Schlacht zu gehen.

Offas Verwandter weiß, dass der Graf keine Feigheit duldet. Er lässt den geliebten Jagdfalken von seiner Hand in den Schutz des Waldes fliegen, geht nach vorn, um zu zeigen, dass er im Streit nicht wanken wird, wenn er die Waffe ergriffen hat.

Ealric will auch seinem Heerführer in das Gefecht folgen und schreitet mit seinem Speer zum Kampf. Er ist guten Mutes so lange er mit seinen Händen den Schild halten und das Breitschwert schwingen kann und will seinen Schwur halten, furchtlos vor seinem Herrn zu kämpfen.

Byrhtnoth reitet einher, spricht seinen Mannen Mut zu, erteilt Rat, wie sie stehen sollen. Er gebietet ihnen, fest und aufrecht mit den Händen ihre Rundschilde zu halten, standhaft zu bleiben, keinen Schritt zurück zu weichen und keine Furcht aufkommen zu lassen.

Nachdem er seine Truppe eingestimmt und ermutigt hat, steigt auch er mit seiner Eskorte an einem sorgfältig ausgewählten Platz, an dem seine treuesten Männer aus seiner „Herdgemeinschaft“ auf ihn warten, vom Pferd.

Da steht am jenseitigen Flussufer mit barscher Rede ein Bote der Wikinger und übermittelt Byrhtnoth mit drohender Stimme die Botschaft der Meerfahrer. Es ist ein Friedensangebot. Gegen die Zahlung eines festzusetzenden Betrags in Gold und Ringen könne das Blutvergießen vermieden werden, man brauche sich nicht gegenseitig umzubringen. Wenn er, als der Mächtigste, seine Männer von dem Kampf entbinde und den Waffenstillstand gegen eine Tributzahlung akzeptiere, würden die Seefahrer mit dem Lösegeld wieder zurück aufs Meer fahren und die Angelsachsen in Ruhe lassen.

Aber Byrhtnoth lehnt das Anerbieten mit stolzen und höhnischen Worten ab. Er erklärt, der Sprecher solle seinem Seefahrervolk ausrichten, dass er und seine Leute bis zum Sieg oder letzten Atemzug kämpfen und nicht mit barer Münze, sondern mit Speer- und Schwertspitzen bezahlen wollten. Der Ealdorman betont explizit, dass er und seine Streitmacht die Heimat für ihren Herrn *Aethelred* und für ihr Volk und Land verteidigen werden und sich nicht der Schande preisgeben wollen, dass sich die ungebeten gekommenen Heiden ungestraft mit dem Reichtum des Landes wieder einschiffen dürfen. Erst sollen die Waffen sprechen, ehe Tribut gewährt werden wird.

Graf Byrhtnoth lässt seine Krieger eine Schlachtreihe am Ufer bilden. Aber seine Kämpfer sind durch die in den Fluss einströmende Flut noch von den ebenfalls auf den Kampf begierigen Invasoren auf der Flussinsel getrennt. Die Kontrahenten können erst nach dem mit der Ebbe einsetzenden Zurückweichen des Wassers aufeinander treffen.

Der Heerführer erteilt *Wulfstan*, dem Sohn *Ceolas*, den Auftrag, den Übergang zu halten. Der erste Wikinger, der tollkühn vom Damm auf das Festland springt, fällt durch den Speer dieses kampferprobten Helden. Der Brückenkopf ist so eng, dass Wulfstan ihn zusammen mit den unerschrockenen Kriegern *Aelfere* und *Maccus* verteidigen kann. Als die Wikinger das bemerken, greifen sie zu einer List und bitten Byrhtnoth, ihnen einen Durchgang zur Küste zu erlauben, damit sie ihre Fußtruppen über die Furt auf das Festland bringen können.

Unverständlicherweise fällt der Graf darauf herein und gewährt den Wikingern in zu großem Vertrauen diesen Vorteil. Er zieht seine Kämpfer zurück und räumt den feindlichen Invasoren zu viel Land ein, was ihm schon von dem anonymen Autor und auch später von den Kritikern als Selbstüberschätzung und Arroganz angekreidet wird.

Byrhtelms junger Sohn, dessen Name nicht genannt wird, ruft den Seefahrern über das kalte Wasser zu: „Jetzt habt ihr genug Platz; kommt schnell zu uns, Krieger. Gott allein weiß, wer als Sieger die Walstatt verlässt.“

Die Wikingerscharen, die Schlachtenwölfe, überqueren nun, ohne auf die zurückgehende Flut zu achten, nach Westen den Pantafloss, tragen ihre Schilde aus Lindenholz über das glänzende Wasser auf das Festland, wo Byrhtnoth seinen Kämpfern gebietet, mit ihren Schilden einen Kampfwall zu bilden und standhaft zu bleiben. Der Kampf ist nahe, der Ruhm in der Schlacht. Die Zeit ist gekommen, in der tapfere, todgeweihte Kämpfer fallen müssen.

Das Gefecht beginnt, ein Schrei geht über die Erde. Es erhebt sich der Schlachtenlärm. Die Raben kreisen über der Walstatt sowie der Adler, begierig nach Aas. Die Seefahrer drängen nach vorn, berauscht vom Kampf. Die Krieger lassen die Speere fliegen in dem schrecklichen Kampfsturm, die töd-

lichen Geschosse durchbohren die Körper der Todgeweihten. Kämpfer fallen auf beiden Seiten, junge Männer stürzen und liegen danieder. Auch **Wulfmaer**, ein Verwandter Byrhtnoths, seiner Schwester Sohn, wird von starken Schwerthieben verwundet.

Die Vergeltung folgt auf dem Fuß durch **Eadward**, der einen Wikinger mit dem Schwert so schwer trifft, dass er ihm vor die Füße fällt. Der Prinz dankt ihm dafür. Das ermuntert die jungen Krieger, von denen jeder voll Eifer danach strebt, als erster einen der Dänen mit seiner Waffe zu erreichen, den verhassten Feind tödlich zu verwunden; sie wollen alle Ruhm im Kampf gegen die Dänen erwerben und siegen.

Der Graf geht mit nach vorn, er hebt seine Waffen, den Schild zur Verteidigung, kämpft verbittert gegen die Seefahrer. Ausführlich wird der dramatische Kampf geschildert. Der Heerführer wird von einem südlichen Ger getroffen. Er kann den Angriff mit seinem Schild so heftig abwehren, dass der Schaft zerbricht und der Speer zersplittert zurückprallt. Voller Grimm schleudert er daraufhin mit kräftiger Hand seinen Wurfspeer, der dem Angreifer in den Hals dringt, dass die Brünne zerbirst. Die Waffe dringt durch den harten Panzer in die Brust bis tief ins Herz und tötet den Gegner.

Als der fromme Byrhtnoth voller Freude dem Herrn dankt, der ihm geholfen hat, das zu vollbringen, wird er, der edle Degen Aethelreds, von einem Kampfspeer, den ein feindlicher Krieger von seiner Hand fliegen lässt, durchbohrt.

An seiner Seite ist ein junger Kämpfer, fast noch ein Knabe, der geistesgegenwärtig Rache an dem nimmt, der seinen Herrn so schwer getroffen hat. Er zieht den blutigen Wurfspeer rasch aus der Wunde des Grafen und schleudert ihn zurück. Die Spitze der harten Waffe dringt tief in den Körper des Angreifers ein, so dass auch der auf der Erde liegt.

Ein bewaffneter Seemann eilt auf Byrhtnoth zu, um sich seiner Rüstung, seines Schmuckes, der Ringe und Spangen und des mit Ornamenten verzierten Schwertes zu bemächtigen, aber der greise Kämpfer zieht seine blitzende Klinge, das breite Schwert, aus der Scheide und schlägt auf den Panzer. Doch ein Meerfahrer hält den Mutigen ab, lähmt den Arm des edlen Grafen; das Schwert mit dem Goldgriff gleitet zur Seite, er kann das harte Schwert nicht mehr halten.

Byrhtnoth bittet seine guten Gefährten, vorwärts zu eilen, Er kann nicht mehr länger stehen, sinkt zu Boden, blickt zum Himmel, dankt dem Lenker der Völker für so viel Schönes, das er auf Erden erlebt hat:

„Nun mein Schöpfer ist mir am meisten nötig, dass sich meine Seele zu dir begeben darf, in deine Hut, Herr der Engel, in deinen Frieden gelangen, ich sehne mich nach dir, dass meine Seele nicht die Feinde der Hölle fassen.“

Da hauen ihn die heidnischen Streiter nieder, und auch die beiden jungen Männer, die neben ihm stehen, werden erschlagen.

Die ersten, die nach Byrhtnoths Tod das Schlachtfeld verlassen, sind die drei Söhne **Oddas**. Alle Wohltaten vergessend, die er früher von seinem Herrn erhalten hat, schwingt sich **Godric** rechtswidrig auf das Pferd des gefallenen Grafen und sucht in wilder Flucht Schutz im Wald. Seine Brüder **Godwin** und **Godwig** sowie andere folgen ihm.

Der Autor erinnert an frühere Ausführungen Offas im Rate, dass manche Männer mutig reden, dann aber nicht ausharren, wenn sie in Bedrängnis kommen.

Jetzt, da der Heerführer, Aethelreds Graf, gefallen ist und seine als „Herdgenossen“ bezeichneten Gefolgsleute, die stattlichen Degen, sehen, dass ihr Herr da liegt, wollen alle nur eins: Voll Eifer nach vorne eilen, vorwärts schreiten und das Leben lassen oder den geliebten Grafen rächen.

Aelfwine, des **Alfrics** Spross, fasst diese Absicht in kühne Worte und eifert mit edlem Mut:

„Gedenkt, wie viele Male wir vom Ruhm redeten, wir Helden, vom harten Kampf, wenn wir auf den Bänken in der Halle beim Met saßen. Jetzt kann man erkennen, wer von uns kühn ist. Ich will meinen Adel allen beweisen, dass ich einem edlen Geschlecht in Mercien entstamme. Mein Großvater war **Ealhelm** genannt, er war ein Ealdorman, klug und reich. Es sollen mich in dieser Schar die Degen nicht schmähen, dass ich von dieser Fahrt fliehen will, um mein Heim aufzusuchen, da mein Herr nun liegt, im Kampf erschlagen. Das schmerzt mich am meisten. Er war mein Verwandter sowohl als mein Herr.“

Mit dem Gedanken an den Kampf und mit der Absicht, einen aus der Gruppe der Seefahrer mit seinem Schwert zu erreichen und ihn todwund zu Boden sinken zu sehen, schreitet er nach vorn, und er mahnt die Gefährten und Freunde, ebenfalls vorwärts zu eilen. **Offa** ruft darauf, den Eschenspeer schwingend,

„Du, Aelfwine, hast alle ermahnt, das zu tun, was not tut. Nun, da der mutige Graf gefallen ist, muss ein jeder von uns, einer dem anderen Ansporn geben zu weiterem Streit, so lange wir Waffen halten und führen können, die scharfe Klinge und den Ger. Godric, der feige Sohn Oddas, hat uns alle getäuscht. Es währte so mancher, es wäre unser Herr, als er auf seinem Rosse ritt. Deshalb zerfiel auf dem Felde hier die Mauer der Schilde. Schmach über ihn, dass er so viele zur Flucht verleitete.“

Den Lindenschild zum Schutz schwingend, gelobt **Leofsunu**, dass er nicht einen Fußbreit von hinnen weichen, sondern vorwärts eilen will, um seinen Herrn in hartem Kampf zu rächen. Es sollen ihn nicht tapfere Helden am Fluss Stour tadeln und schmähen, dass er nach dem Schlachttod des Fürsten

ohne seinen Herrn heimwärts zieht und aus dem Kampf entweicht. „Mich soll die Waffe treffen, die Spitze aus Eisen“ ruft er zornig und eilt zum Kampf, die Flucht verachtend und mutig zu streiten. **Dunnere** hebt die Lanze und ruft jeden der Männer auf, Byrhtnoth zu rächen. Keiner soll zurückbleiben und den Tod scheuen.

Ihres Lebens nicht achtend, eilen die Gefolgsleute zur Schlacht und fechten tapfer. Die grimmigen Kämpfer bitten Gott, dass sie Rache für ihren Herrn üben und die feindlichen Streiter erschlagen dürfen.

Auch **Aescferth**, **Ecglafs** Sohn, aus einem edlen Geschlecht aus Nordhumbrien, der bei den Ostsachsen als Geisel weilt, kennt kein Zaudern; seine eifrig abgeschossenen Pfeile durchbohren die Schilde, verletzen die feindlichen Streiter. Der treue Gefährte reißt immer wieder neue Wunden auf, so lange er sich mit Waffen wehren kann.

Allen voran kämpft **Eadweard** der Große, kräftig und kampffroh. Er spricht kühne Worte, dass er nicht einen Fußbreit fliehen will, nicht von der Stelle weichen, an der sein erschlagener Herr liegt. Er bricht den Schildwall der Gegner auf und streitet mit den Feinden, bis er seinen Herrn an den Seeleuten würdig gerächt hat und selbst auf der Walstatt liegt.

Auch **Aetheric**, **Sibyrhts** Bruder, der edle Gefährte und viele andere drängen nach vorn und kämpfen voll Eifer. Sie streiten mit Kühnheit, zerhauen die Schilde und brechen die Lanzen. Die Brünen singen klirrend den Schlachtgesang. Da ereilt im Kampf auch **Offa** der Tod, der Verwandte Gaddes sinkt zur Erde und liegt auf der Walstatt. Er hat erfüllt, was er seinem Fürsten versprochen, seinem Herrn früher gelobt hat, dass sie beide heil nach Hause kommen und zur Burg reiten, oder auf der Heerfahrt fallen und auf der Walstatt an ihren Wunden sterben würden. Offa liegt neben seinem Herrn, wie es einem Gefolgsmann und Helden geziemt.

Es zerbrechen die Schilde. Es stürmen voll Grimm die Seefahrer vorwärts. Oft fällt ein Ger einen Todgeweihten. Da greift **Wistan** an, des **Thurstan** Sohn. Mit den Seefahrern streitet er, drei Männer erschlägt er im Gemenge bevor **Wigelins** Spross unter den Erschlagenen auf dem Schlachtfeld liegt. Es ist ein hartes Treffen. Die Kämpfer stehen fest im Kampf, ermattet, aus vielen Wunden blutend, geweiht dem Tod.

Die Brüder **Oswold** und **Eadwold** feuern die Männer an, ermahnen ihre Sippe, den Stress zu ertragen und die Waffen resolut zu benutzen. **Byrhtwold**, ein alter Kampfgefährte Byrhtnoths, ergreift seinen Schild, schüttelt den Speer aus Eschenholz und hebt an zu sprechen.

„Der Gedanke soll umso härter, das Herz umso stärker und der Mut umso größer sein, je mehr unsere Kraft nachlässt. Hier liegt unser Heerführer erschlagen, der tapferere Mann, der liebe Herr, der Gute, im Staub auf der Erde. Elend möge sich jeder fühlen, der jetzt den Kampf flieht. Ich bin alt

geworden, ich will nicht fort, sondern bei meinem Herrn bleiben. Möge der es für immer beklagen, der daran denkt, den Schauplatz des Kampfes jetzt zu verlassen. Ich bin ein alter Mann; ich will nicht weg von hier, sondern ich möchte an der Seite meines Herrn liegen, des Mannes, den ich so sehr liebe.“

Zuletzt ermutigt **Godric**, **Aethelgars** Sohn, alle zu kämpfen. Oft lässt er seinen Wurfspeer, das tödliche Geschoss, gegen die Wikinger fliegen, während er in der Kampfgruppe nach vorne stürmt. So eilt er als erster dem Heer voran, er haut und sticht noch viele Feinde nieder, bis er im Kampf fällt. Mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass es aber nicht der **Godric** war, der sich durch feige Flucht dem Gerkampf entzogen und das Kampffeld in Schande verlassen hatte, endet das Gedicht unvermittelt und vollkommen unerwartet.

In dem Gedicht *The Battle of Maldon* treffen die noch im Volk verwurzelte germanische Tradition des heroischen Zeitalters und die Frömmigkeit und der Eifer des frühen angelsächsischen Christentums unmittelbar aufeinander. Die starke Bindung der Krieger an ihren Gefolgsherrn im Krieg und im Frieden erreicht ihren Höhepunkt in der Zeit der Völkerwanderung. Sie wird bei der Eroberung Britanniens mit auf die Insel gebracht, dort weiter gefestigt durch Versammlungen in der Methalle, wie sie Beda beschreibt, als König Edwin (616–632) und seine Nordhumbrier über die Annahme des Christentums beraten [II/13, 182, Ausg. und Übers. Spitzbart] und klingt nach der Christianisierung langsam aus, genau wie die mündlich tradierte Versform der Dichtungen in alliterierenden Langzeilen, die mit der Übernahme des lateinischen Alphabets noch eine kurze Zeit in der Muttersprache gepflegt und bewahrt wird, dann allerdings mit der Einrichtung von Skriptorien und Klosterschulen dem lateinischen Hexameter weichen muss.

Das alles spricht dafür, dass die Schlacht von Maldon dem Gedicht zufolge nicht lange nach der Christianisierung Englands, also in der zweiten Hälfte des 7. Jh. stattgefunden haben muss.

Kein Kenner der altenglischen Sprache und Literatur, der Kultur und Lebensart der Angelsachsen würde es wagen, dem Statement zu widersprechen, wenn nicht in zahlreichen Chroniken des 12. Jh. als Datum für die Schlacht von Maldon und Byrhtnoths Tod das Jahr 991 angegeben wäre, also rund drei Jahrhunderte später!

Angelsächsische Chroniken über Byrhtnoths Tod

Byrhtnoths die Zeiten überdauernden Ruhm, vielleicht sogar seine Existenz, verdankt er nur den Berichten über ihn in den Chroniken und dem Gedicht über die *Battle of Maldon*. Dabei spielt die Person des Ealdormans eine viel bedeutendere Rolle, als das Gefecht, in dem er erschlagen wurde.

Fletcher [189] nimmt an, dass Byrhtnoth um 925–930 geboren wurde und ab dem Jahre 956 Ealdorman von Essex einschließlich der Grafschaften Huntingdonshire, Cambridgeshire, Oxfordshire, Suffolk, und Worcestershire war. Er soll bis 990 in verschiedenen Urkunden dokumentiert sein, was aber nicht viel zu besagen hat, da, wie auch in Deutschland und anderswo, in England die *Charters* keineswegs Dokumente von unanfechtbarer Autorität sind, sondern viele im Nachhinein geändert oder interpoliert wurden, wenn es sich bei ihnen nicht sogar von Vornherein um erfundene Dokumentationen handelte. Bei der Fälschung von Urkunden wurden in England traditionsgemäß Namen und Titel gewählt, deren Träger nicht ungewöhnlich für die Zeit und die Region waren.

Zu den übertriebenen Überlieferungen über Byrhtnoth gehört auch die Mitteilung, dass der Ealdorman, an dessen untadeliger Integrität es keine Zweifel zu geben scheint, durch seine Heirat mit *Aelflaed* auch mit dem ostsächsischen Königshaus verschwägert gewesen sein soll.

Der Tod Byrhtnoths ist in sechs, wenig voneinander abweichenden Fassungen der landessprachlichen *Angelsächsischen Chronik* (*The Anglo-Saxon Chronicle*) sowie in mehreren lateinischen Chroniken überliefert, die im 12. Jh. aus der Retrospektive aufgezeichnet wurden. In Ms. F der *Angelsächsischen Chronik* ist unter dem Jahr 991 zu lesen:

„In diesem Jahr starb der Ealdorman Brihtnoth in Maldon und in diesem Jahr wurde auf den Rat des Erzbischofs Sigeric erstmals Tribut an die Dänen gezahlt, nämlich zehntausend Pfund“. [Byrhtnoths Name mit „r“-Metathese und „i“ geschrieben].

Die Schlacht selbst und die damit verbundenen Umstände von Byrhtnoths Tod werden nicht erwähnt. Eine der sechs Fassungen nennt statt 991 das Jahr 993, in dem die Schlacht stattgefunden haben soll.

Die lateinische *Chronik der Chroniken* (*The Chronicle of Chronicles*) aus dem 12. Jh. ergänzt für das Jahr 991, dass die Dänen unter der Führung von Justin und Guthmund, dem Sohn von Steitan (Stectan), Ipswich verwüsteten. *Florence of Worcester*, der Verfasser dieser Chronik, erwähnt auch die Schlacht, in der Byrhtnoth, der tatkräftige Ealdorman der Ostsachsen, nicht lange nach der Zerstörung Ipswichs mit den Dänen in der Nähe von Maldon kämpfte und, nachdem viele Krieger auf beiden Seiten getötet worden waren, selbst erschlagen wurde und die Dänen die Oberhand behielten. Er teilt auch mit, dass noch im gleichen Jahr auf den Rat Sigerics, des Erzbischofs von Canterbury und der Grafen Aethelward und Aelfric, den Dänen zum ersten Mal zehntausend Pfund Tribut gezahlt werden. Dafür wollen diese die Plünderungen, Brandstiftungen und Tötungen von Menschen, die sie immer wieder entlang der Seeküsten begangen hatten, stoppen und einen stabilen Frieden halten.

Fast gleich lautende Berichte finden sich in der *Historia Regum des Simeon von Durham* sowie in *Henry von Huntingdons History of the English* aus dem 12. Jh. Letzterer fügt noch hinzu, dass es sich um eine nicht unbeträchtliche angelsächsische Streitmacht handelte, die von den Dänen zurück getrieben und zerstört wurde.

Die Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen der Chronikberichte in wesentlichen Punkten, nämlich in der Verwüstung Ipswichs, dem Tod Byrhtnoths und dem Jahr 991 für die Schlacht, rühren vermutlich daher, dass die Chroniken des 12. Jh. mehr oder weniger voneinander abgeschrieben wurden.

Liber Eliensis oder das Buch von Ely

Über die Gründung des Klosters zu Ely und die daran beteiligten Personen berichtet der altenglische Historiker Beda in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* [IV/17, Ausg. Spitzbart, S. 374-78].

Beda erzählt, dass Prinzessin Aethelthryth, Tochter des „sehr frommen und bei allem in Geist und Werk hervorragenden“ Königs Anna von Ostanglien (? – 654), in erster Ehe mit Tondberht, dem Ealdorman der Südgyrve, verheiratet war. Als Tondberht kurze Zeit nach der Hochzeit starb, wurde Aethelthryth König Ecgrith von Nordhumbrien (670–685) zur Frau gegeben und „obwohl sie 12 Jahre dessen Gemeinschaft genoss, blieb sie dennoch in dauernder, ruhmvoller Unberührtheit der Jungfräulichkeit“.

Aethelthryth bat den König sehr lange, die Angelegenheiten der Welt aufgeben und dem einen wahren König Christus im Kloster ganz dienen zu dürfen. Als sie es endlich mit Mühe erreichte, erhielt sie von Bischof Wilfrid den Schleier des Nonnenlebens und trat in das an einem Ort namens Coldingham liegende Kloster der Äbtissin Aebbe, einer Schwester König Ecgriths, ein.

Ein Jahr später wurde sie jedoch selbst Äbtissin in dem Gebiet, das Ely heißt, „wo sie nach dem Bau eines Klosters jungfräuliche Mutter sehr vieler gottergebener Jungfrauen wurde, und zwar durch Ermahnungen sowie durch Beispiele himmlischen Lebens“.

Obwohl Beda für die Gründung des Klosters von Ely keine Jahreszahl nennt, wie er es auch an anderen Stellen seiner Kirchengeschichte handhabt, beispielsweise in dem Kapitel über Caedmon [IV/22], kann aus dem Kontext erschlossen werden, dass dies um 683/85 geschah.

Sieben Jahre, nachdem sie die Würde einer Äbtissin erhalten hatte, starb Aethelthryth; ihre Schwester Seaxburg, die Witwe des sehr frommen Königs Eorcenberht von Kent, der von 640 bis 664 regierte, folgte ihr im Dienst der Äbtissin.

Abschließend berichtet Beda, dass Ely, ein Gebiet von ungefähr 600 Hiden im Reich der Ostangeln, ähnlich einer Insel von Sümpfen und Seen

umgeben ist und von den vielen Aalen, die in den Gewässern gefangen werden können, seinen Namen erhielt.

In diesem im 7. Jh. gegründeten Kloster soll im 12. Jh., also 400 bis 500 später, das *Buch von Ely (Liber Eliensis)* erstellt worden sein, in dem sich ein umfassenderer lateinischer Bericht über die Schlacht von Maldon und Byrhtnoths Tod findet. In der Überschrift zum 62. Kapitel in diesem „Ely-Buch“ wird auf die Schenkungen hingewiesen, die der würdige Heerführer Brithnoth dem heiligen Aethelred zukommen ließ.

Nach der einleitenden Anerkennung der Eigenschaften und Verdienste Byrhtnoths wird der bemerkenswerte, „tapfere und berühmte Mann, dessen Leben und dessen Taten in der englischen Geschichte großes Lob gebührt“, als Heerführer der Nordhumbrier vorgestellt, was zwar den anderen Berichten zuwider läuft, die Byrhtnoth als Ostsachsen darstellen. Es spricht aber einiges dafür, dass Byrhtnoth tatsächlich Nordhumbrier war und nur wegen der Einträge in den Charters und dem Schauplatz der Schlacht in Essex den Ostsachsen zugerechnet wurde. Die unterschiedliche Angabe der Stammeszugehörigkeit kann toleriert werden, wenn man bedenkt, dass die nordhumbrischen Könige in jener Zeit die Oberherrschaft über andere angelsächsische Königreiche ausübten und die Angehörigen der Herrscherhäuser und des Adels zudem untereinander verwandt und verschwägert waren.

Der lateinische Chronist von Ely berichtet weiter, dass Byrhtnoth wegen seiner außerordentlichen Weisheit und seiner körperlichen Stärke, mit der er standhaft sich selbst und seine Leute verteidigte, von jedem in englischer Sprache „Ealdorman“ genannt wurde, was soviel wie Rangältester oder Anführer bedeutet; er scheint also nicht zu wissen, dass es sich dabei um einen erblichen Titel handelt und fährt fort:

„Er war eloquent in der Rede, widerstandsfähig in der Stärke, groß an Gestalt, unerbittlich im Krieg und in Schlachten gegen die Feinde des Königreichs und über jedes Maß kühn, weder den Tod beachtend noch fürchtend. Darüber hinaus ehrte er die heilige Kirche und Gottes Priester überall und gab sein gesamtes väterliches Erbe zu ihrem Gebrauch. Er machte sich jederzeit zum Bollwerk für die religiöse Ordnung und gegen jene, die versuchten, in heiligen Stätten Ärger zu machen“.

Als Beispiel wird eine Episode genannt, nach der einmal einige Edle aus Habgier und Tollheit die Mönche vertreiben und jene, die Edgar und der heilige Aethelwold kürzlich ausgeschlossen hatten, zurück in die Kirchen setzen wollten. Der religiöse Byrhtnoth soll seinen Platz im Rat eingenommen und mit großer Festigkeit argumentiert und erklärt haben, dass es für ihn keinen Weg gäbe, die Ausweisung von Mönchen aus dem Königreich zu tolerieren, die ihr ganzes Leben die Religion darin bewahrt hätten.

Die Schilderung bezieht sich auf den ehrwürdigen Bischof Wilfrid von Nordhumbrien, der nach einem um 678 mit König Ecgfrith entstandenen Zwist mit seinen Mönchen von seinem Bischofssitz in York vertrieben wurde. An seiner Stelle wurden zwei andere Bischöfe geweiht und eingesetzt. Wilfrid ging nach Rom und wurde von Papst Agatho rehabilitiert [Beda IV/12, V/19] und nach seiner Rückkehr von König Aethelred, der mittlerweile die Regierungsgeschäfte an Cenred übergeben hatte und Abt geworden war, rehabilitiert.

Weiter heißt es in dem Bericht, dass sich Byrhtnoth sein ganzes Leben lang bei allen Gelegenheiten der Verteidigung des Landes und der Freiheit gewidmet und immer versichert habe, dass er lieber sterben würde, als Ungerechtigkeiten gegen sein Land ungerächt zu lassen.

Nach dieser Würdigung Byrhtnoths leitet der Chronist über auf die dänischen Überfälle, die sich zu dieser Zeit in England ereigneten und erzählte, dass Byrhtnoth wegen seiner großer Würde von allen regionalen Herrschern, an deren Küsten die Dänen mit ihren Schiffen auftauchten, zu Hilfe gerufen wurde, um die betroffenen Distrikte vor der Verwüstung durch die Seeleute zu schützen.

Danach kommt er speziell auf Maldon zu sprechen und erzählt: Sobald der Ealdorman hörte, dass die Dänen in Maldon gelandet waren, stellte er sie mit einer bewaffneten Armee und tötete sie beinahe alle auf einer Brücke. Nur einige von ihnen konnten entkommen und die Nachricht in ihr Land bringen. Nach dem Sieg kehrte der Ealdorman schnell nach Nordhumbrien zurück.

Die äußerst niedergeschlagenen Dänen aber statteten noch einmal eine Flotte aus und landeten unter Justin und Stectans Sohn Guthmund vier Jahre später wieder in Maldon, um ihre in der Schlacht gefallenen Leute zu rächen. Als sie den Hafen erreichten, hörten sie, dass Byrhtnoth die blutige Niederlage verursacht hatte. Sie sandten sofort Boten zu ihm mit der Nachricht, dass sie gekommen seien, um ihre Leute zu rächen und dass sie ihn für einen Feigling hielten, wenn er es nicht wagen würde, mit ihnen zu kämpfen. Byrhtnoths Ehrgefühl und sein Heldenmut wurden durch diese Botschaft geweckt, und er versammelte seine alten Kameraden um sich für dieses Unternehmen. Mit einigen wenigen Kämpfern, geführt von der Hoffnung auf Sieg und seinem eigenen übergroßen Mut, ging er in die Schlacht, zwar vorsichtig, aber in Eile, um zu verhindern, dass die feindliche Armee auch nur einen Fußbreit seines Landes während seiner Abwesenheit eroberte.

Bei seiner Ankunft war er weder bestürzt über die kleine Zahl seines eigenen Heeres noch alarmiert von der Menge der Feinde, sondern er griff die Dänen sofort an und kämpfte vierzehn Tage lang. Am letzten Tag waren nur noch einige seiner Leute übrig geblieben und Byrhtnoth wusste, dass er sterben musste, aber er verringerte nicht seine Anstrengungen gegenüber den Feinden.

Er hatte den Dänen eine enorme Schlacht geliefert und es war ihm beinahe gelungen, sie in die Flucht zu schlagen. Aber der Feind zog einen Vorteil aus der kleinen Anzahl von Byrhtnoths Männern und griff in einer pfeilförmigen Phalanx an. Nach einer ungeheuren Anstrengung gelang es den Dänen jedoch nur, Byrhtnoth das Haupt abzuschlagen, als er kämpfte. Sie trugen den Kopf hinweg und flohen in ihr eigenes Land.

Als der Abt von Ely vom Ausgang der Schlacht hörte, ging er mit einigen Mönchen auf das Schlachtfeld, fand Byrhtnoths Körper, trug ihn zurück in die Kirche und beerdigte ihn mit allen Ehren. An die Stelle des Kopfes legte er einen runden Ball aus Wachs, An diesem Zeichen wurde der Körper noch lange danach erkannt und im 12. Jh. in Ehren unter die anderen gelegt. Weder der Name des Abtes noch der des Chronisten werden genannt. Der Chronikeintrag endet mit der Information, dass Byrhtnoth, dieser fromme und aktive Mann, im Jahr 991 in den Tagen des Königs Aethelred lebte.

Grundlegende und kontroverse Erörterungen

Den Austragungsort der Schlacht versucht 1925 Edward Dalrymple Laborde zu identifizieren. In einem Artikel in *The English Historical Review* beklagt er, dass die Berichte über die Schlacht von Maldon voll sind von Schwierigkeiten und ungelösten Problemen, obwohl mehr schriftliche Informationen auf unsere Zeit überkommen sind, als über irgend eine andere Schlacht in England vor Hastings. Er greift ein solches ungelöstes Problem heraus, widerlegt das vorher darüber Gesagte und unternimmt es, unter Auswertung von 15 Zeilen oder Halbzeilen des Gedichts, die Austragungsstätte der Schlacht genau fest zu legen, nämlich das Ufer des Flusses Blackwater oder Panta gegenüber der Flussinsel Northey unweit von Maldon in Südostengland.

Obwohl sich die Beschaffenheit der Landschaft in den vergangenen mehr als tausend Jahren durchaus verändert haben kann, ist diese Lokalisation inzwischen allgemein anerkannt, zumindest wird ihr kaum widersprochen.

Über das in mancher Hinsicht außergewöhnliche Gedicht *The Battle of Maldon*, das viele rätselhafte, unverständliche Züge trägt, werden von den Interpreten grundlegende und kontroverse Erörterungen geführt, zum Beispiel, warum Byrhtnoth das Friedensangebot ablehnt und so viele Menschen dem sicheren Tod preisgibt, warum er den Invasoren zu viel Land einräumt und damit seine eigenen Leute ins offene Messer laufen lässt, anstatt den Brückenkopf zu halten, der sich mit drei guten Kämpfern verteidigen lässt und ob der Ealdorman sich und seine Truppe überschätzt. Es wird auch darüber gerätselt, wie groß die Flotte und die Anzahl der Wikinger war, mit der sie das Lösegeld erpressen wollten.

Obwohl die Stärke von Byrhtnoths Hausmacht nicht eigens genannt wird und auch die des dänischen Heeres sich nur schätzungsweise angeben lässt,

vermuten die Literaturkritiker, dass Byrhtnoths Truppe nur etwa 50 Leute ausmacht, während die Anzahl der dänischen Truppen ganz allgemein auf das vierzig- bis achtzigfache, also auf 2.000 bis 4.000 Mann, geschätzt werden, dem aber nicht unbedingt zuzustimmen ist. Die geschätzten Zahlen für die angelsächsische Truppe gehen vermutlich auf den Umstand zurück, dass viele Kämpfer von Byrhtnoths Heer namentlich genannt werden, wodurch ein familiärer Eindruck entsteht. Bei einer solch vielfachen Übermacht wäre das Unternehmen unverantwortlich und von Anfang an ein Himmelfahrtskommando gewesen. Sich auf so etwas einzulassen, passt nicht zu dem als umsichtig und erfahren geschilderten Byrhtnoth und ist ihm nicht zuzutrauen, ganz abgesehen davon, dass einige Chroniken von einer großen Streitmacht der Angelsachsen sprechen.

Weiterhin wird erörtert, ob es die Schlacht von Maldon, die nur in angelsächsischen Chroniken des 12. Jhs. überliefert ist und in den skandinavischen Quellen überhaupt nicht erwähnt wird, wirklich gab oder ob sie nur eine literarische Erfindung ist, ein interessantes, aber fiktives Paradebeispiel, wie eine Schlacht zwischen Angelsachsen und in England einfallenden Dänen hätte verlaufen können, ferner wo und wann sie geführt wurde, wie lange sie dauerte, ob nur eine oder (im Zeitraum von vier Jahren) zwei Schlachten stattfanden, wie in dem *Buch von Ely (Liber Eliensis)* berichtet wird. Auch der Wert des Heldenliedes für die Geschichtsschreibung wird hinterfragt, sowie Ort und Zeitpunkt der Entstehung der Komposition, nicht zuletzt auch der Autor des Gedichts und seine Glaubwürdigkeit.

Auf diese Fragen gibt die Dichtung keine Antwort. Wer ist der Dichter? Wir wissen es nicht! Nimmt er am Kampf teil, ist er ein Augenzeuge, woher erhält er die Kenntnis, die ihn in die Lage versetzt, alles so ausführlich und detailgetreu, geradezu minutiös beschreiben zu können?

In Zeile 117 wird die in der germanischen Literatur übliche Formel „Ich hörte das“ verwendet, mit der auch das Bruchstück des althochdeutschen *Hildebrandsliedes* beginnt. Daraus kann man schließen, dass der Verfasser weder Partizipant noch Augenzeuge des Kampfes ist, sondern aus der mündlichen Tradition schöpft. Aber wer soll die Information weiter getragen haben, wenn am Ende Freund und Feind erschlagen auf der Walstatt liegen, wenn außer den feige aus dem Kampf Geflohenen keiner übrig bleibt, der über den Hergang der so tumultuarischen Schlacht berichten kann?

Der Verfasser sagt nichts darüber, wie sich der zu jener Zeit schon 61 oder sogar noch mehr Jahre zählende Heerführer Byrhtnoth, den er als *Earl, Prince, Leader* „Graf, Prinz, Anführer“ und so weiter bezeichnet, und seine Kämpfer auf das Treffen vorbereiten, warum sie den Feind gerade an dieser Stelle erwarten beziehungsweise sich ihm zum Kampf stellen, oder wie lange die Kontrahenten schon dort verweilen, ehe die Schlacht beginnt. Er erwähnt

auch nicht die vorangegangene Zerstörung von Ipswich und der Südostküste von Suffolk, erzählt auch nicht, wie die Schlacht ausgeht, wer oder ob überhaupt jemand überlebt oder was danach geschieht und bestätigt auch nicht die in den Chroniken berichteten Tributzahlungen an die Dänen.

Die Schlacht von Maldon ist gleichermaßen ein Heldengedicht und ein Klagelied, das in der Poesie der Angelsachsen neben dem umfangreicheren *Beowulf*-Epos (3.180 Stabreimzeilen) und einigen kürzeren, teils fragmentarischen Kampfbeschreibungen des 7. Jh. steht.

Auch das Maldon-Gedicht ist nur als ein Fragment überliefert. Es beginnt mit dem aus den zwei Wörtern *brocen wurde* „zerbrochen würde“ bestehenden unvollständigen Satz. Danach steigt der Autor ohne eine Einleitung unmittelbar in die Schilderung des Geschehens ein, die er am Ende genau so abrupt abbricht.

Ob das Gedicht über die Schlacht von Maldon bereits in dem Cotton'schen Manuskript [Otho A XII] in dieser bruchstückhaften Form stand, lässt sich nicht mehr ermitteln, ist meiner Meinung nach aber möglich, denn auch bei den altenglischen Rätseln ist es gängige Praxis, dass die Dichtung mitten in der Handlung beginnt und endet, ohne dass mitgeteilt wird, was vorher war oder später sein wird.

Nichtsdestotrotz wird von den Kritikern allgemein angenommen, dass Anfang und Schluss des Gedichts erst in der Kopie von Hearne weggelassen werden und demzufolge ein Teil der Dichtung fehlt, der auf etwa fünfzig Zeilen geschätzt wird und über dessen Inhalt spekuliert werden kann.

Die Datierung für die Schlacht von Maldon und Byrhtnoths Tod in das Jahr 991 gilt wegen der Übereinstimmung in fast allen Chroniken als so sicher, dass sie nicht angezweifelt oder hinterfragt wird, obwohl Inhalt und Form des Gedicht, die Geisteshaltung und alle anderen Umstände, wie oben ausführlich dargelegt, für die Verhältnisse im ausgehenden 7. Jh. sprechen.

Über den Tag und Monat von Byrhtnoths Tod sagen die vorstehenden Chroniken nichts aus, aber aus Eintragungen in zwei Kalendern (Winchester und Ely) geht hervor, dass des Todestages Byrhtnoths am 11. respektive 10. August gedacht wird. Da der Ealdorman in der Schlacht umgekommen ist, muss diese an einem dieser beiden Tage stattgefunden oder zwei Tage gedauert haben.

Für den Zeitpunkt der Abfassung des Gedichts gibt es in den Quellen keine Anhaltspunkte. Wir wissen nicht, wann es entstanden ist. Einige Interpreten äußern die vage Vermutung, dass es kurz nach der Schlacht, andere, dass es etwa 40 Jahre später angefertigt worden sei.

Die Komposition des Gedichts kann in Anlehnung an die altenglische Sprache und Literatur, insbesondere an das *Beowulf*-Epos und die Rätsel, aus denen sogar wörtlich zitiert wird, von einem unbekanntem Autor in dichterischer

scher Freiheit gestaltet und künstlerisch ausgemalt worden sein, wobei die sinngemäße Übernahme der in den Chroniken übermittelten Information der Anlass gewesen sein kann.

Im *Liber Eliensis* ist beispielsweise die Rede von keinem Fußbreit Land, den Byrhtnoth und seine Mannen den Dänen überlassen wollen, was im Gedicht mehrfach erwähnt wird.

Wann das Gedicht über die Schlacht von Maldon verfasst wurde, wird sich nach unseren Kenntnissen und dem heutigen Wissen wohl nie zweifelsfrei ermitteln lassen. Es steht aber fest, dass es in dem ersten und einzigen bekannten westsächsischen Dialekt verfasst ist und in Versform, Dichtungsart, Stabreimformeln, Wortschatz und vielen Analogien der anderen altenglischen Literatur gleicht oder dieser zumindest nachempfunden ist, nicht zu vergessen, dass es von dem germanischen Gefolgschaftswesen durchdrungen ist, das mit der Übernahme des Christentums in England im 7. Jh. ausläuft.

Nicht nur die äußeren Kriterien entnimmt der unbekannt Dichter der anderen überlieferten landessprachlichen Literatur, die mit Hilfe des lateinischen Alphabets nach der Christianisierung zum ersten Mal aufgezeichnet wurde, sondern er nennt auch Namen, deren Träger bei Beda in gleicher Position für das 7. Jh. dokumentiert sind.

König Aethelred von Mercien

König Aethelred von Mercien (674–704), wird an drei Stellen als der Gefolgsherr Byrhtnoths dargestellt. Vor Beginn der Kampfhandlungen verkündet der Graf selbst dem Boten der Seefahrer, dass er mit den von ihm befehligten Leuten seine Heimat, seines Herrn Aethelreds Heim und Besitz, das Land und das Volk beschützen und gegen die heidnischen Invasoren verteidigen will [Z. 52-55].

Als während des Gefechts ein von den Dänen gesendeter Speer den heldenhaften Heerführer durchbohrt, wird Byrhtnoth von dem Autor der „edle Degen Aethelreds“ genannt [Z. 151], und als Byrhtnoth gefallen ist und tot am Boden liegt, heißt es im Gedicht: „Nun war gefallen der Führer des Heeres, des Aethelreds Graf“ [Z. 202].

König Aethelred von Mercien war zu Beginn seiner Regierungszeit ziemlich kriegslustig. So verwüstete er nach der Heranführung eines schlimmen Heeres („adducto maligno exercitu“) im 676. Jahr der Inkarnationszeitählung das Königreich Kent, schändete ohne Rücksicht auf Frömmigkeit und Gottesfurcht Kirchen und Klöster und vernichtete im allgemeinen Unheil auch Rochester, wo Putta, zu jener Zeit allerdings abwesend, Bischof war. Als Putta erfuhr, dass seine Kirche nach dem Raub aller Gegenstände verwüstet war, wich er zu Seaxwulf, dem Bischof der Mercier aus und starb bald

darauf. Erzbischof Theodor von Canterbury weihte an seiner Stelle Cwichehm zum Bischof von Rochester. Als dieser kurze Zeit später wegen Mangel an Mitteln vom Bischofsamt zurücktrat und sich an andere Orte zurückzog, setzte Theodor für ihn Gefmund als Bischof ein [Beda IV/12].

Nachdem in der Schlacht am River Trent Aelfwine, der 18-jährige Bruder des Königs Ecgrith, gleichzeitig auch der Bruder der Königin Osthryth von Mercien, getötet wurde, hätte der Tod des Prinzen zu einem schlimmeren Krieg und zu einer längeren Feindschaft zwischen den trotzigem Königen und den Ländern führen können, weil Aelfwine in beiden Ländern sehr beliebt war. Durch eine heilsame Ermahnung Bischof Theodors, der über göttliche Hilfe verfügte, kam es zur Versöhnung der beiden Könige Ecgrith und Aethelred. Letzterer musste dem ersteren als Rächer für den Tod des Bruders nicht das Leben eines Menschen, sondern nur das übliche Wergeld zahlen. Die Verträge dieses Friedens hielten dann lange Zeit zwischen diesen Königen und ihren Reichen [Beda IV/21].

Die heilsame Ermahnung Theodors war offensichtlich ein Markstein und ein Wendepunkt im Leben König Aethelreds, der in der Folgezeit ab 680 von Beda in der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* nicht mehr als Kriegsführer und mutwilliger Zerstörer von Kirchen und Klöstern, sondern als frommer und gottesfürchtiger Herrscher dargestellt wird, der sich um die Einsetzung von Bischöfen kümmert und nicht nur Briefe von Bischof Theodor erhält [Beda IV/17], sondern sogar vom Papst [Beda V/19].

Dieser in Bedas Kirchengeschichte vielfach bezeugte König von Mercien entspricht in allem dem Aethelred, für den Byrhtnoth kämpft. Er lebt noch in der Tradition des germanischen Gefolgschaftswesens und muss König Ecgrith von Nordhumbrien für dessen im Kampf erschlagenen Bruder Aelfwine germanischer Tradition entsprechend Wergeld zahlen, hat andererseits, wie auch sein Vorgänger König Wulfhere von Mercien (657–674) die Oberherrschaft über das Königreich Essex inne und ist damit der Herr des ostsächsischen Ealdorman Byrhtnoth. Er ist ein Kriegsherr a priori, ist aber auch wie Byrhtnoth von der tiefen Frömmigkeit des jungen angelsächsischen Christentums geprägt und wird zusammen mit dem Kloster in Ely von Byrhtnoth im Testament bedacht.

Später wird er sogar als Heiliger bezeichnet, wie in der Überschrift zum 62. Kapitel in dem „Ely-Buch“, wo auf die Schenkungen hingewiesen wird, die der würdige Heerführer Brithnoth dem heiligen Aethelred zukommen ließ. Nutznießer dieser Schenkungen waren die Mönche des in den 80er Jahren des 7. Jhs. gegründeten Klosters in Ely, die Byrhtnoths Kampf und Tod in der Schlacht von Maldon nicht nur gebührend in ihrer Chronik darstellten, sondern nach der Schlacht auch seinen kopflosen Körper vom Schlachtfeld in das

Kloster holten und mit einer großen Wachskugel anstelle des Kopfes in allen Ehren bestatteten.

704 übergibt König Aethelred von Mercien, nachdem er 31 Jahre an der Spitze des Reiches gestanden hat und seine Gattin Osthryth 697 von den mercischen Großen ermordet worden ist, die Herrschaft an seinen Sohn Cenred oder Coenred, geht ins Kloster und wird Abt [Beda V/24]. Danach verliert sich seine Spur.

Byrhtnoth und Oswald

Der früheste Hinweis auf Byrhtnoths Tod findet sich in der *Vita S. Oswaldi*, die von dem Mönch Byrhtferth in dem Kloster zu Ramsey verfasst worden sein soll. Darin wird in verklärender Weise über Byrhtnoths fast übernatürliche Fähigkeiten, seine Kräfte sowie die umsichtigen Taten des Ealdorman berichtet. Das Gedicht über die Schlacht von Maldon wird nicht erwähnt, auch nicht das eindringliche Sterbegebet Byrhtnoths oder die Namen seiner Mitstreiter und deren heldenhafte Reden, auch nicht ihre Absicht, bis zum Tod weiter zu kämpfen, um ihren geliebten Heerführer zu rächen, nachdem dieser gefallen war.

Der Chronist erzählt, dass wenige Monate nach einer Schlacht in Wessex, in der die Dänen geschlagen wurden, eine andere heldenhafte Schlacht unter Führung des namhaften Ealdormans Byrhtnoth im Osten dieser berühmten Region stattfand und fragt rhetorisch, wer darauf vertrauen könne, dass sein Stil elegant genug sei, um zu beschreiben, wie ruhmvoll, wie tapfer und wie mutig Byrhtnoth seine Unterführer ansprach, sie veranlasste eine Schlachtreihe zu bilden.

Er schildert Byrhtnoth, dessen hohe Gestalt alle anderen überragte, wie seine durch die mannigfaltige Liebe des Herrn gestärkte rechte Hand in Gedanken versunken immer und immer wieder, seines dem Gefieder eines Schwans gleichenden grauen Haares vergessend, über seinen Kopf streifte, gestärkt von seinen Almosen und seinen heiligen Messen. Mit der linken Hand verteidigte er sich selbst, nicht achtend auf seinen schwächer werdenden Körper, denn seine Gebete und seine guten Taten unterstützten ihn. Als Byrhtnoth, der nobelste General auf dem Schachtfeld, seine eigenen Männer den Feind angreifen und tapfer kämpfen sah, begann auch er für sein Land mit all seiner Kraft zu kämpfen. Byrhtnoth und seine Männer töteten viele Feinde, eine unzählbare Zahl von Dänen und von den eigenen Leuten starb. Byrhtnoth selbst fiel und der Rest floh. Die Dänen waren so unglaublich dezimiert und verwundet, dass sie kaum ihre Boote bemannen konnten. Ein Datum für die Schlacht oder die im Gedicht geschilderten Details werden in der *Vita S. Oswaldi* nicht genannt.

Die beiden Heerführer Oswald von Nordhumbrien und Byrhtnoth von Ostsachsen haben einige Gemeinsamkeiten. Beide kämpften für das Christentum, fielen in einer Schlacht gegen die Heiden und bei beiden wurden Haupt und Körper, wenn auch aus verschiedenen Anlässen, getrennt bestattet, was ungewöhnlich ist. Aber noch ungewöhnlicher ist es, dass zwischen dem Tod der beiden Heerführer, über die in der Chronik berichtet wird, mehr als dreieinhalb Jahrhunderte liegen sollen.

Der hl. Oswald, dessen Lebensgeschichte in der Chronik erzählt wird, wurde in seinen jungen Jahren im Exil im Christentum der britischen Kirche erzogen. Er regierte nach dem Tod Edwins nur neun Jahre als König von Nordhumbrien und Bretwalda, das heißt, er hatte, wie fünf altenglische Könige vor ihm, die Oberherrschaft über andere angelsächsische Königreiche inne [Beda II/5].

Unter dem Zeichen eines aufgerichteten Kreuzes gewann er 635 die Schlacht bei Hefenfeld. Wegen seines Einsatzes für das Christentum und seiner frommen Lebensführung genoss er schon zu Lebzeiten den Ruf eines Heiligen, was nach seinem Tod zu Berichten über von ihm vollbrachte Wunder und die Wunderkraft seiner Reliquien führte.

Oswald wurde in einer Schlacht gegen die heidnischen Könige Penda von Mercien (Erst nach Pendas Tod in 655 wurden die Mercier Christen) und Caedwalla von Gwynnedd in Maserfelth (vermutlich Oswestry in den nördlichen Midlands in Shropshire) getötet [Beda, III/9]. Kein Wunder, dass sich mehrere Klöster darum bemühten, seinen toten Körper in ihren Mauern zu bestatten. Sein Kopf wurde in Lindisfarne beerdigt und soll im Sarg des hl. Cuthbert bei dessen Öffnung in 1827 gefunden worden sein. Seine Hände und Arme wurden in der königlichen Residenz zu Bamburgh begraben. Der übrige Körper soll auf Veranlassung seiner Nichte, der Königin Osthryth von Mercien, in das Kloster Bardney in Ostengland, das die Königin und ihr Mann, König Aethelred, sehr schätzten, verehrten und ausstatteten [Beda, III/11] gebracht und dort 300 Jahre verblieben und in einem Schrein aufbewahrt worden sein, obwohl die Mönche von Bardney die Gebeine ausnahmsweise gar nicht haben wollten und sich erst nach langen Vermittlungen Osthryths zur vorläufigen Aufnahme in das Kloster bereit erklärten [vgl. Siepe 81]. Erst im 10. Jh. sollen diese Gebeine in die zu Ehren des heiligen Oswalds in Gloucester erbaute Kirche, deren Überreste im vorigen Jahrhundert ausgegraben wurden [Fletcher, 36], überführt worden sein.

In der Geschichtsschreibung musste die Entstehung der ohne Datum überlieferten *Vita S. Oswaldi* auf das Ende des 10. Jh. festgelegt werden, um den in den Chroniken auf das Jahr 991 terminierten Tod Byrhtnoths in der *Battle of Maldon* zeitlich mit einbeziehen zu können, obwohl normalerweise eine Biografie erstellt wird, solange Erinnerung und Gedenken an den Menschen

noch frisch sind, also innerhalb einiger Jahre oder Jahrzehnte. Die Lebensbeschreibung über Oswald soll aber erst 360 Jahre nach seinem Tod geschrieben worden sein, was äußerst ungewöhnlich ist. Wer weiß dann noch Bescheid über die Wunder, die Oswald oder seine Reliquien bewirkt haben, wenn es dafür keine Quellen gibt? Wer interessiert sich noch nach mehr als dreieinhalb Jahrhunderten für einen nordhumbrischen König, der nur knapp neun Jahre, von 633–641, regierte. Noch ungewöhnlicher ist der Bau einer Kirche zu Ehren des mehr als drei Jahrhunderte vorher lebenden nordhumbrischen Königs, der dazu noch der britischen Kirche und nicht der römischen angehörte.

Man darf mit Fug und Recht annehmen, dass die *Vita S. Oswaldi* nicht allzu lange nach König Oswalds Tod, zumindest noch im gleichen Jahrhundert erstellt wurde, in dem er lebte. Da auch Byrhtnoths Tod in diese Chronik mit einbezogen wurde, muss die Battle of Maldon, in der Byrhtnoth getötet wurde, auch in diesem überschaubaren Zeitraum stattgefunden haben. Unter Zugrundelegung und Anerkennung einer Phantomzeit von drei Jahrhunderten in die Geschichte lassen sich die Daten problemlos zusammenführen.

Die *Vita S. Oswaldi* gewinnt dann an Glaubwürdigkeit und erhält ihren Sinn, wenn sie etwa 60 Jahre nach dem Tod des Königs von Nordhumbrien erstellt wird, und die Mönche von Bardney brauchen die ungeliebten Gebeine Oswalds nicht 300 Jahre in einem Schrein zu lagern, sondern können sie schon im 7. Jh. in die Kirche zu Gloucester verbringen, die dann ebenfalls um diese Zeit erbaut wurde. Schließlich findet auch die Battle of Maldon, auf die nur Merkmale des 7. Jhs. zutreffen, wie sie im Gedicht beschrieben wird, in der angemessenen Zeit statt.

Beda Venerabilis

Den Mitteilungen des Historikers Beda Venerabilis über seine eigene Person und die Geschichte Englands kann man vertrauen. Seine *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* gilt seit dem Mittelalter als zuverlässig und glaubwürdig.

Über sein Leben schreibt er selbst am Ende der Kirchengeschichte, dass er, im Gebiet des 674 und 681 gegründeten Doppelklosters Wearmouth und Jarrow in Nordhumbrien geboren, durch die Fürsorge seiner Verwandten im Alter von sieben Jahren dem sehr ehrwürdigen Abt Benedict und dann Ceolfriht zur Erziehung übergeben wurde und seither die ganze Zeit seines Lebens in diesem Kloster als Priester und Diakon unter Beachtung der Regeldisziplin und der täglichen Pflege des Kirchengesangs mit Studieren und der Anfertigung von religiösen Schriften verbracht hat, und nennt als seine Quellen das, was er aus den Büchern der Alten, der Überlieferung der Vorfahren und seiner eigenen Kenntnis erfahren konnte.

Sein Geburtsjahr wird nicht mitgeteilt. Aus dem Kontext ergibt sich 673. Beda schließt das Werk im Alter von 59 Jahren um 731/32, drei bis vier Jahre vor seinem Tod, ab. Aus einem Brief seines Schülers Cuthbert (718–764), dem späteren Abt des Klosters Wearmouth and Jarrow, wissen wir, dass er einen Tag vor Himmelfahrt am 25. Mai 735 starb und im nördlichen Porticus der Kirche von Jarrow begraben wurde.

Die *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* beginnt mit dem sagenhaften Brutus, dem Gründer Britanniens, führt über die zum Anfang des 5. Jh. auslaufende Römerherrschaft und die in 449 beginnende gewaltsame Besiedelung Britanniens durch die Angeln, Sachsen und Jüten bis zu dem damit verbundenen britannischen Widerstand, legt 493 eine Pause von 89 Jahren ein und setzt die Geschichtsschreibung 582 im Vorfeld der Christianisierung fort [Laszlo 2007, 97].

Während Beda sich bei der Datierung von geschichtlichen Ereignissen des Altertums auch an Vertretern der Kirche oder an römischen Kaisern orientiert, hält er sich ab dem Beginn der Christianisierung Englands konsequent an die Inkarnationszeitählung (Zeit nach Christi Geburt), ist aber in zunehmendem Maß in der Angabe von Jahreszahlen sparsam und verwendet in der chronologischen Abfolge öfter Formulierungen wie „in jener Zeit“ oder ähnliches, was darauf hindeuten könnte, dass er schon etwas von der Bewegung, die in die Zeitählung gekommen ist, gehört hat und die Festlegung auf ein bestimmtes Jahr, wo es möglich ist, vermeiden will.

Er berichtet über die Ankunft der 596 von Papst Gregor I. aus Rom entsandten Missionare in England, die im Sommer des Jahres 597 auf der Insel Thanet in Kent landen. Augustinus und seine 40 Gefährten kommen nicht mit Feuer und Schwert, sondern tragen das Kreuz Christi und das Bildnis des Heilands vor sich her. Durch ihre untadelige, fromme Lebensweise können sie den durch seine Heirat mit einer fränkisch-christlichen Prinzessin vorbelasteten kentischen König Aethelberht (560–616) von der Qualität des Christentums überzeugen, so dass dieser mit seinen Untertanen zu Weihnachten des gleichen Jahres durch die Taufe die neue Lehre annimmt und sich bis zu seinem Tod in 616 für die Verbreitung des Christentums auch bei den benachbarten Volksstämmen des Landes einsetzt.

Beda erhält seine Informationen von Abt Albinus von Canterbury (709–732), der ihn auch zur Zusammenstellung der *Historia* angeregt haben soll und dem als Dank und Anerkennung unmittelbar nach Fertigstellung eine Kopie zugesandt wird, die ihn noch vor seinem Tod in 732 erreicht haben muss, heute aber verschollen ist. Ebenfalls nicht mehr erhalten ist die Kopie, die Beda als Vorabdruck dem König Ceolwulf (729–737) von Nordhumbrien zur Begutachtung und Lektüre überließ und eine zweite Abschrift an diesen König, die Beda ihm im Vorwort zum Abschreiben und zum gründlicheren

Studium mit den Worten „An den sehr ruhmreichen König Ceolwulf, Beda, Diener Christi und Priester“ widmete.

Nur zwei der in der ersten Hälfte des 8. Jh. angefertigten Kopien sind noch erhalten. Es handelt sich zum einen um das unter der Signatur Kk, 5. 16 in der Universitätsbibliothek zu Cambridge aufbewahrte, in der Zeit zwischen 734 und 748 entstandene *Moore Manuscript* und zum anderen um das 746 kopierte Exemplar der Leningrader Bibliothek. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass viele Handschriften im Verlauf von tausend Jahren auf irgendeine Weise dem Zahn der Zeit zum Opfer fielen.

Dem *Moore Manuscript* ist eine Fortsetzung des Werkes in Form von 7 kurzen Annalen für die Jahre 731 bis 734 mit Nachrichten über Bischöfe, eine Sonnen- und eine Mondfinsternis angehängt, woraus das früheste mögliche Datum dieser Abschrift ersichtlich ist, nämlich das Jahr 734, also noch zu Bedas Lebenszeit.

Den beiden Manuskripten ist eine Rückübersetzung von Caedmons Schöpfungshymnus aus Bedas lateinischer Nachdichtung in die nordhumbri-sche Sprache zu- oder angefügt [Laszlo 2000, 28]. Caedmons originaler Schöp-fungshymnus ist in westsächsischer Sprache im *Codex Exoniensis* als Einlei-tung zu dem Sonnenrätsel überliefert.

Die *Historia Ecclesiastica* hatte eine große Wirkung, war sehr beliebt und fand eine weite Verbreitung. Bemerkenswerterweise sind keine Abschriften von Bedas Werken aus der zweiten Hälfte des 8. Jh. aus dem 9., 10. oder 11. Jh. erhalten.

Außer den überlieferten zwei Manuskripten und den verlorenen Kopien an Albinus und den in Nordhumbrien von 729 bis 737 regierenden König Ceolwulf, die nur wenige Jahre nach der Fertigstellung entstanden, stammen alle 160 heute noch in England und auf dem Kontinent erhaltenen Abschrif-ten der Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum aus dem 12. – 15. Jh.

Den nach der Normannischen Eroberung erstellten Handschriften der Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum ist von unbekannter Hand eine Conti-nuatio Bedae bis zum Jahre 766 angefügt. Es stellt sich die Frage: Warum ist diese Continuatio Bedae erforderlich und warum gerade bis 766 ?

Die normannische Eroberung

Die normannische Eroberung Englands ist für das Jahr 1066 in der Geschichte manifestiert. Dieses Datum wurde von den Normannen vom Fest-land mit in das durch die Däneneinfälle arg gebeutelte England gebracht und dort weiter geführt. Danach ist die englisch-normannische Geschichte lücken-los und ausführlich dokumentiert. Für die Zeit vor der normannischen Erobe-rung wird die Geschichte von den Chronisten des 12. Jhs. rückwirkend aufge-schrieben, da es eine zeitgenössische Geschichtsschreibung nicht gibt.

König Harold II., 1022 als zweiter Sohn des Grafen Godwin von Wessex und seiner Frau Gytha geboren, wurde nach dem Tod von König Edward dem Bekenner im Januar 1066 König von England. Im Spätsommer des gleichen Jahres überquerte der norwegische König Harald Sigurdsson, auch *Hardrada* genannt, was soviel wie „der Unbarmherzige“ oder „der Rücksichtslose“ bedeutet, mit mehr als 300 Schiffen die Nordsee und verwüstete die Küste von Yorkshire, segelte den Humber und die Ouse hinauf und ankerte die Schiffe. Harald Hardrada vermeinte, ein vererbtes Anrecht auf das Land zu haben. Er verbündete sich mit Tostig, dem Bruder des englischen Königs, der ebenfalls den Thron anstrebte und 1065 nach einem Aufstand in Nordumbrien ins Exil gegangen war.

Harald Hardrada und Tostig marschierten mit ihren Truppen nach York, in der Absicht, England zu erobern. Eine kleine nordhumbrische Armee, die sie aufhalten wollte, wurde am 20. September in Fulford südlich von York zerschlagen. Die Stadt York leistete keinen Widerstand. Harald und Tostig zogen sich mit dem vereinigten Heer in Erwartung von Geiseln auf die einige Meilen östlich von York gelegene Stamford Brücke zurück.

Sobald König Harold II. von der Invasion der Norweger hörte, eilte er mit seinem Heer in erstaunlicher Schnelligkeit herbei, überraschte das feindliche Heer und erkämpfte am 25. September einen harten, aber überwältigenden Sieg. In dem Kampf wurden sowohl sein Bruder Tostig als auch der norwegische König Harald getötet. Damit hatte Harold II. die gefährlichsten Konkurrenten des Normannenherzogs Wilhelm aus dem Weg geräumt. So viele der mit mehr als 300 Schiffen angereisten invasionsgierigen Norweger fanden den Tod, dass sie für die Heimfahrt nur 24 Schiffe benötigten, um die Überlebenden nach Norwegen zu tragen.

Noch ehe sich das englische Heer von der anstrengenden Schlacht erholt hatte, erreichte König Harold am 1. Oktober die Nachricht, dass Wilhelm von der Normandie, der aus einem Versprechen, das ihm der kinderlos verheiratete König Edward 1050 oder 1051 gegeben haben soll, ebenfalls ein Anrecht auf den englischen Thron herleitete, am 28. September mit seinen Truppen in Pevensey gelandet war.

König Harold machte sich sofort auf, erreichte am 5. Oktober London, wo er seinem Heer eine Woche Erholung gönnte, zog dann weiter nach Süden und stellte sich Wilhelm am 14. Oktober in Hastings zum Kampf. Der Normannenherzog und seine motivierte, ausgeruhte Kriegsmacht, die in Berichten aus der Neuzeit auf mindestens 4.000, mit den Nachzählern sogar auf bis zu 400.000 Mann geschätzt wird, besiegten die von den Kämpfen gegen die Norweger geschwächten und dezimierten Engländer. König Harold, über den verbreitet wurde, dass er zwei Jahre vorher bei einem Besuch in der Normandie Herzog Wilhelm einen Treueid geschworen hätte, wurde getötet, ob durch

einen Pfeil ins Auge oder durch den Schwerthieb eines normannischen Ritters ist umstritten; die überlebenden Soldaten wurden auf Wilhelm als König der Engländer eingestimmt..

Der Eroberer okkupierte das Land von Süden her und ließ sich in der Hauptstadt London nieder, wo es bei seiner Krönung an Epiphania (6. Januar) 1067 durch ein Missverständnis zu einer Katastrophe gekommen sein soll, die wie folgt geschildert wird: Vor Westminster Abbey versammelten sich während der Krönungsfeierlichkeiten zahlreiche Londoner Bürger, um ihrem König zuzujubeln. Wilhelms Leibwache, die kein Englisch verstand und die Absicht der Ansammlung nicht erkannte, fürchtete einen Aufstand und steckte mit ihren Fackeln die Stadt in Brand. Etwa drei Viertel der aus Holz gebauten Häuser brannten ab.

Bevor der christliche König Wilhelm als grundlegende Reformen 1083 die altenglische Sprache durch das normannische Französisch ersetzen sowie in 1086 das *Doomsday Book* mit der Auflistung aller Ländereien des Landes erstellen ließ und den Besitz den Angelsachsen dann wegnahm, um ihn freigebig an seine Landsleute zu verteilen, versicherte er sich der Gunst der Kirche, indem er die kooperativen Priester, Äbte und Bischöfe in ihren Ämtern neu bestätigte und normannische Geistliche benannte, weil nach 75 Jahren heidnischer Dänenwillkür der englische Klerus kaum mehr Geistliche besaß. Er erneuerte die von den heidnischen Dänen geplünderten und von den machtlosen Engländern vernachlässigten Klöster und Skriptorien und versetzte sie in die Lage, ihre chronologischen und literarischen Arbeiten wieder aufzunehmen.

Wegen der durch die Überfälle und Landnahmen durch die Dänen verursachten chaotischen Zustände und tumultuarischen Verhältnisse fehlten in England für die Zeit vor der Normannischen Eroberung zuverlässige zeitgenössische Aufzeichnungen und Berichte und die Geschichtsschreibung musste rückwirkend aufgerollt werden. Als der Bezugspunkt für alle Daten wurde das Jahr 1066 fest verankert.

Je tiefer in die Vergangenheit eingetaucht werden musste, desto dürftiger und ungenauer wurden die Überlieferungen noch lebender Zeitzeugen und die eigenen Erfahrungen der Chronisten, bis diese Hilfsmittel ganz versagten, so dass auch skandinavische Quellen benutzt werden mussten, weshalb die dänischen Könige, die in einigen Gebieten Englands vor der Normannischen Eroberung das Sagen hatten, umfassender dokumentiert sind als die englischen.

Was geschieht in England im 8. Jahrhundert?

Eigentlich kann im 8. Jh. in England gar nichts geschehen, denn nach der Phantomzeitthese gibt es diese Zeit überhaupt nicht. Allerdings ist England noch nicht gebührend untersucht worden. Das gilt auch für Beda und seine

Schriften. Nur zwei erhaltene Exemplare der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* werden der ersten Hälfte des 8. Jh. zugewiesen; drei Exemplare werden aus den Berichten erschlossen. Außer diesen fünf Ausnahmen gibt es von den Manuskripten Bedas bis ins 12. Jh. keine Spur.

In der *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* [Buch IV, Kap. 26, Spitzbart 409] schreibt Beda aus zeitgenössischer Sicht und eigenem Erleben, dass in jener Zeit „Hoffnung und Kraft des Reiches der Engländer nachzulassen und niedergesunken zurückzugehen beginnen. Die Picten gewinnen den Teil ihres Besitzes, den die Engländer innehatten, zurück und ebenso die Iren, die in Britannien leben. Dabei kommen viele Engländer durch das Schwert um oder geraten in Unfreiheit“ [Laszlo 2006, 688]. Er gibt keine Jahreszahl an, aber diese Auseinandersetzungen im Inneren des Landes beginnen gegen Ende des 7. Jh., als Bischof Trumwine 684 mit seinen Getreuen von den Picten aus seiner Diözese in Abercorn an der schottischen Grenze vertrieben wird und im Kloster Streaneshealh Unterschlupf sucht. Die Konflikte dauern etwa zwei Jahrzehnte.

Beda berichtet weiter, dass zu dieser Zeit (aus dem Kontext ist zu ersehen, dass es sich um die ersten Jahre des 8. Jh. handelt) Adamnan, der kluge und in der Kenntnis der Schriften bestens unterwiesene Priester und Abt der Mönche von Iona, einige Zeit bei König Aldfrith von Nordhumbrien (685–704) verweilte, dort die kanonischen Bräuche sah und von kundigen Kirchenleuten ermahnt wurde, sich nicht anzumaßen, mit den ganz wenigen und im entferntesten Winkel der Welt beheimateten Seinen in der Feier des Osterfestes und in anderen Verfügungen entgegen dem Brauch der weltweiten Kirche zu leben. Nach seiner Rückkehr nach Iona setzte Adamnan nach Irland über,

„predigte den Menschen und erklärte, in besonnener Aufmunterung das rechtmäßige Osterdatum zu beachten und führte den größten Teil der Iren in Irland und auch einige der Briten in Britannien, im uralten Irrtum berichtigt, in die katholische Einheit zurück“ [V/15, S. 481].

Auch Naitan, der König der Picten, wollte um diese Zeit die Irrlehre, in der er bis dahin mit seinem Volk befangen war, aufgeben und sich und die Seinen zum katholischen Festdatum der Auferstehung des Herrn führen, wie es 664 auf der Synode von Whitby beschlossen worden war.

Um dies leichter und mit größerer Autorität durchführen zu können, erbat er Hilfe vom Volk der Engländer, von dem er wusste, dass es schon lange seinen Glauben nach dem Beispiel der heiligen römischen und apostolischen Kirche ausgerichtet hatte. Er schickte Gesandte in Bedas Kloster, das der ehrwürdige Abt Ceolfrith nach den Regeln des Benedict ruhmreich leitete, und bat ihn um Mahnschreiben, mit denen er diejenigen wirkungsvoller widerlegen könnte, die es wagten, Ostern nicht zur richtigen Zeit zu feiern und erkundigte sich auch über Art und Ausführung der Tonsur, mit der die Geistlichen

zu kennzeichnen wären. Außerdem bat er Ceolfrith, ihm Architekten zu schicken, die seinem Volk eine Kirche aus Stein nach der Art der Römer bauen sollten und versprach, diese zu Ehren des seligen Apostelfürsten zu weihen. Der König erhielt von Abt Ceolfrith die Architekten und einen Brief, dessen Text Beda in voller Länge aufschreibt [V/21, S. 507]. Stilistische Gründe sprechen dafür, dass Beda den Brief selbst formuliert hat.

Beda kennt die Verhältnisse in Nordhumbrien, Schottland und Irland, aber über das, was in Essex, Sussex oder Wessex in dieser Zeit geschah, weiß Beda so gut wie nichts zu berichten; woher sollte er auch, wenn er das Doppelkloster von Wearmouth and Jarrow niemals verlassen hat und ihn der Abt von Canterbury nur über die kirchlichen Belange informierte?

Über das, was im Süden des Landes in dieser Zeit geschieht, berichten erst die dem 12. Jh. zugeschriebenen Chroniken. Der Chronist des *Liber Eliensis* schreibt ohne Angabe einer Jahreszahl, aber mit Bezug auf Byrhtnoth und die *Battle of Maldon* über die Häufung der Däneneinfälle, die sich zu jener Zeit in England ereigneten: Die Dänen

„pfliegen per Schiff zu kommen und verschiedene Distrikte zu verwüsten. Wegen Brithnoths großer Würde und dem Vertrauen zu ihm, wandten sich alle die provinziellen Befehlshaber an ihn als ihren Anführer, so als wäre er ein unbesiegbarer Beschützer, um sich unter seinem Schutz mit mehr Sicherheit gegen die feindlichen Dänen zu verteidigen“.

Die Schlacht von Maldon, so es sie denn überhaupt gab, bildet den Auftakt der Däneneinfälle. Wie ich oben detailliert ausgeführt habe, muss diese Schlacht in Essex, wie sie im Gedicht beschrieben wird, nach ihrer ganzen Konzeption zu der Zeit stattgefunden haben, als in England das frühe Christentum die heidnisch-germanische Tradition ablöste, also gemäß Bedas Zeit-zählung Ende des 7. Jh. Es ist auch logisch, dass die Dänen die inneren Aufstände und Unruhen im Norden Englands ausnutzten, um das Land von außen im Süden zu attackieren.

Die Überzeugungskraft der kundigen Kirchenleute am Hof König Aldfriths von Nordhumbrien, die Hilfestellung von Beda und Abt Ceolfrith von Wearmouth and Jarrow sowie der Einsatz in Irland von Abt Adamnan von Iona führten zur Übernahme des einheitlichen Termins für das Osterfest durch die Iren und Picten Anfang des 8. Jh. und zur Einkehr von Einvernehmen und Frieden in Nordhumbrien, die zumindest bis zum Lebensende Bedas Bestand hatten.

Dagegen weiteten sich in den sächsischen Königreichen im Süden des Landes die Überfälle der heidnischen Dänen mit der Plünderung und Verwüstung von Städten, Kirchen und Klöstern aus. Die Eindringlinge forderten immer höhere Tribute, die mit Gewalt, Mord und Totschlag eingetrieben wurden und zu chaotischen Verhältnissen, Landnahmen und zeitweiliger Okku-

pierung der Gebiete des Danelaw mit der temporären Regierungsübernahme durch dänische Könige bis zur normannischen Invasion in 1066 führten.

In dem Jahr 766 geht mit dem bedeutenden Historiker Beda Venerabilis und seiner Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum plus Continuatio Bedae die Inkarnationszeitählung zu Ende, und es beginnt die Geschichtsschreibung nach der Normannischen Eroberung ab 1066, die von den Normannen erstmals auf die Insel gebracht wird und auf dem Festland längst gang und gäbe ist.

Da es sich dabei um eine Korrektur der in Deutschland und Frankreich bereits geltenden Zeitählung handelt, empfinden die zeitgenössischen Computisten den Vorgang sicher nicht so ungewöhnlich, wie er aus heutiger Sicht erscheint, so dass er deshalb keiner besonderen Erwähnung bedarf. Es gibt aber auch andere Gründe, warum er bis heute unerkannt geblieben ist, nämlich die chaotischen Verhältnisse in England, in der die Zeitumstellung erfolgt, ferner das Fehlen von zeitgenössischen schriftlichen Aufzeichnungen über die Ereignisse im Süden des Landes. Vielleicht gab es auch irgendwelche Hinweise oder Ausführungen auf die Zeitumstellung, die zufällig verloren gegangen oder absichtlich vernichtet worden sind.

Die Unkenntnis in England über die Phantomzeit, vielleicht auch deren Missachtung in der Zeit vor der Normannischen Eroberung beruht auf der chronologischen und akribischen Berichterstattung Bedas und dem insistenten Festhalten an der Inkarnationszeitählung in seiner *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* auch während der Phantomzeit von 614 bis zur Beendigung des Werks in 731. In einer kurz nach Bedas Tod erstellten Abschrift sind die Annalen bis 734 und in der *Continuatio Bedae* bis 766 weitergeführt. Alles, was in diese Phantomzeit datiert wurde, gehört in das 10. und 11. Jh., in die Jahre von 911 (Ende der Phantomzeit) über Bedas Tod in 1032 bis zur Normannischen Eroberung in 1066.

Zur Angleichung von Bedas Inkarnationszeitählung an die von den Normannen mitgebrachte neue Zeitählung muss die Phantomzeit überbrückt, die unterschiedliche Datierung korrigiert werden. Da es unmöglich ist, Bedas *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum* und alle damals schon bestehenden Kopien sowie die vielen Zeitangaben in anderen angelsächsischen Dokumenten, die sich schon daraus ergeben hatten, zu berichtigen, hat ein Chronist oder Computist, der leider unbekannt geblieben ist, die überragende Idee, Bedas Hauptwerk mit einigen Einträgen ab 734 bis 766 fortzuführen. Logischerweise geschieht dies in oder nach 1066. Ein Datum darüber gibt es nicht.

Die Nachwelt erfährt von der *Continuatio Bedae* erst in den Kopien aus den 12. Jh. Bedas Werk bleibt das ganze Mittelalter hindurch begehrt und topaktuell.

Durch die Festlegung auf drei Jahrhunderte dauert die Phantomzeit in England rein rechnerisch vielleicht drei Jahre länger als in Deutschland und Frankreich, was aber zunächst vernachlässigt werden kann. Die Engländer gewöhnen sich problemlos an die neue Zeit, die bei den neuen Herren in England, den Normannen, sowieso seit langem in Gebrauch und somit selbstverständlich ist.

Da es über die Däneneinfälle vor der Normannischen Eroberung keine zeitgenössische fortlaufende Geschichtsschreibung gibt, wird die Zeit im 12. Jh. rückwirkend ab 1066 mit Personen und Ereignissen gefüllt. Als Quellen dienen Erinnerungen von Zeitzeugen, die im englischen Volk lebende mündliche Tradition sowie sporadische Berichte und Aufzeichnungen aus England und Skandinavien.

Das Gedicht über die Schlacht von Maldon gehört nach Inhalt und Form in das Ende des 7. Jh., wird aber nach der von 1066 rückwärts gerechneten Zeit in den Chroniken des 12. Jh. in das Ende des 10. Jh. gesetzt, ein Beweis mehr für die Phantomzeit und ihre Einführung in England mit dem Sprung von 766 (Ende der Ära Beda) bis 1066 (normannische Eroberung).

In der Schlacht von Hastings wird der englische König Harold II. getötet, der Normannenherzog Wilhelm trägt den Sieg davon. Wilhelm von der Normandie erobert das Land und etabliert seinen Regierungssitz in London, wo auch schon vor ihm englische Könige residierten. Die durch die Däneneinfälle zerstörten Städte, Klöster und Kirchen in den sächsischen Königreichen werden wieder aufgebaut und die Skriptorien in Wessex in Betrieb genommen. Die Anfertigung von Kopien geht nach einer kurzen Pause nahtlos weiter. Auch die landessprachliche Literatur wird in Sammelhandschriften im ersten bekannten westsächsischen Dialekt aufgeschrieben, der fortan als Standard der altenglischen Literatursprache gilt.

Damit klärt sich auch das umstrittene Datum der ersten Aufzeichnung der altenglisch-landessprachlichen Literatur auf, die zum größten Teil in vier großen Codices ohne Namen der Skriptoren und ohne Daten der Erstellung überliefert ist und von einigen Literaturkritikern in das 7. und von anderen in das 10. Jh. gesetzt wird.

Trotz der vielen Widersprüche und Unsicherheiten in dieser Frage wurde bis heute die Phantomzeit und damit der Zeitensprung von der Literaturwissenschaft nicht erkannt. Notgedrungen wurde das Problem in der Lehrmeinung damit erklärt, dass sich Ende des 8. Jhs. Kultur, Kunst und Literatur von Nordhumbrien nach Wessex verlagern und dass ein Grund dafür die Däneneinfälle sind.

Literaturverzeichnis für beide Teile

- Allen, Michael J. B. / Daniel G. Calder (Übersetzer 1976): *Sources and Analogues of Old English Poetry*; Cambridge
- Annals of Saint Neots, *Erroneously ascribed to Asser*, s. Stevenson
- Asser's Life of King Alfred, s. Stevenson
- Beda Venerabilis (731), *Historia Ecclesiastica Gentis Anglorum*, verschiedene Ausgaben, s. Spitzbart
- Blake, E. O. (1962): *Liber Eliensis, Camden Third Series*; London
- Blake, N. F. (1965): The Battle of Maldon; in *Neophilologus* 49,332-345
- Bolton, W.F. (1949): Byrhtnoth in the Wilderness, in *Modern Language Review*, 64, A. 481-490
- Chadwick, H. M. (1905): *Studies on Anglo-Saxon Institutions*; Cambridge
- Cross, J. E. (1965): Oswald and Byrhtnoth: A Christian Saint and a Hero who is Christian, in *English Studies* 46, 93-109
- Dickins, Bruce (1937): The Day of Byrhtnoths Death and other Obits from a Twelfth-Century Ely-Kalendar, in *Leeds Studies in English* 6, 14-28
- Fletcher, Richard A. (1989): *Who's who in Roman Britain and Anglo-Saxon England*; London
- Freeman, Edward A. (1867): *The History of the Norman Conquest. Its Causes and its Results*, I; Oxford
- Gordon, E. V. (Hg., 1937): *The Battle of Maldon*; London
- (1976): *The Battle of Maldon 89. Byrhtnoths ofermod once again*, SP 73, S. 117-137
- Huppé, Bernhard F. (1959): *Doctrine and poetry*; New York
- Illig, Heribert (1996): *Das erfundene Mittelalter*; Düsseldorf
- (1999): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2006): *Konzertierte Fälschungen. Glastonbury, Wells und Saint-Denis*; in *ZS* 18 (3) 692-712
- Irving, Edward B. Jr. (1961): The Heroic Style in the Battle of Maldon, in *Studies in Philology* 58, 457-467
- Laborde, Edward Dalrymple (1925): The Site of the Battle of Maldon, in *The English Historical Review* 40, 161-173
- (1936): *Byrhtnoth und Maldon*; London
- Laszlo, Renate (1996): *Arthur, Dux Bellorum Britanniae*; Marburg
- (2000): *Ewig ist der Schöpfer. Caedmons Schöpfungshymnus im Codex Exoniensis*; Marburg
- (2001): *Germanische Rätseltradition. Die Zeit, der Fisch im Fluss und andere Rätsel*; Marburg
- (2002): *Die poetischen Dichtungen des Lactantius*; Marburg
- (2006a): Der hypothetische Dichter Cynewulf; in *ZS* 18 (2) 435-448
- (2006b): Rätselhafte Zeitsprünge in England; in *ZS* 18 (3) 677-691
- Liebermann, Felix (1898): Zur Geschichte Byrhtnoth, des Helden von Maldon; in *Archiv* 101, 15-28
- Loyn, Henry R. (1962): *Anglo-Saxon England and the Norman Conquest*; London

- Mc. Kinnel, John (1975): On the Date of the Battle of Maldon; in *Medium Aevum* 44, 121-136
- Macrae-Gibson, O. D. (1970): How Historical is the Battle of Maldon? in *Medium Aevum* 39, 90-95
- Niemitz, Hans-Ulrich (1992): Archäologie und Kontinuität. Gab es Städte zwischen Spätantike und Mittelalter? in *ZS* 4 (3) 55-68
- Siepe, Franz (2002): *Fragen der Marienverehrung. Anfänge · Frühmittelalter · Schwarze Madonnen*; Gräfelting
- Smith, A.H. (Hg., 1954): *The Parker Chronicle, 832-900*, London
- Spitzbart, Günter (Hg. u. Übersetzer, 1997): *Beda, der Ehrwürdige, Kirchengeschichte des englischen Volkes*; Darmstadt
- Stevenson, William Henry, (Hg., 1998): *Asser's Life of King Alfred, Together with the Annals of Saint Neots*; New York
- Swanson, Michael J. (1968): The Battle of Maldon, A Literary Caveat, in *Journal of English and Germanic Philology* 67, 441-450
- Thorpe, Benjamin (Hg., 1842): *Codex Exoniensis, A Collection of Anglo-Saxon Poetry*; London
- Wanley, Humphrey (1705): *Antiquae Literaturae Septentrionales Liber Alter ... Catalogus Historico-Criticus ...*; Oxford

Renate Laszlo, Postfach 1, 56462 Höhn

Von Willemsen bis Weishaupt Von alten und neuen Lügen

Heribert Illig

Ort: Audimax der Uni München. Auf der Bühne: Roger Willemsen und Dieter Hildebrandt. Vortrag ihres Programms *Die Weltgeschichte der Lüge: „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!“* – eine Tour de Force, um die Wahrheit über die Lüge herauszuarbeiten. Auch in der Abteilung Wissenschaft werden sie rasch fündig:

R.W. „Wissenschaftler kennen kein höheres Streben als das nach Erkenntnis, nach unstrittigen Beweisen über das, was die Welt im Innersten zusammenhält.“

D.H. Und was ist mit Erfolg, Eitelkeit, Macht und Rechthaberei, den vier apokalyptischen Reitern der Forschung?

R.W. Nun ja, ein kleingeistiges Schwarzes Schaf wird wohl hin und wieder gestrauchelt sein und ein wenig gefuscht und geschummelt haben. Aber die Giganten des Fortschritts, die Helden der Erkenntnis sind doch über solche Zweifel erhaben.

D.H. Giganten wie ...?“

Vorgeführt werden die Lügner Claudius Ptolemäus, Galileo Galilei, Sir Isaac Newton, Marco Polo. Dann kommt der Abstieg über einen gewissen Georg Psalmanazar und Ignatius Donnelly:

„R.W. Apropos, was halten Sie eigentlich vom Mittelalter?“

D.H. Düstere Epoche. Wieso?

R.W. Denken Sie, es hat existiert?

D.H. Das würde ich schon annehmen, schließlich gibt es Quellen und Bauten aus dieser Zeit.

R.W. Die Quellen sind sehr dürftig, und die Bauten, z.B. die Aachener Pfalzkapelle, sind möglicherweise alle jünger, die archäologischen Belege falsch datiert. Vielleicht hat es die Jahre von 614 bis 911 nie gegeben. Das behauptet zumindest Herbert Illig.

D.H. Wie kommen sie dann in unsere Geschichtsbücher, in unsere Zeitrechnung, in unser Bewusstsein? Wo sollen sie denn herkommen, diese dreihundert Jahre?

R.W. Zeitfälscher!

D.H. Willemsen, ich bitte Sie. Dass sich Galilei ein langes Schaf ausdenkt, Psalmanazar eine elefantöse Elefantensäufte und Donnelly ein farbenprächtiges Land [Atlantis], das ist die eine Sache, aber dass jemand

drei Jahrhunderte erfindet, an die wir heute angeblich immer noch glauben, das glaubt doch kein Mensch! Warum sollte auch jemand so etwas tun?

R.W. Aus Image-Gründen. Kaiser Otto III. hat sich diese Jahrhunderte ausgedacht und ein großartiges Geschlecht von Königen dazu, weil er sich mit einem spektakulären Herrschaftsmythos schmücken wollte – so sieht das zumindest Herbert Illig.

D.H. Jetzt hören Sie doch auf mit Ihrem Herbert Illig! Wer ist das überhaupt? Wo ist sein Professorentitel? Sein Doktorhut? Sein Curriculum Vitae? Wo ist seine Professur auf Lebenszeit, und warum finde ich ihn nicht in Kürschners Gelehrtenkalender?

R.W. Nun, weil er Privatgelehrter ist.

D.H. Privatgelehrter! Als Privatgelehrter würde ich mir auch so eine hübsche, spektakuläre These ausdenken. Wenn schon kein Doktorhut, dann zumindest ein bisschen Presserummel. So jemandem glauben Sie? Da können Sie ja direkt auf Münchhausen schwören!

R.W. Nun beruhigen Sie sich mal, ich bin ja auch alles andere als überzeugt. Aber Sie müssen zugeben, es ist eine interessante Vorstellung...

D.H. ... die sich mit ein bisschen Nachdenken sofort selbst erledigt. Wie soll denn das gehen? Diese Zeitfälscher müssen ja wahre Zauberer gewesen sein! Was mussten sie alles fälschen: Dokumente, Urkunden, Briefe, Geschichtswerke, Annalen? Es durfte ja nicht eine einzige Chronik übrig bleiben, in der Ereignisse von 614 auf 911 folgen! Was ist denn z.B. mit der Eroberung Siziliens durch die Araber? Der Kampf dauerte von 827 bis 902, und nicht nur abendländische, sondern auch byzantinische und arabische Quellen erzählen davon! Die sollen sich alle abgesprochen und auf eine stimmige Geschichte geeinigt haben, nur damit Kaiser Otto III. eine ruhmreiche Familienhistorie bekommt? Willemsen, da stimmt was nicht!

R.W. Ist ja gut. Sie haben ja recht. Um unseres lieben Scheinfriedens willen will ich zugeben: Nicht Otto III. war wohl der Lügner, sondern Herbert Illig. Aber eine gute Geschichte ist es schon...

D.H. Eine miese kleine Verschwörungstheorie ist es und eine durchschaubare dazu! Genauso gut könnte man ja behaupten, eine ganze Stadt existiere nicht.“

So nachzulesen auf den Seiten 44 f. sowie 56-58 des gleichnamigen Buches, wobei neben Roger Willemsen nicht Dieter Hildebrandt getextet hat, sondern Traudl Büniger. Wenn es um die lügenhafte Fratze der Aufklärung geht [72 f.], gibt es noch einen Nachschlag:

„D.H. Ach, und Sie, aus der Sicherheit der historischen Distanz heraus, Sie besitzen den magischen Blick, der Fassaden und Masken durchschaut.

Darf ich Sie an Herbert Illig erinnern, diesen windigen Privatgelehrten, dessen unglaubliche Mittelaltertheorie, diesen leicht durchschaubaren Marketinggag, Sie so faszinierend fanden?

R.W. Wie lange wollen Sie denn darauf noch herumhacken? Ich gebe ja zu, dass manche Theorien einfach zu schön sind, um wahr zu sein. Ich gebe auch zu, dass man auf manchen Leim nur geht, weil er so süß schmeckt, aber bringt uns das hier in irgendeiner Weise weiter? Lassen Sie uns doch lieber einmal rekapitulieren, ob wenigstens ein Versuch der Menschheit, die Wahrheit zu finden, von der Lüge unbefleckt geblieben ist.“

Der Zeiteinsparer versteht, dass auch die *Weltgeschichte der Lüge* nicht ganz ohne selbige auskommt, was zu beweisen gar nicht nötig gewesen wäre. Die nächsten Auflagen dieses Bestsellers sollen dann der reinen Wahrheit entsprechen. Der auf vielen Hochzeiten tanzende Willemsen ist der Fundleere übrigens schon selbst begegnet, als er in seinen beiden Kunst-Reiseführern über *Die Marken* und *Die Abruzzen* Provinzen vorstellte, die vor wie nach der Phantomzeit Kulturträger waren.

Verschwörungstheorie

Der eher kabarettistische Gedankengang ist aus dem Leben gegriffen: Eine These wird mit dem Kainsmal „Verschwörungstheorie“ gebrandmarkt, wobei das Adjektiv „mies“ bereits redundant wirkt. Dieser Begriff wird dann in Anschlag gebracht, wenn sich die Angelegenheit „mit ein bisschen Nachdenken sofort selbst erledigt“ – halt: ganz gegen D. Hildebrandt eben nicht sofort erledigt, sondern als Stachel im Fleisch der Aufklärung stecken bleibt. Weil nun eine viel größere Denkanstrengung erbracht werden müsste und ihr Ergebnis ganz ungewiss ist, spricht man prompt von „Verschwörungstheorie“, als sei man damit von dem Zwang entbunden, ordentliche Argumente vorbringen zu müssen. Also ein Persilschein für Denkfaulheit, ein Feigenblatt für fehlende Argumente, ein Freibrief zur Herabwürdigung des wissenschaftlichen Kontrahenten – aber immer politisch korrekt.

‘Verschwörung’ ist Alltag – doch wir mögen es nicht, wenn unser Alltag von etwas so Degoutantem bestimmt wird. Also richtet sich der Zorn vieler nicht gegen aufgedeckte Verschwörungen und Verschwörer, sondern gegen investigative Aufdecker. Deren Argumentation wird nun zum eigentlich Unappetitlichen und damit Verpönten, Tabuisierten.

Wir werden an dieser Behandlung, sprich dieser Verurteilung nichts ändern, weil sie so überaus bequem ist. Wir müssen sogar froh sein, wenn das Kabarett solche Themen bühnenreif zuspitzt. So trug der Kabarettist Günther Schramm am 20.11. im ZDF unter der Rubrik *Neues aus der Anstalt* als

Oberstleutnant Sanftleben die Grundzüge von Gunnar Heinsohns *Söhne und Weltmacht* vor. Der Urheber hatte seine These ein Jahr zuvor gegen Peter Sloterdijk, Rüdiger Safranski und Roger Willemsen im *Philosophischen Quartett* verteidigt, wohl vor einem anderen Publikum.

Wie zum Ausgleich wollen wir von einer wirklichen Verschwörungstheorie berichten, die schon vor 200 Jahren als solche bezeichnet worden ist und samt ihrem Umfeld 'klassisch' genannt werden kann. Nachdem in der mir gewidmeten Festschrift Gerhard Anwander [in Otte 137-146; vgl. Illig 2006] Theodor Straub noch einmal als Kämpfer gegen *schwarze science fiction* auftreten lässt, wollen wir uns seinem Ingolstadt zuwenden. Es geht um eine Geheimgesellschaft, deren Wirkung offenbar kaum überschätzt werden kann.

Die bayerischen Illuminaten

Das 18. Jh. war das Zeitalter der Aufklärung wie der Geheimbünde. Was sich für uns heutzutage auszuschließen scheint, gehörte damals zusammen. Ab 1717 breiteten sich die Freimaurer mit Gründung der ersten (englischen) Großloge aus, Kontrahenten waren ungefähr ab 1754 der hermetische Orden der Gold- und Rosenkreuzer und die Jesuiten. Deren massiver Einfluss wurde in verschiedenen Ländern durch Verschwörungstheorien diskreditiert, bis schließlich Papst Clemens XIV. 1773 den Orden verboten hat.

1776, im Jahr der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, gründete ein Mann, der sich Spartacus nannte, den „Illuminatenorden“, dessen Mitglieder sich anfangs als Perfektibilisten, später als Illuminaten bezeichneten. Mit der Gewinnung von Novizen ging es mehrere Jahre nicht recht voran, schon die Ausbreitung innerhalb Bayerns bereitete Mühe. Das sollte sich erst ändern, als insbesondere das Mitglied Philo 1780 aktiv wurde. Schnell gewann nun der Orden in ganz Deutschland und auch in Nachbarländern eine bis heute nicht geklärte Zahl von Mitgliedern – Schätzungen reichen bis 3.000, glaubwürdige bis zu 700 Mitgliedern [Dülmen 73]. Ein Ziel der Ordensoberen war es, Freimaurerlogen unter Kontrolle zu bringen und eine übergeordnete Institution zu bilden, die ein System des Idealismus im Geiste von Holbach und Helvetius vertreten und den Absolutismus überwinden sollte [ebd., 26]. Eine Zeit lang scheinen alle späteren deutschen Berühmtheiten zumindest mit der Mitgliedschaft geliebäugelt zu haben – von Goethe abwärts.

Doch die Anforderungen an die Adepten waren unangenehm: Breite Auskunft über alle inneren Regungen musste an Vorgesetzte gegeben werden, die umgekehrt keinerlei Rechenschaft schuldig waren. Dazu schienen die einzelnen Grade der Einweihung nicht hinreichend eingeführt oder definiert zu sein; ein Programm des Ordens war offenbar auch Geheimsache. So wandten sich viele nach kurzem Kontakt wieder ab; der Orden geriet ab 1783, nicht zuletzt

wegen dem Ausscheiden von Philo in die Krise. Sie verschärfte sich aus politischen Gründen.

Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, selbst jahrzehntelanger Freimaurer, der 1777 aus einer Mannheimer Nebenlinie auf den Münchner Thron gelangt war, wollte für Belgien sein Land Bayern an Österreich abtreten. Das Pro und Contra dieses 'Landesverrats' spaltete auch die Illuminaten. Ende 1783 trat der ganze patriotische Flügel, also die Gegner des Anschlusses an Österreich aus dem Orden aus [Dülmen 84]. Als 1785 der kurfürstliche Gebietsschacher endgültig scheiterte, verbot Karl Theodor den Orden aus 'einschlägigen Gründen': u.a. Bestrebungen gegen Religion und Staat, politische Einflussnahme, Deismus-Lehre, Giftmischerei und Sodomie [ebd., 88]. Tatsächlich dürfte er zerschlagen worden sein, um Karl Theodors gescheiterten Verrat an Bayern mit einem anderen Sündenbock zu kaschieren [ebd., 85 f.; ebenso Weis 70]. Dafür hat der Kurfürst den Orden als „radikales Instrument gegen die herrschende feudale Ordnung“ darstellen lassen [Dülmen, 83], weshalb die Reaktion noch Jahrzehnte lang überall Illuminaten witterte und verfolgte

1786 gab es Hausdurchsuchungen bei zwei Mitgliedern des Ordens; die aufgefundenen Papiere schufen auch für die Öffentlichkeit Klarheit, ließ doch die Zensurbehörde sofort alle Unterlagen publizieren. Nun war Adam Weishaupt, Ingolstädter Professor für Natur- und Kirchenrecht, als Kopf des gesamten Ordens entlarvt.

Dieser gebürtige Ingolstädter (1748–1830; ähnlich Goethe: 1749–1832) war mit 20 bereits promoviert, mit 24 außerordentlicher Professor und mit 25 Jahren auf dem Lehrstuhl für Kirchenrecht, den die Jesuiten 90 Jahre innegehabt hatten. Ein ehemaliger Jesuitenzögling als aufklärerischer Gegner der Jesuiten auf einem solchen Katheder – das musste zu Friktionen führen. Doch dem jungen Professor war nicht anzumerken, dass er als 28-Jähriger den Orden gründete und Novizen suchte. Voran ging es aber erst, als Philo alias Freiherr Adolph Knigge, heute fast ausschließlich als Anstands-Knigge geläufig, seine Freimaurer-Kontakte spielen ließ und außerhalb von Bayern zahlreiche Mitglieder warb.

In der Forschung gibt es noch zahlreiche unklare Punkte: War es Knigge, der an eine weltumspannende Organisation dachte? Wollte Weishaupt wirklich mit psychologischen Methoden der Gesinnungsschnüffelei Macht ausüben? Hat sich Knigge wegen des zunehmenden Despotismus von Weishaupt zurückgezogen. Wer von beiden war eher für die Abtretung Bayerns an Österreich? Hat der Machtkampf zwischen den beiden Obersten tatsächlich den Orden schon vor seiner Zerschlagung hin zur Auflösung getrieben?

Und in wie weit reichte der Einfluss dieses nur zehn Jahre lang existenten Ordens? Drei Söhne Weishaupts kamen in den Militärdienst, der vierte in den „Civildienst“ [Hierl-Deronco 60]; der bekannteste Illuminat, Graf Montgelas,

musste zwar zeitweilig Bayern verlassen, kam aber nach Karl Theodors Tod wieder nach München zurück, schuf aus einem völlig rückständigen Land ein modernes Bayern und setzte die Säkularisation durch.

Doch was wurde aus Weishaupt? Er verlor Anfang 1785 seine Professur, ging erst in die freie Reichsstadt Regensburg, um dann nach Gotha zu fliehen – der einstige Illuminat Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha-Altenburg hatte ihn schon 1783 mit Titel und Pension eines Hofrates ausgestattet [Hieri-Deronco, 55]. Während ihn dort sein angeblich aufgeklärter Kurfürst als „Bösewicht, Blutschänder, Kindsmörder, Volksverführer, als Chef eines für die Religion und den Staat höchst gefährlichen Complots“ denunzierte [Dülmen 93], schrieb er Rechtfertigungen für seine Ordensgründung, aber auch jene ethischen Grundlagenwerke, die der Orden von Anfang gebraucht hätte. Aber hätte dieser energische Mann ab seinem 37. Lebensjahr weitere 45 Jahre einfach stillgehalten?

Hier setzte die erste „Verschwörungstheorie“ an, die damals auch als solche benannt worden ist [ebd.]: Weishaupt und die abgetauchten Illuminaten wären die Urheber der französischen Revolution von 1789 gewesen, also Jakobiner identisch mit Illuminaten! Beweise dafür gab es keine, was die Spekulation um so reizvoller machte. Ein Abbé Barruel verfasste später [1819] ein Buch über die „Verschwörung von Sophisten für Gottlosigkeit und Anarchie“. „Diese sogenannte Verschwörungstheorie stellte vielleicht das abstruseste Produkt der reaktionären Bewegung zu Ende des Jahrhunderts dar“ [Dülmen 93 f.].

Wer Google heranzieht, wird erstaunt feststellen, dass der Name Adam Weishaupt in einer Weise präsent ist, die mit dem Ranking lebender Deutscher konkurrieren kann – etwa halb so viel Seiten wie für R. Willemsen oder D. Hildebrandt. Der Grund dafür liegt in den Spekulationen, die der Bestseller *Illuminatus!* von R.A. Wilson und R. Shea in den 70-er Jahren des 20. Jh. verbreitet hat. Danach wäre Weishaupt in die USA gegangen, habe George Washington umgebracht, um an seiner Stelle 1789 erster Präsident der Vereinigten Staaten zu werden. Von da aus kann es mit den freimaurerischen Symbolen auf den Dollar-Noten nach Belieben weitergehen. Dieses wirre, ja irre Spekulationsgebilde leidet weder darunter, dass Weishaupt wie ein beredter, aber spröder Büchermensch wirkte, kaum Ähnlichkeit mit George Washington (1732–1799) hatte, noch dass er ‘gleichzeitig’ in Philadelphia, der damaligen Hauptstadt, und in Gotha gelebt und als Amerikaner eine bayerische Pension als auswärtiges Mitglied der *Bayerischen Akademie der Wissenschaften* bezogen hätte, 1808 durch Montgelas erwirkt.

Damit nicht genug, hätten er oder andere Illuminaten fast alle bekannt gewordenen Gesellschaften infiltriert oder klammheimlich als Weiterführung des Illuminatenordens benutzt. In noch extremeren Versionen mutiert Weis-

haupt zum Juden und schreibt bald ein Jahrhundert zu früh auch die *Protokolle der Weisen von Zion* und so weiter und so fort.

So sehen echte Verschwörungstheorien aus. Im Gegensatz dazu ist die These vom erfundenen Mittelalter geradezu hausbacken, überreich mit Argumenten gespickt, und der Nachweis erfundener Zeit durch fehlende Funde im ersten und dritten Buch sauber von den Indizien für ihre Urheberschaft im zweiten Buch getrennt. Wer trotzdem das Fallbeil mit der Aufschrift „Verschwörungstheorie“ benutzt, hat sicher gehörige Angst, dass sich seine kurzbeinigen Wahrheiten als Lügen erweisen.

Damit Verschwörungstheoretiker genauso wie Mittelalterforscher etwas zum Grübeln haben, sei auf den von H.-E. Korth [2006] gefundenen Satz verwiesen, den Leo von Vercelli über Otto III. und Silvester II. geschrieben hat: *Sub caesaris potentia purgat papa saecula [saecula]* (s.a. S. 731).

Und was steht auf dem Dollarschein? *Novus ordo seclorum*.

So wäre also die päpstliche Reinigung der Jahrhunderte durch amerikanische Freimaurer zum guten Ende geführt worden?

Literatur

- Barruel, M. Abbé (1819): *Spartacus Weishaupt. Fondateur des Illuminés de Bavière (Conspiration des sophistes de l'impïété et de l'anarchie)*; Lyon (Reprint 1979)
- Dülmen, Richard van (1975): *Der Geheimbund der Illuminaten*; Stuttgart
- Hierl-Deronco, Norbert (1984): Mit ganz sonderbarem Ruhm und Eyfer. Lebensläufe bayerischer Soldaten 1700 – 1918; Krailling
- Illig, Heribert (2006): Karleskes zwischen Aachen und Ingolstadt; in *Zeitensprünge* 18 (3) 672-676
- Korth, Hans-Erdmann (2006): Ein Schreiben des Leo von Vercelli; in *Zeitensprünge* 18 (2) 410-416
- Kürschners Deutscher Sachbuch-Kalender 2003/2004*. 2 Bände (2004); München · Leipzig (↔ Illig, H.)
- Otte, Andreas (Hg., 2007): *Zeitenspringer Heribert Illig zum 60. Geburtstag*; Oerlinghausen
- Weis, Eberhard (21988): *Montgelas. Erster Band. Zwischen Revolution und Reform 1759-1799*; München
- Willemsen, Roger (1990): *Die Abruzzen. Das Bergland im Herzen Italiens. Kunst, Kultur und Geschichte*. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
- (21992) *Die Marken. Eine adriatische Kulturlandschaft zwischen Urbino, Loreto und Ascoli Piceno*. DuMont Kunst-Reiseführer; Köln
- Willemsen, Roger / Hildebrandt, Dieter (2007): „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort!“ *Die Weltgeschichte der Lüge. Ein Text von Traudl Büniger und Roger Willemsen*; Frankfurt am Main
- Wilson, Robert Anton / Shea Robert (1977/78): *Illuminatus!*; Basel (engl. 1975 London; eine Trilogie mit den Titeln *Das Auge der Pyramide / Die goldenen Äpfel / Leviathan*)

Chronologie und Überlieferungen Phantomzeit ohne Verschwörung

Hans-E. Korth

„Wer wird zwischen uns entscheiden? Nur das Zeitverhältnis, indem die Zeit für das, was das Ältere ist, Autorität präskribiert und gegen das, was als das Jüngere dastehen wird, das Präjudiz der Verfälschung erweckt.“ Tertullian [IV, Kap. 4]

***Abstract:** Neue Beobachtungen bestätigen abermals die These vom erfundenen Frühmittelalter. Zugleich liefern sie Hinweise auf mögliche Motive und plausiblen Ablauf der dahinter stehenden Manipulationen. War das Streben Konstantinopels nach Priorität gegenüber Westrom und den nicht-trinitarischen Glaubenslehren der Anlass für die Verdoppelung der Herakleischen (Konstantinischen) Dynastie? Die Reaktion des Westens hierauf wäre die Wiederherstellung der Geschichte des Römerreiches gewesen – durch Vorverlegung um drei Jahrhunderte.*

Millennium

Was geschah kurz vor der Jahrtausendwende? Ein jugendlicher Kaiser Otto III. tritt mit seinen geistlichen und weltlichen Beratern an, zur „Restitutio (Renovatio) Imperii Romanum“. Von Rom aus würde er, so stand zu erwarten, auf viele Jahrzehnte hin als ebenbürtiger Partner Konstantinopels das christliche Abendland regieren. Eine Entwicklung, die bald ein Jahrhundert zuvor begann, hatte den Machtbereich der Ottonen auf ein Vielfaches vergrößert. Voraussetzung dafür war die Organisation gemeinsamer Abwehr gegen die äußere Bedrohung durch die ‘Ungarn’ gewesen,¹ sowie der Aufbau und die Einbeziehung staatskirchlicher Verwaltungsstrukturen.

Mit dem Einzug von Otto III. in Rom waren die brutalen Machtkämpfe jedoch keineswegs beendet. Wenn wir die so ‘passenden’ Zeitpunkte des Ablebens der wichtigsten Protagonisten betrachten, dann deutet stets Einiges auf Gewaltanwendung hin:

¹ Es darf vermutet werden, dass es in Konstantinopel nicht ohne Wohlgefallen gesehen wurde, wenn die zunehmend unkontrollierbaren Franken in Konflikte mit ihren östlichen Nachbarn verwickelt wurden. Ungarn und Awaren sind laut Widukind von Corvey gleichsinnige Bezeichnungen („Awares quos modo Ungarios vocamos“, „Ungarii qui et Awares dicuntur“).

996: Papst Johannes XV., dessen Hilferuf Otto III. nach Rom gerufen hatte, verstirbt wenige Wochen vor Ottos Eintreffen und der damit verbundenen Absetzung und Bestrafung seines Peinigers Johannes I. Crescentius.

997: Papst Gregor V., der Cousin des Kaisers, wird von Crescentius abgesetzt.

998: Gegenpapst Johannes XVI. Philogatus wird verstümmelt, Crescentius durch Otto III. gehenkt.

999: Gregor V. stirbt unter ungeklärten Umständen. Wenige Monate zuvor datiert ein Brief des Leo von Vercelli, der den Papst dringend zur „Bereinigung der Jahrhunderte“ auffordert [Korth 2006].

1002: Otto III. stirbt in Paterno – an Erschöpfung oder an Gift? Tatsache ist: Sein Charisma war Selbstbezeichnungen gewichen, Rom war verloren, die Herzöge und Bischöfe Sachsens fühlten sich verraten; er war nicht mehr tragbar.

1003: Papst Silvester II. stirbt in Rom. Er hatte Heinrich II zur Kaiserkrönung nach Rom gerufen und zu Hilfe gegen Johannes II. Crescentius. Heinrichs Italienzug war Wochen zuvor gescheitert.

1003: Kaum ein halbes Jahr später stirbt auch Papst Johannes XVII., eine Kreatur des Crescentius, kurz nachdem er Heinrich II. zur Kaiserkrönung nach Rom gebeten hat.

1004: Der betagte Abbo von Fleury, führender Komputist seiner Zeit,² Ratgeber von Otto III, wird von Mönchen eines seiner Klöster bei einem Streit mit einer Lanze erstochen.

In diesem Umfeld sollte also die Erneuerung des Römerreiches stattfinden. Sie sollte dem Kaiserhaus die zum Erhalt der Macht erforderliche Tradition und Legitimität sichern. Unabdingbare Voraussetzung für den Bezug auf die ruhmreiche Geschichte Roms war selbstredend deren Widerspruchsfreiheit. Allem Anschein nach war diese zunächst nicht gegeben. Es bestand also Handlungsbedarf. Was war geschehen?

Exkurs nach Byzanz

Hinweise darauf, dass der Geschichtsverlängerung des Westens eine Geschichtsfälschung im östlichen Kaiserreich vorausgegangen war, wurden schon früh zusammengetragen [Illig ab 1992]. Als Protagonist dieser Aktion käme demnach wohl nur Konstantin VII. Porphyrogenetos in Frage. Jener

² Das wichtigste Werk des „abaci doctor“ Abbo von Fleury war der 978 nach 25-jähriger Arbeit fertige *Computus vulgaris* mit einer Tafel der Osterfeste von Christi Geburt bis zum Jahr 1595. Eine Geschichtsverschiebung vor 978 wird also eher unwahrscheinlich, folgt man der Aussage: „Nur ein Komputist kann auf die Idee kommen, den historischen Zeitrahmen und damit Geschichte überhaupt beliebig zu konstruieren.“ [Beaufort 2007, 319]

wurde über Jahrzehnte durch seinen Onkel von den Regierungsgeschäften ferngehalten. Er war umfassend gebildet und nutzte seine Zeit zu vollständiger 'Erneuerung' der überkommenen Schriften, bei gleichzeitigem Wechsel zur Minuskelschrift. So ist die Überlieferung Ostroms praktisch nur in den unter Konstantin niedergeschriebenen Texten fassbar. Auch die Abfassung der beiden wichtigsten Geschichtswerke wurde durch ihn bestimmt: Neben der Theophanes-Chronik beschrieb er etliche historische Ereignisse in der für seinen Sohn bestimmten vertraulichen Schrift *De Administrando Imperii*. Eigenartigerweise stehen die Überlieferungen dieser beiden Schriften an mehreren Stellen in Widerspruch zueinander [Friedrich].

Hat also bereits Konstantin VII. drei Jahrhunderte in die Geschichtsschreibung eingefügt? Selbst wenn man diesem einen großzügigen Umgang mit den historischen Fakten zuschreiben darf, bleibt zunächst die Frage unzureichend geklärt, welche Motive einen derartigen Aufwand gerechtfertigt haben könnten. Die von Illig genannte Verschleierung des Kreuzesverlustes erscheint so wenig zwingend wie die Harmonisierung der Osterrechnung [Beaufort]. Ich möchte einen weiteren Gedanken anfügen: Ging es etwa schlicht um die Macht, um den Vorrang Konstantinopels?

Im Forum auf www.fantomzeit.de hat Jan Beaufort die Überlegungen Tertullians im Ringen um die religiöse Wahrheit zitiert: Die jeweils ältere Lehre kann keine Verfälschung der jüngeren sein! Im Zweifelsfall ist folglich die ältere Überlieferung als wahr anzuerkennen. Tertullian hatte einst gegen die Lehren Marcions mit der Zeitstellung argumentiert:

„Wenn wir erwiesen haben, dass unser Evangelium älter, das Marcionitische dagegen jünger sei, so wäre es höchst absurd, dass einerseits unser Evangelium schon als ein gefälschtes erscheinen sollte, bevor ein echtes ihm den Stoff dazu geliefert hatte, andererseits das Marcionitische durch das unsrige Widerspruch erfahren habe, bevor es herausgegeben war, und endlich drittens, dass das in höherem Grade als echt gelten soll, was spätem Ursprungs ist, nachdem bereits so viele wichtige Werke und Urkunden der christlichen Religion im Laufe der Zeit erschienen waren, die ohne ein echtes Evangelium, d. h. vor einem echten Evangelium, nicht hätten erscheinen können.“ [Tertullian IV, Kap. 4]

Konstantin Porphyrogennetos konnte sich diese Überlegungen verhältnismäßig einfach zunutze machen: Wenn er einen übermächtigen Kaiser „Konstantin den Großen“ vorweisen konnte, Herrscher des Weltreiches, Begründer des östlichen christlichen Kaiserhauses, Schiedsrichter zwischen den christlichen Gruppierungen und schließlich selbst getauft, so musste die Lehre des Islam gegenüber christlicher Trinität und Staatskirche als eine um Jahrhunderte verspätete Abweichung erscheinen.

Konstantin d. Gr. = Herakleios?

Konstantinische Dynastie:

Constantius Chlorus¹, † 306
Konstantin, 306-337, 31 Thronjahre
Herakleskult wird Staatskult 312,
- ara maxima in Rom
Nebenregent Constantius I 306-337
Vorwurf d. Blutschande (Sohn hingerichtet)
Onyxarg in der Apostelkirche
Konzil v. Nicäa 325
Bauten des K. in K'нопel nicht nachweisbar
Constantius II 337-361
besucht Rom 357
Kirchenkampf:
Liberius 352-366 verbannt **355**
Felix II **355-365** Gegenpapst
1. Konzil v. Konstantinopel **381**

Herakleische Dynastie:

Herakleios¹ der Ältere . † **611**
Herakleios¹ **610-641**, 31 Thronjahre
Namensgebung Herakles
- nach 3. Jh. Christentum?
Mitkaiser Konstantin III, † 641
Vorwurf d. Blutschande (Nichte)
Onyxarg in der Apostelkirche
Glaubensunion verkündet 633
Konstantinos II (Herakleios) 641-668
besucht Rom 663 (erstmal seit drei Jh.)
Kirchenkampf:
Martin I 649-653 verbannt **654**
Eugen I **654-657** Gegenpapst
3. Konzil v. Konstantinopel **681**

¹) C.C und H.d.Ä. proklamierten sich als 'Nachkomme des Herkules'. Dazwischen drei Jh. keiner.

Abb. 1: Vielfältige Parallelen zwischen der Konstantinischen und der Herakleischen Dynastie lassen eine willkürliche Verdoppelung vermuten. Ein Zufall erscheint ausgeschlossen.

Darüber hinaus wurde auch gleich der Arianismus zusammen mit Konstantin in eine weit zurückliegende Vergangenheit verschoben. Dessen Übereinstimmung mit dem Schiismus des Ali/Ari [Beaufort 2007, 318] und anderen bilderfeindlichen Strömungen (z. B. der Paulikianer), die sich, im Abendland brutal verfolgt, unter den Schutz der islamischen Herrscher gestellt hatten, konnte bald nicht mehr wahrgenommen werden, sodass er schließlich in Vergessenheit geriet und verlosch.

Der verfrühte Große Konstantin konnte aber noch weit mehr bewirken: Durch ihn verlief die Geschichte des christlichen Konstantinopel nun parallel zum heidnischen Kaiserreich des alten Rom. Am Bosphorus lag also nicht mehr der Rückzugsort des abgewirtschafteten Römertums, sondern ein von Anfang an ebenbürtiges, durch sein Christentum moralisch überlegenes imperiales Staatswesen.

Damit ließ sich schließlich auch das Problem der seit Beginn des 10. Jh. immer engeren Bindung zwischen den Herrschern der Franken und dem Heiligen Stuhl im Sinne Ostroms beeinflussen: In der „Promissio Pippini“ hatte letzterer (Pippin III., ein Klon des Pippin/Chlothar/Simplexkarl – s. u.) versprochen, die eroberten und noch zu erobernden byzantinischen Gebiete (Exarchat von Ravenna, Pentapolis) und den Dukat von Rom dem Papst zu übertragen. Mit Hilfe der „Konstantinischen Schenkung“³ konnte das Faktum des Kirchenterritoriums mit der großzügigen Geste des großen Kaisers begründet werden.

Eine derartige Geschichtsrevision umzusetzen erforderte keinen sonderlich großen Aufwand: Es war zu diesem Zweck völlig ausreichend, die Überlieferungen zu Herakleios (Konstantin), einem der bedeutendsten Herrscher des Römerreiches, zu duplizieren und um mehrere Jahrhunderte vorzuverlegen. Da herausragende Taten und Prachtbauten dem Großen Konstantin zugeschrieben wurden, verblieb dem Herakleios in der Überlieferung leider nur eine zwar lange und zumeist rechtschaffene, aber wenig strahlende Regentschaft. Angesichts der machtpolitischen Zielsetzung wäre ein Hinweis an die Herrscher in Rom wie in Ktesiphon, man habe die Geschichtsschreibung zu Gunsten Konstantinopels manipuliert, offensichtlich kontraproduktiv und daher undenkbar gewesen.⁴

³ Vor dem Verlassen Roms hätte Konstantin dem Papst das kaiserliche Palatium, die kaiserlichen Hoheitszeichen sowie „Provinzen, Orte und Städte der Stadt Rom, und aller italischen bzw. westlichen Regionen“ übereignet; der römische Klerus erhielt Würde und Vorrechte des Senats.

⁴ Ob die weiteren, in der Überlieferung Ostroms zu findenden Verdopplungen im Abstand von jeweils drei Jahrhunderten (z. T. auch von zweien) ebenfalls auf Porphyrogenetos zurückgehen, wird sich nicht ohne Weiteres klären lassen. Sie könnten absichtsvoll eingefügt worden sein, um wenig glorreiche Zeiten mit dem Abglanz strahlender Kaiser zu überdecken. Wahrscheinlicher

Dass die obigen Überlegungen keineswegs spekulativ sind, zeigen die ungewöhnlich vielen Parallelen zwischen dem 7. Jh. des Herakleios sowie seiner Nachfolger und dem 4. Jh. des Großen Konstantin (Abb. 1). Auffällig ist auch der zeitliche Abstand zwischen den Sterbejahren des Herakleios und des Konstantin I. sowie deren Nachfolgern. Er beträgt stets 304 Jahre.

Eine weitere (und im Rahmen der konventionellen Chronologie vollends unverständliche) Parallelität zeigt Abb. 2: Zwischen den Todesdaten der Römischen Kaiser des 1. Jh. und denen Konstantins und seiner Nachfolger im 4. Jh. besteht ein Abstand von jeweils 299 Jahren (bei Konstantin 300 Jahre). Bevor die Chronologiereform des Westens zum Millennium wirksam wurde, bestand demzufolge offenbar Gleichzeitigkeit. Die geklonten Kaiser des Ostens wären also, zumindest was ihre Sterbejahre angeht, mit jenen des Westens gleichgesetzt gewesen! Ein zufälliges Zusammentreffen dieser Art ist jedenfalls ausgesprochen unwahrscheinlich. Die Zuordnung betrifft alle Kaiser der beiden genannten Jahrhunderte – mit einer Ausnahme: Konstantin II. findet kein Pendant in den Römern Caligula, Claudius und Nero. Dies muss nicht verwundern, denn die Finsterlinge Caligula und Nero waren der „*damnatio memoriae*“ verfallen, während Kaiser Claudius als ignoranter und böswilliger Krüppel der Nachwelt überliefert wurde.

Restitutio Imperii Romanum

Im Westen musste der verdoppelte Konstantin||Herakleios allerdings die totale Verwirrung der Überlieferungen bewirken: Konstantin der Große hatte dort ja reale Spuren hinterlassen auf seinem Lebensweg, der ihn von Serbien über Britannien, Ravenna, Rom, Mailand, Trier und viele weitere Stationen schließlich nach Byzanz führte. In Rom war der überwiegend aus Spolien zusammengesetzte Konstantinsbogen zu bestaunen. Wie um alles in der Welt hätte dieser Konstantin ein Zeitgenosse des Kaisers Tiberius sein können?

Vielleicht erahnte man am Hofe von Otto III. die Geschichtsverfälschung von Byzanz. (Immerhin verwarf Otto III. im Jahre 1001 die „Konstantinische Schenkung“ als Fälschung. Sein Großvater hatte 962 im „Privilegium Ottonianum“ die Versprechen Pippins ausdrücklich erneuert).⁵ Das hätte jedoch nichts genutzt. Schließlich konnte man ja nicht anfragen, ob man dort eventuell bereit sei, seine Fälschung rückgängig zu machen und die historische Priorität des Westens zu respektieren. Da zu ebenjener Zeit gerade die Verhand-

aber erscheint mir, dass infolge der unerkannt auseinander klaffenden Zeitachsen in Ost und West die Überlieferungen jeweils nach bestem Wissen eingeordnet wurden, wobei es dann zu den scheinbar verdoppelten Ereignissen kam.

⁵ Es geht bei Pippins Versprechen um die irrtümlich so genannte Pippinsche Schenkung. Ottos III. Fälschungsverwerfen ist in der Literatur umstritten.

Kaiserfolgen des +1. bzw. +4. Jh.

Römische Kaiser

Augustus	*-63 - † 14
Tiberius	14 - † 37
[Caligula, Claudius, Nero]	
Vespasian	69 - † 79
Domitian	81 - † 96

Griechische Kaiser

Diokletian	*~240 - † 313
Konstantin I.	306 - † 337
Constantius II	337 - † 361
Valens	364 - † 378
Theodosius I.	379 - † 395



Abb. 2: Sterbejahre West- und Oströmischer Kaiser. Der Abstand entspricht der Phantomzeit, womit vor deren Schaffung Gleichzeitigkeit bestand. Da Synchronizität mit den Überlieferungen unvereinbar ist, kann die Übereinstimmung nur durch Willkür entstanden sein.

Abb. 3 a + b: Die Münzen zeigen Bildnisse von Konstantin I, sowie von Herakleius I. und dessen Sohn Konstantin II. Der Unterschied zwischen der Porträtgenauigkeit der Darstellung Konstantins d. Gr. und der typisierenden Darstellung von Vater und Sohn ist auffällig.

lungen liefen, die Überlassung einer byzantinischen Prinzessin betreffend, zwecks Eheschließung mit Otto III, verboten sich Schritte in dieser Richtung von selbst.

Damit standen Otto III. und seine Berater nun vor dem Dilemma, dass sie keinerlei Möglichkeit hatten, den zeitlich korrekten Ablauf der Ereignisse für das gesamte römische Reich wiederherzustellen, dass andererseits aber auch die bestehende Geschichtsschreibung für sie inakzeptabel war. Ohne die Legitimation als Sachwalter des einstigen Imperiums blieb Otto III. jedoch bis auf Weiteres der Sprössling einer mächtig gewordenen Sachsensippe.

Schließlich wurde (wie die Belege zeigen) eine Lösung gefunden, die zwar nicht den wahren Zeitläuften entsprach (deren Richtigstellung ja in keinem Falle möglich schien), die aber zumindest die Geschichte des Römerreiches stimmig werden ließ: Die Geschichte Westroms war um drei Jahrhunderte zu veralten! Auf diese Weise rückte das Jahrhundert Konstantins des Großen, bezogen auf die Überlieferung des Westens, wieder an seinen richtigen Platz. Zugleich war der Vorrang jener frühen, glorreichen Kaiserzeit wieder hergestellt. Als Nebeneffekt konnte man so eine Zählung nach Inkarnationsjahren einführen, nach der das Millennium unmittelbar bevorstand. Dies versprach einen beträchtlichen propagandistischen Effekt, nicht zuletzt deshalb, weil nur wenigen der Unterschied zwischen dem tausendsten Jahr nach der Geburt des Erlösers und dem Jahrtausend der Endzeit der Johannesoffenbarung klar gewesen sein dürfte.

Offenbar scheiterte der Plan, das Millennium durch den Papst, Ottos Vetter Bruno verkünden zu lassen. Wenige Wochen nach Beginn des Jahres 700|999 verstarb dieser, 27 Jahre alt, mitten im Winter an der Malaria [sic!] – wie es heißt. Seinem Nachfolger, Gerbert von Aurillac, gelang es, durch Einfügen eines Säkularjahres [Lausser 329] die Jahrhundertwende und damit das Jahr 1000 auf das Folgejahr zu verschieben. Damit aber umfasste die Chronologiereform statt dreier voller Jahrhunderte nur noch 299 Jahre, was praktisch niemandem mehr als notwendiger Schritt der Richtigstellung zu vermitteln war. Sich mit Konstantinopel hierüber auszutauschen versprach allenfalls diplomatische Verwicklungen.⁶

Sowohl in Byzanz wie auch in Rom gab es also zwingende Gründe, das Faktum der jeweiligen Abänderung der Geschichtsschreibung 'nur zum dienstlichen Gebrauch' zu kommunizieren.

⁶ Dafür, dass die Kalenderreform beim Tode von Otto III. noch nicht abgeschlossen war, spricht die Klage des Leo von Vercelli „Sub caesaris absentia sunt turbata saecula“ in seinen Gedicht an Heinrich II, welches die Strophe „Sub caesaris potentia purget papa saecula“ der ursprünglich an Gregor V. gerichteten Schrift ins Gegenteil verkehrt.

Karolinger

Zu klären blieb in Rom noch die Frage, an welcher Stelle der Historie die 299 Phantomjahre der Reform Ottos eingefügt werden sollten. Es lag nahe, dass der Schnitt vor der Geburt der noch Lebenden liegen musste. Aber es ging noch besser: Die Usurpation der Macht in den Wirren der Jahre um 912 durch die fränkischen wie die sächsischen Herzöge ließ sich auf diese Weise gleichfalls verdecken. Dabei bot sich zugleich die Gelegenheit, deren Ahnenreihe eindrucksvoll zu strecken.

Drei Jahrhunderte Geschichte mit allen Herrschern, deren Angehörigen, Versippungen, Höflingen, politischen Verwicklungen etc. zu erfinden – das ist praktisch unmöglich.⁷ Otto III. und seinen Beratern muss diese Schwierigkeit natürlich auch sofort aufgefallen sein! Erfinden geht nicht – wohl aber Klonen. Sind vor und nach der ins Auge gefassten Schnittstelle die Lebensdaten von z. B. je vier Generationen der Karolinger bekannt, so lassen sich diese leicht noch einmal in den fiktiven Zeitraum hinein projizieren (Abb. 4). Jeder Viererblock bleibt dabei mit allen Beziehungen in sich intakt.

Ein derartiges Konzept ließ sich im Führungskreis kurzfristig bewerten und beschließen. Allenfalls mussten später Bearbeiter dafür sorgen, dass die Übereinstimmungen nicht zu sehr ins Auge sprangen. Aber das ließ sich delegieren. Die unvermeidliche Unstetigkeit der Überlieferung an den Übergangsstellen zwischen den Blöcken war ebenfalls leicht zu begründen: Ein behinderter Vater, der im Jahr der Geburt seines Sohnes verstarb (Ludwig d. Stammler – Karl d. Einf.), oder ein kinderloser Herrscher, der den Sohn seiner Schwester zum Nachfolger ernannte (Pippin d. Ä. – Grimoald) lassen keine verbindenden Überlieferungen erwarten. Da dreihundert Jahre eher 10 bis 11 Generationen umfassen, wurden schließlich noch drei abermals geklonte Herrscher hinzugefügt.

Stimmt diese Überlegung? Wenn das der Fall ist, dann müssten sich die Lebensdaten der Herrscher über die Phantomzeit hinweg um einen gleichen Betrag unterscheiden. Wie die Genealogie der Menapier/Karolinger zeigt,⁸ ist dies tatsächlich der Fall: So liegen gleichbleibend 299 Jahre zwischen

- den Todesdaten von Carolus v. Landen und von Karl dem Kahlen,
- den Geburtsjahren und der Amtsübernahme ihrer jeweiligen Söhne Carloman und Ludwig II.,
- dem Geburts- Krönungs- und Todesjahr der Enkel Pippin d. Ä. (Chlothar II.) und Karl d. Einf.,

⁷ ...und wurde durchaus zu Recht als ernst zu nehmendes Argument gegen die Phantomzeitthese vorgebracht.

⁸ V. Friedrich [2006] hat auf die wahrscheinliche Abstammung der Pippin des Älteren und damit der Karolinger von den Menapiern des Haspengaus um den Ort Landen hingewiesen.

299
Jahre

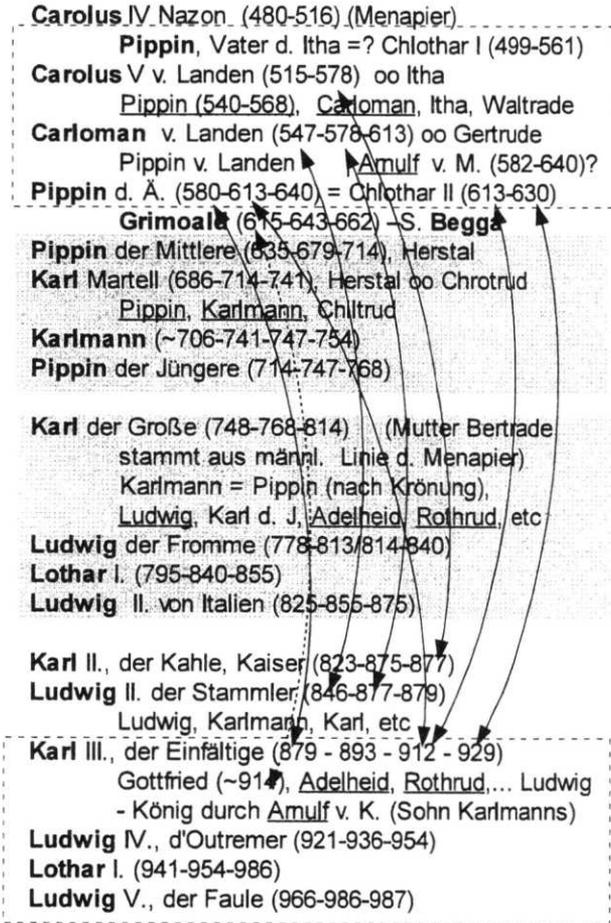


Abb. 4: In die Phantomzeit hinein verdoppelte Namensfolgen der Menapier und Karolinger liefern die Struktur für fiktive Geschichte. Der stets gleiche Abstand der Lebensdaten über den Zeitsprung hinweg bestätigt die Identität realzeitlicher Herrscher über vier Generationen.

- den Geburtsjahren der Urenkel Grimoald und Gottfried.

Aber hat nicht Wirsching dargelegt, dass Chlothar II. mit Karl III, dem Einfältigen identisch sei?⁹ Offenbar ist auch diese Beobachtung korrekt! Die Gleichsetzung von Pippin d. Ä. mit Chlothar II. mag nur auf den ersten Blick überraschen. Pippin bedeutet „Der Kleine“ und war vermutlich ein Kosenamen. Chlothar II. hatte den gleichbedeutenden Beinamen „Der Junge“.

Der Überlieferung nach hat Pippin d. Ä. zusammen mit Arnulf von Metz freundlicherweise dafür gesorgt, dass der Merowinger Chlothar (= Der Gepriesene) zum König gekrönt wurde. Allerdings war dessen Abstammung offenbar schon früh angezweifelt worden: Seine Mutter, die sonst wenig zimperliche Fredegunde, hatte vor drei Bischöfen und dreihundert Edlen die Vaterschaft des früh verstorbenen Merowingers Chilperich¹⁰ beschwören müssen – so wird es zumindest berichtet.

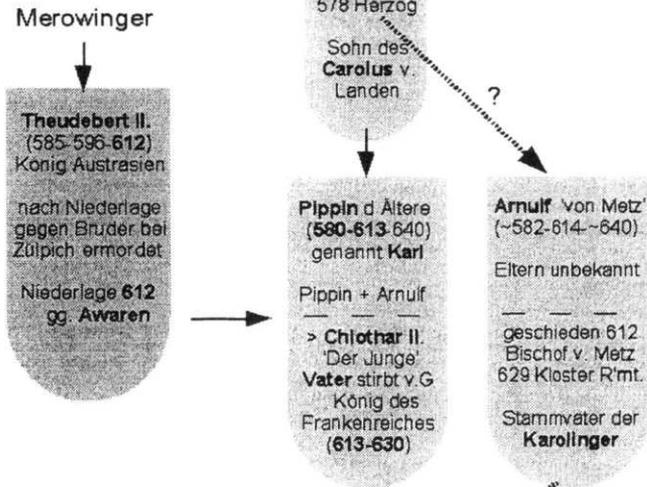
Wer war Arnulf von Metz? Den ‘Nachnamen’ erhielt er erst als Bischof von Metz in der Phantomzeit nach 612. Seine Abstammung ist jedoch völlig unbekannt. Könnte er ein Halbbruder von Pippin d. Ä. gewesen sein? Das würde die Kooperation der beiden beim Kampf um den Thron der Merowinger verständlich machen. Findet sich eine Spur von ihm auch nach dem Jahr 911? Da wird Heinrich zum Herzog der Sachsen, später zum König. Thietmar von Merseburg bezeichnet Heinrich I. als „nepos“ sowie als „proximus“ von Karl dem Einfältigen, was bei den nahezu Gleichaltrigen durchaus auf Halbbrüder hindeuten kann. Und der Vater Heinrichs, Otto der Erlauchte verstarb genau 299 Jahre nach Pippin des Älteren Vater Carloman v. Landen (Abb. 5)!

Was wurde schließlich aus den Merowingern? Theudebert II. erlitt 612 eine verheerende Niederlage gegen die Awaren und wurde kurz darauf nach der Schlacht bei Zülpich ermordet. 299 Jahre später wiederholen sich die Ereignisse: Nach einer verheerenden Niederlage gegen die Ungarn stirbt Ludwig, genannt „das Kind“, ein illegitimer Sohn des Arnulf von Kärnten der Phantomzeit (dem auch Karl der Einfältige seine Königskrone verdankte). Mit den Menapiern und Karolingern verbinden sich die Ortsamen Landen, Herstal, Aachen und Zülpich, jeweils einen Tagesmarsch voneinander entfernt. Da erscheint das Land Kärnten recht abgelegen. Kerpen (Kerpinna) hingegen liegt knapp drei Stunden Fußmarsches von Zülpich entfernt. Als ‘illegitimes Kind’ Arnulfs (von Kerpen), des Stammvaters der Karolinger, wäre Ludwig, das Kind (der Phantomzeit) in der Tat richtig beschrieben.

⁹ Wirsching erwähnt, dass Pippin d. Ä. am Hofe Chlothars auch den Namen Karl trug. N.B.: Ein Karl/Chlothar/Pippin war sicher für den Lauf der Geschichte von einiger Bedeutung und könnte durchaus zu Recht als „Karl der Große“ tituliert werden!?

¹⁰ Gregor von Tours († 594) hat Chilperichs Sohn nur noch als kleines Kind erwähnt [Birken 2004, 569].

6.- 7. Jh.



9.- 10. Jh.

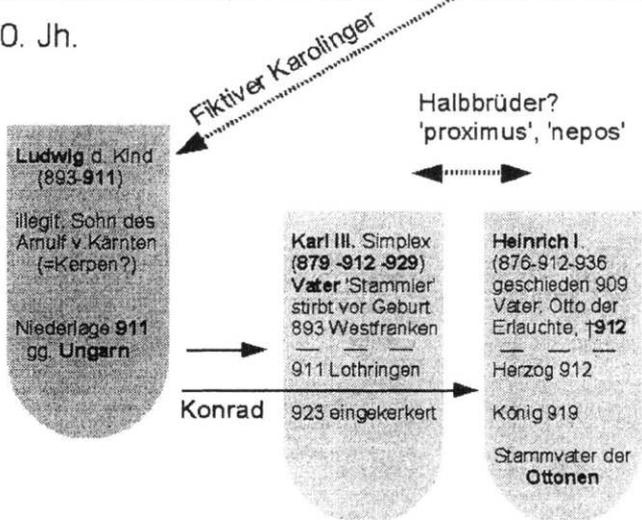


Abb. 5: Die Protagonisten des Übergangs der Herrschaft von den Merowingern zu Karolingern und Ottonen finden sich vor und nach der Phantomzeit.

Häufigkeitsverteilung von 64 Beobachtungen zur Phantomzeitthese

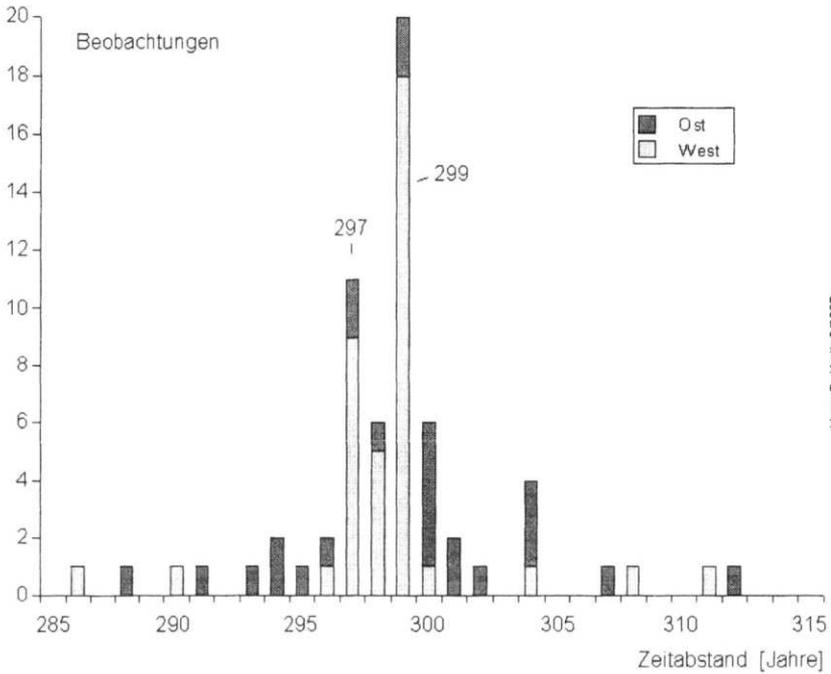


Abb. 6 a: Häufigkeitsverteilung von Beobachtungen zur Länge der Phantomzeit

Ähnliche Ereignisse im Abstand von ca. 300 Jahren

Untersuchung gg. Päpste 799 und 591	298	Herakleios – Konst. I (Krön. +Tod)	304	Hollstein Baumringe: Abw. 305 – 6 J.	299
Dito: beide Päpste rehabil. 800 und 502	298	Konstantinos II – Const. II (K)	304	Hollstein Wuchsrin. – GISP2 S04	299
Septuaginta – Vulgata 9* 33 Jahre	297	Konstantinos II – Const. II (T)	307	Karl d. Einf. – Chlothar II (Tod)	299
Heinrich I – Dagobert I (Krönung+Tod)	297	Lando S. – S v. Volterra (T) 914-606	308	Karl d. E. – Chlothar II (Krönung)	299
Ludwig IV – Chlodwig II (K+T)	297	Avidios – Basiliskos GgK 476-175	301	Karl d. E. – Pippin d. Ä. (Geburt)	299
Joh. v. Fiore: Konkordanz AT-NT	297	Michael II – Justin Stotter 829-527	302	Gottfried – Grimoald (Geburt)	299
Alexander – Oktavian Augustus (T)	297	Theudebert II – Ludwig d. Kind (T)	299	Ludwig d. St. – Carloman v. L. (G)	299
Beginn Zeitrechn. in Mitteljava 2x	297	Arnulf v. M. = Heinrich I? 912/614	298	Ludwig d. St. – Carloman v. L. (K)	299
Awaren rücken nach Westen 2x	297	Bischöfe Theodul – Theodul	286	Kahlkarl – Carolus v. L. (Tod)	299
Landnahme der Ungarn 895 und 598	297	Chin. Tang-Zeit: Verschiebung n. Zeller	288	Martin I – Liberius (Verbannung)	299
Ost- +Westfranken geeinigt 911-613	298	Astrolab Jahez. – Präzession	290	Konzilien von Konstantinopel 1.-3.	300
Yenur-Jupiter-Konj. -7 und +292	298	Invasionen Ceylon 1214-1505	291	Diokletian – Augustus (T)	299
Offenb.: Morosov 395 – Tod Domitian 9	298	Alexanderära – Alexandrin. Ära	293	Konstantin d. Gr. – Tiberius (T)	299
Maria hilft Byzanz 924/26 und 626	299	Schlacht a.d. Theiß 895 – 601	294	Valens – Vespasian (T)	300
Einzug in Rom: Theoderich – Karl d. G.	300	Konstantin III (G) 895-611	294	Theodosius I. – Domitian (T)	299
Koran Siebenschl. 300 Sonnenjahre	300	Fundlücke Mitteljava 927-1222	295	Origines Tod – Orig. Anathema	300
Eroberung von Mekka 930-630	300	Frankensieg Awaren 862-566	296	Niederlage Ungarn – Niedl. Awaren	299
Angriffe durch Ostjava 1293 – 992	301	Byzantin. Baustopp 907-611	296	Ludwig d. Kind. – Theudebert II. (T)	299
Widukind: Lechfeld ~200 v. Katalaun	304	Sofi am 4.10.590 Greg. v. Tours – RR	297	Offb.: Jüngst. Ger. +100? – Morosov	299
Niederlagen Bayern 907 und 596	311	Cuthbert, Tod – Beisetzung	297	Versus G+O Gregor(T) 700 – 999	299
Seleukidenära – CE	312	2 Päpste gewählt 795-498	297	Herakleios d. Ä – Konst. Chlor. (T)	304

Abb. 6 b: Auflistung der Beobachtungen zur Länge der Phantomszeit [Quellen: Illig 2006, sowie eigene Recherche]

Zeitensprünge 3/2007 S. 737

Der durch die Phantomzeit überbrückte Schnitt markiert somit genau jenen Zeitpunkt, zu dem die Regentschaft der Merowinger im Blutrausch endete. Fortan herrschten unvermittelt Karolinger- und die Sachsenkönige. Die unschönen Einzelheiten ihrer Machtergreifung wurden, wie wir nun sehen, durch die wohlbedachte Wahl des Zeitsprunges über mehr als ein Jahrtausend erfolgreich verschleiert!

299 Jahre?

Wie viele Jahreszahlen umfasst die Spanne fiktiver Zeit nun genau? Die Lücken zwischen den fränkischen Sippschaften um den Zeitsprung sprechen mehrheitlich für 299 Jahre (Abb. 6). Aber das ist nur ein Teil der Wahrheit. Zwischen Konstantin I. und Herakleios I. und deren Nachfolgern klaffen 304 Jahre. Um das Maximum bei 299 herum häufen sich jedenfalls die Werte. Bei der Bewertung der 'statistischen' Verteilung ist jedoch auch die unterschiedliche Qualität der einzelnen Beobachtungen, sowie die subjektive und jedenfalls unvollständige Auswahl in Betracht zu ziehen. Die Häufung der glatten '300' mag auf Rundungen nicht jahrgenau bekannter Beziehungen zurückzuführen sein. Plausibel ist auch ein Phantomzeitintervall von 297 Jahren, u. a. als Konstrukt aus neun Generationen à 33 Jahre [Illig 2003, 567], oder aus den elf Generationen geklonter Karolinger zu (im Mittel) je 27 Jahren.

Die ebenfalls beobachteten, um bis zu einem Jahrhundert kürzeren Werte für die Geschichtslücke finden eine einfache Erklärung darin, dass dort ein Teil der Überlieferung der Phantomzeit für real erachtet wird, wodurch sich diese entsprechend verkürzt.

Fazit

Illigs Phantomzeitthese lässt sich, bei minimalen Korrekturen, zu einem durchgehend stimmigen Geschichtsmodell ergänzen:

In die Chronologie des Weströmischen Reiches und der Katholischen Kirche wurden drei fiktive Jahrhunderte eingefügt. Dies geschah um das Jahr 1000. Anlass war die Wiederherstellung der Historie des Römerreiches. Probleme bei der Umsetzung führten schließlich zu 299 Phantomjahren.

Die Geschichte des Römerreiches war mehr als ein halbes Jahrhundert zuvor mit der Verdoppelung der Herakleios/Konstantin-Dynastie durch Ostrom kompromittiert worden.

Die beiden Aktionen geschahen unabhängig voneinander. Hintergrund waren in beiden Fällen nachvollziehbare Machtmotive. Voraussetzung für den Erfolg war Vertraulichkeit.

Die Phantomzeit wurde zugleich zur besseren Legitimierung des Fränkisch/Sächsischen Herrscherhauses genutzt. Fiktive Herrscherfolgen entstanden als Klone der realzeitlichen.

Die Schnittstelle der Phantomzeit ist anhand mehrerer im Abstand von 299 Jahren auftretender Ereignisse sicher zu bestimmen. Sie liegt nahe beim Jahr 612||911.

Weitere verdoppelte Überlieferungen konnten im Oströmischen Reich aufgrund der Abweichungen zur Chronologie der Katholischen Kirche entstehen.

Die Überlieferung der Antike im Nahen Osten entstammt zwei zeitversetzten Strängen, die nur hintereinander in der Chronologie Platz fanden und diese zu lang erscheinen lassen.

Das reiche Erbe Roms führte zum vorrangigen Bezug auf dessen Chronologie – auch bei naturwissenschaftlichen Datierungen. Damit ist die Phantomzeit praktisch weltweit präsent.

Im Mittelalter lieferte die Phantomzeit ein ideales Umfeld für erfundene Ansprüche und Legenden aller Art, die auf keine Weise zu widerlegen waren.

Nachtrag – Wann wurde eigentlich Julius Cäsar gemeuchelt?

Die Schriftsteller der Antike sind gleicher Meinung:

„Nach ihnen [Plinius, Plutarch] schien die Sonne viele Monate lang mit getrübttem Licht, vor allem beim Aufgang; es blieb kühl und die Ernte reifte nicht. Das weist deutlich auf eine Trübung der Atmosphäre, auch wenn diese sich nicht näher fassen lässt. In unbestimmter Art spricht Vergil im Zusammenhang mit Cäsars Tod von dieser Erscheinung, und bringt mit Furcht vor ‚ewiger Nacht‘ lediglich eine Steigerung des Verfinsterungsgrades hinein“ [Demandt 1970, 18].

Die Beschreibung stimmt nur zu gut mit anderen Berichten über die Folgen von das Klima beeinflussenden Vulkan-Eruptionen überein. Demnach sollte es für das Jahr von Cäsars Tod auch einen Nachweis im vulkanischen Sulfat der grönländischen Eiskerne geben. Und es findet sich in der Tat für das Jahr 1993 bp (44 v. Chr.) ein hoher SO_4 -Wert von 39 ppb (GISP2). Dreihundert Jahre später, im Jahrzehnt um 1693 bp, zeigt sich jedoch nichts. Der SO_4 -Wert beträgt stets 0 ppb.

Wären demnach zwischen Cäsars Tod und dem Aufstieg des Augustus mehr als 300 Jahre vergangen? Einen derart frivolen Gedanken auch nur zu erwägen, verbietet sich gewiss für jeden, dem die Schule die römische Antike wenigstens in Grundzügen nahe gebracht hat. Beschränken wir uns deshalb vorsichtshalber auf einige unverfängliche Beobachtungen:

1. Alle Untersuchungen zur Phantomzeitthese (Dendrochronologie, biographische Parallelen, astronomische Datierung der Johannesoffenbarung, etc.) deuten darauf hin, dass die römische Geschichtsschreibung einschließlich der frühen Kaiserzeit um drei Jahrhunderte veraltet wurde. Die Berichte

genüber in vollem Einklang mit der Überlieferung.

2. Startprobleme des Julianischen Kalenders:

„Innerhalb der nächsten 36 Jahre bis zur Korrektur durch Augustus im Jahre 8 v.Chr. wurde dreimal zuviel geschaltet“ [Malitz 1987, 7]. Oder es wurde doch korrekt geschaltet – über dreieinhalb Jahrhunderte, was nach der Schaltvorschrift Cäsars ebenfalls zu drei überzähligen Schaltungen führt.

3. Plutarch ist für seine vergleichenden Doppelbiografien bekannt, in denen er Hellenen und Römer gegenüberstellt. Nahe liegend wäre es gewesen, hierfür Zeitgenossen oder zumindest zeitnahe Protagonisten zu wählen (Gedankenspiel: Wen könnte ein heutiger Schriftsteller mit einer Gegenüberstellung z. B. der Entdecker Kolumbus und John Franklin beeindrucken oder mit dem Vergleich von Wallenstein und Hindenburg?). Wären die hellenischen Biografien Plutarchs dagegen nachträglich (z. B. über die Zählung der Olympiaden) mitverschoben, so wäre eine Häufung um den Wert von etwa dreihundert Jahren zu erwarten. Wo Römer mit Römern oder Griechen mit Griechen verglichen werden, bliebe der Zeitunterschied gering. Im mittleren Bereich, also zwischen hundert und zweihundert Jahren wären keine Vergleiche zu erwarten. Abb. 7 zeigt es: Genau dies ist der Fall!

4. Der gute Titus Livius wäre rehabilitiert, der im Verdacht steht, die Geschichte Roms durch Wiederverwendung späterer Ereignisse verlängert zu haben. Er rechnete von Augustus zurück, die Historiker hingegen von Cäsar (Oder sie beziehen sich auf Synchronismen zum veralteten Griechenland, was aufs Gleiche herausläuft):

- „Ein Schuldenerlass von -376 entspricht Cäsars Verfügung von -47“ [Albrecht 227].

- Die panische Furcht vor den Galliern, der „metus gallicus“ nach der Niederlage -390 soll noch bis zu Cäsars Siegen die Römer beherrscht haben. Eine Generation sollte doch eigentlich ausreichen? Cäsars auf Vernichtung der Gallier angelegter Feldzug würde so immerhin verständlicher.

5. Hieron I. (gest. -466) vs Hieron II, (gest. -215) und andere Dubletten finden sich beim Vergleich alter Münzen. [Martin 1995, 252]

6. Die Skulpturen 'der frühen Kaiserzeit' in der Höhle von Spelunga sollen perfektionierte Kopien mehrere Jahrhunderte älterer hellenischer Originale sein [Illig 2000b].

7. Einmal angenommen, die „Restitutio Imperii Romanum“ unter Otto III. hätte die Überlagerung der Real-Geschichte durch die Kaiserzeit des 1.-3. Jh. zur Folge gehabt. Dann würden sich die jener Zeit zugeordneten Funde häufen, während zugleich die vorchristlichen Jahrhunderte weder in Italien noch

im Herrschaftsgebiet der Seleukiden nennenswerte Überbleibsel liefern würden. Außerdem würde vermerkt, dass über die gesamte Zeitspanne offenbar nur geringe Fortschritte im künstlerischen Ausdruck stattgefunden hätten, wobei auch keine eindeutigen Entwicklungen nachzuweisen wären. So würde sich vieles erklären!

Und was geschah tatsächlich in der Zeit zwischen Cäsar und Augustus? Leider sind die entsprechenden Aufzeichnungen des Livius und anderer Autoren nicht erhalten. So bleibt nur der Versuch, Rückschlüsse aus den Berichten über die Seleukidenzeit zu ziehen, die, genau wie die römische Kaiserzeit, in Wirklichkeit ebenfalls drei Jahrhunderte später stattgefunden hätte. Die Geschichtlichkeit des Julius Cäsar dürfte dabei kaum anzuzweifeln sein. Was von seinem Ägyptenzug überliefert ist, scheint allerdings etliche durchaus märchenhafte Elemente zu beinhalten.

Quellenangaben

- Albrecht, Gisela (1995): Livius und die frühe römische Republik; in *ZS* 7 (3) 222-246
- Beaufort, Jan (2007): Wer erfindet historische Zeit? Überlegungen zum Motiv der mittelalterlichen Zeitfälschung; in *ZS* 19 (2) 317-332
- Birken, Andreas (2002): Byzantinische Phantomzeit und Islam; in *ZS* 14 (3) 488-511
- (2004): Regnum Chlotharii. Welcher Lothar gab Lothringen den Namen? in *ZS* 16 (3) 566-573
- Demandt, Alexander (1970): *Verformungstendenzen in der Überlieferung antiker Sonnen- und Mondfinsternisse, Akademie der Wissenschaften und Literatur*; Mainz - : <http://www.aryabhata.de/illig/demandt.pdf>
- Friedrich, Volker (2006): Zur Zeitstellung Karls des Großen; in *ZS* 18 (2) 417-434
- Heinsohn, Gunnar (2001): Karl der Einfältige – Imitator oder Urmuster? in *ZS* 13 (4) 631-661
- Hirsch, Paul (1935): Die Sachsen Geschichte des Widukind von Korvei. MGH; Hannover <http://www.dmgh.de>
- Illig, Heribert (1992): Vom Erzfälscher Konstantin VII. Eine „beglaubigte“ Fälschungsaktion und ihre Folgen; in *ZS* 4 (4) 32-139
- (2000a): *Wer hat an der Uhr gedreht?* München
- (2000b): Chronologische Irrfahrten des Odysseus. Hellenistische Fragezeichen; in *ZS* 12 (3) 384-390
- (2003): Zum Zeitsprung bei Christen und Moslems; in *ZS* 15 (3) 556-569
- (2006): 297 Jahre – zur Länge der Phantomzeit; in *ZS* 18 (3) 765-776
- Korth, Hans-E. (2006a): Ein Schreiben des Leo von Vercelli; in *ZS* 18 (2) 410-4164
- (2006b): Zur Chronologie des Abendlandes; in *ZS* 18 (1) 164-184
- (2003): Gerbert von Aurillac † 12. Mai 1003; in *ZS* 15 (1) 209-221
- Lausser, P. F. Abbé (1866): Gerbert – Étude historique sur le dixième siècle; Aurillac
- Malitz, Jürgen (1987): Die Kalenderreform Caesars. Ein Beitrag zur Geschichte seiner Spätzeit; in *Ancient Society*, 18, 1987, 103-131

<http://www.gnomon.ku-eichstaett.de/LAG/kalender.html>

Martin, Paul C. (1995): Wie stark erhellen Münzen die „dark ages“ in Italien? Numismatik versus Illigs Thesen. Teil III: Die Goldmünzen der römischen Republik; 7 (3) 247-268

Weissgerber, Klaus (2003): *Ungarns wirkliche Frühgeschichte*; München

Wirsching, Armin (2004): Merowinger, Karolinger und Ottonen unter der Erde vereint. Frühmittelalterliche Reihengräberfelder wurden bis 1000 belegt; in ZS 16 (3) 574-590

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34

h-e.korth@web.de

Chronologie und Naturwissenschaft

Wie weit trägt die Phantomzeit-These?

Hans-E. Korth

„Certainly, from a geophysical or astrophysical viewpoint, the ^{14}C spectrum is a most interesting geophysical global parameter. It may take many years before it is fully understood“ [Sonett & Finney, 1990].

***Abstract:** Knapp drei Jahrhunderte fiktiver Geschichtsschreibung wurden am Beginn unseres 10. Jahrhunderts in die Historie eingefügt. Reicht diese Hypothese hin, um alle Beobachtungen zu erklären oder finden sich Hinweise auf komplexere Zusammenhänge? In der Tat: Die Auswertung verschiedener Messgrößen zeigt zum Teil auch Übereinstimmung mit der konventionellen Chronologie. Alle Beobachtungen lassen sich jedoch zu einem schlüssigen Bild zusammenfügen, das erstmals auch die genaue Altersbestimmung der Eruption von Thera ermöglicht!*

Das Dilemma

Ernsthafte Kritik an Illigs Phantomzeitthese setzt bei den konventionell verifizierbaren astronomischen Keilschriften an, bei der geringen Wahrscheinlichkeit einer internationalen geheimen Übereinkunft, sowie bei den eher schatthafter Motiven der Protagonisten. Dem stehen die Aberdutzende von Beobachtungen entgegen, welche die Fiktionalität der Überlieferung des Frühmittelalters allesamt belegen [vgl. Korth 2007b]. Sofern jedoch in der Zeitstellung der vielen astronomischen Keilschriften Babyloniens kein Fehler gefunden werden kann, bleibt nur die logische Möglichkeit, dass diese eben nicht in den Gültigkeitsbereich der Phantomzeitthese fallen.

Wie sollte dies möglich sein, wo doch gezeigt wurde, dass sich der scheinbare Zeitsprung des Frühmittelalters auf praktisch alle bisher untersuchten Kulturkreise erstreckt? Der Schlüssel könnte darin liegen, dass fast alle Datierungen einen Bezug zur römischen Antike aufweisen.

Baumringe in Arizona, in Trier und ihr europäischer Mittelwert

Beginnen wir noch einmal mit der vertrackten Beziehung zwischen Radiokarbon und Dendrochronologie, die sowohl in Fachkreisen wie auch innerhalb der Chronologiekritik zu Streitigkeiten ohne Ende geführt hat. Nach wie vor besteht die unglaubliche Situation, dass das ^{14}C -Messverfahren erst nach Kali-

Kalibrierung ^{14}C /Dendro bei unerkanntem Zähl sprung von 300 J.

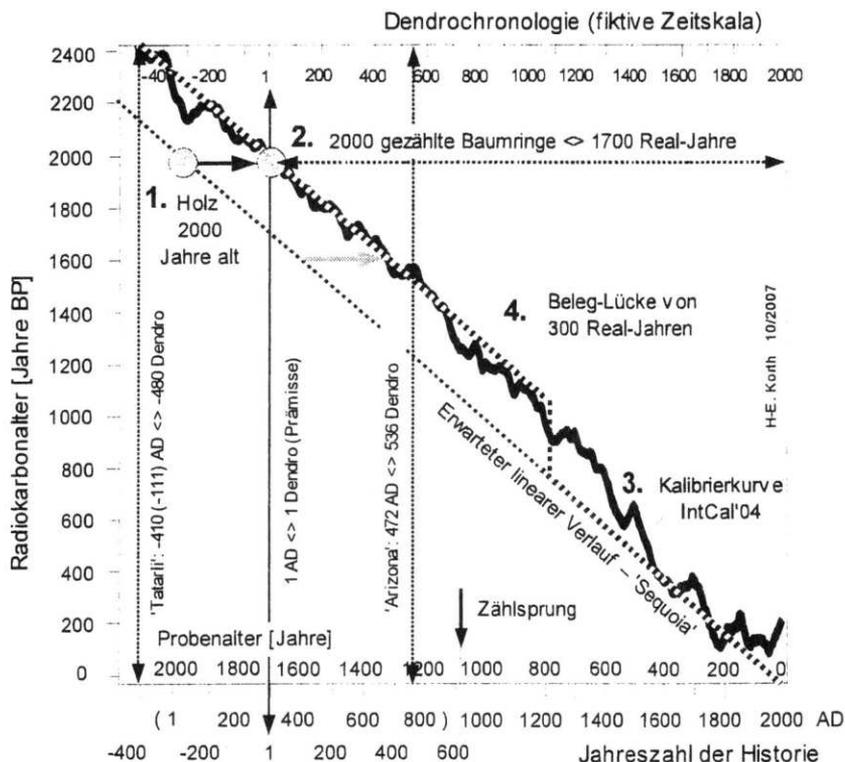


Abb. 1: Die Kalibrierkurve zwischen ^{14}C -Alter und Dendrochronologie (IntCal04). Durch den Zähl sprung von 300 Jahren der historischen Jahreszählung liefert die Dendrochronologie kein stimmiges Zeitmaß. '2.000 Jahre altes Holz' (1) erscheint verjüngt (2), jedoch 2.000 Jahresringe vor der Gegenwart.

brierung der Rohdatierung mit Hilfe einer konsolidierten, als fehlerfrei angenommenen Dendrochronologie als gültig angesehene Alterswerte liefert. Über die physikalische Zerfallsmessung wird auf diese Weise jedoch lediglich die Lage von Holz gleichen Alters innerhalb dieser Dendrochronologie bestimmt. Dass die Gültigkeit der 'IntCal'-Kalibrierung sich der Überprüfung entzieht, da die ihr zugrunde liegenden Baumringfolgen nie veröffentlicht wurden, mag durchaus als ein in der Geschichte der Naturwissenschaften einzigartiger Skandal bezeichnet werden.

Nun setzt sich eine Jahrtausende überspannende Dendrochronologie aus den Hölzern etlicher Bäume zusammen, deren Ringfolgen sich zeitlich überlappen. Die Bewertung der Passungen unterliegt dabei stets statistischen Kriterien, die von der Länge des Überlappungsbereichs, der Güte der Korrelation (um diese zu bestimmen gibt es verschiedene mathematische und visuelle Verfahren) wie auch vom angenommenen Zeitfenster für das Alter der einzupassenden Proben abhängen. Blöss und Niemitz haben in *C14-Crash* gezeigt, dass sich unter diesen Bedingungen überhaupt keine sichere Aussage aus den beiden Datierungsverfahren entnehmen lässt [Blöss/Niemitz]. Im strengen Sinne ist dies korrekt. Dennoch gilt auch, dass gerade aufgrund des statistischen und zudem von Erwartungen beeinflussten Zustandekommens der beiden miteinander verknüpften Datierungsverfahren, diese mit einiger Wahrscheinlichkeit nur dort von der korrekten Verknüpfung abweichen, wo auch die Erwartung bezüglich der Chronologie fehlerhaft ist.

Vollziehen wir in Gedanken die Entwicklung einer Dendrochronologie noch einmal nach: Bei sorgsamem Vorgehen, so wäre zu erhoffen, sollte diese praktisch nur gültige Passungen enthalten. Die ^{14}C -Datierungen sollten daher (vgl. Abb. 1) einen im Wesentlichen linearen Anstieg des Radiokarbonalters über die Zeit zeigen (1). Für Irritation sorgt nun, absehbarerweise, die unerkannte phantomzeitliche Lücke von drei Jahrhunderten im frühen Mittelalter. Mit Selbstverständlichkeit ging man schließlich davon aus, dass die Zeit seit „Christi Geburt“ durch eine stete Folge von ca. 2.000 Wuchsjahren wiedergegeben wird.

Diesen 2.000 'Dendrojahren' entsprechen nach der Phantomzeitthese jedoch nur etwa 1.700 reale Jahre. Der unerkannte Irrtum führt dazu, dass Jahreszahlen und Dendrochronologie nun nicht mehr synchron zum physikalischen Ablauf der Zeit verlaufen. Legt man dennoch die Skala der 'Dendrojahre' als Zeitachse zu Grunde, so verschiebt sich die Beziehung zwischen Radiokarbonalter und Dendrochronologie um drei Jahrhunderte zur Gegenwart hin (2) und entspricht nun bereits recht genau dem Verlauf der aktuellen 'IntCal04'-Kalibrierkurve (3) über die gesamte Antike hinweg.

Durch die Gleichsetzung von Dendrochronologie und Jahreszählung ergab sich natürlich ein Widerspruch zwischen der Bestimmung des Radiokarbon-

alters aus dem $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ -Verhältnis und dem Verlauf des dendrochronologischen Alters der Proben. Da dieser gelöst werden musste, blieb (nach Überlegungen von H. E. Suess, der in dieser Frage jahrzehntelang in Konflikt mit W. F. Libby, dem Entdecker des ^{14}C -Verfahrens stand) nur die Annahme, dass das atmosphärische $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ -Verhältnis sich im Laufe der vergangenen anderthalb Jahrtausende wohl signifikant geändert haben müsse.¹ Aufgrund dieser Vermutung ergab sich eine Modellvorstellung, die – auch wenn nun der Verlauf der IntCal-Kurve im letzten Jahrtausend recht bizarr erscheint – immerhin über etliche frühere Jahrtausende einen genähert linearen Zusammenhang zwischen ^{14}C -Alter und Dendrochronologie liefert.

Eine Überprüfung an uralten Sequoias oder Borstenkiefern bestätigt scheinbar die Kalibrierung: Wie kaum anders zu erwarten führt das Zurückzählen von 2.000 Jahresringen zu Holz mit einem Radiokarbonalter von ca. 2.000 Jahren. Ein direkter Vergleich verschiedener Holzarten über Kontinente hinweg ist allerdings praktisch unmöglich; eine direkte Verknüpfung solcher langlebigen Hölzer mit der Historie desgleichen.

Aufgrund der Kalibrierung verbleibt jedoch der 'Schönheitsfehler', dass 'Radiokarbonjahre' im Mittel um etwa 18 % kürzer zu sein scheinen als reale Jahre (d.h. um den Faktor 1650 J. / 1950 J.). Dies führt dazu, dass Dendrochronologie und die hier gut abgesicherte, von der Gegenwart aus zurückgerechnet Jahreszählung im Hochmittelalter zunächst um bis zu 150 Jahre auseinander laufen, wodurch sich die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass Fehlpassungen akzeptiert werden.

Schließlich führt der Ansatz der 'IntCal'-Kalibrierung auch noch zu einem unlösbaren Widerspruch gegenüber den Dendrochronologien von E. Hollstein (Abb. 1, Kennz. 4) und B. Becker, die sich beide nicht an ^{14}C , sondern an (konservativ) wohldatierten Holzfunden der Römerzeit orientierten: Die Jahresringe von Hölzern, welche vor 2.000 Jahren gewachsen sind, stimmen – was bei Annahme der frühmittelalterlichen Phantomzeit nicht verwundert – in keinem Fall mit jenen überein, die der Überlieferung nach 2.000 Jahre alt sind. Der hieraus folgende interne Konflikt zwischen europäischen und außer-

¹ Kurzfristige Schwankungen des $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ Isotopenverhältnisses erklären sich durchaus – z. B. als Folge mächtiger Eruptionen, deren Staub sich über Jahre in der Atmosphäre halten kann. Dies führt zu geringerer Einstrahlung, damit zu verringerter Verdunstung und schließlich zur Verminderung der Niederschläge, welche das fortwährend erzeugte ^{14}C aus der Atmosphäre auswaschen. Innerhalb kurzer Zeit steigt dort das $^{14}\text{C}/^{12}\text{C}$ -Verhältnis an, um sich dann innerhalb einiger Jahrzehnte wieder zu normalisieren. Dementsprechend zeigt die Kalibrierkurve häufig einen kurzfristigen Abfall des Radiokarbonalters, dem ein langsamer Wiederanstieg folgt. Ein typisches Muster dieser Art beginnt 203 bp, dem Jahr des mit 288 ppb höchsten in Grönland in historischer Zeit gemessenen Sulfatniederschlags (vgl. Abb. 8).

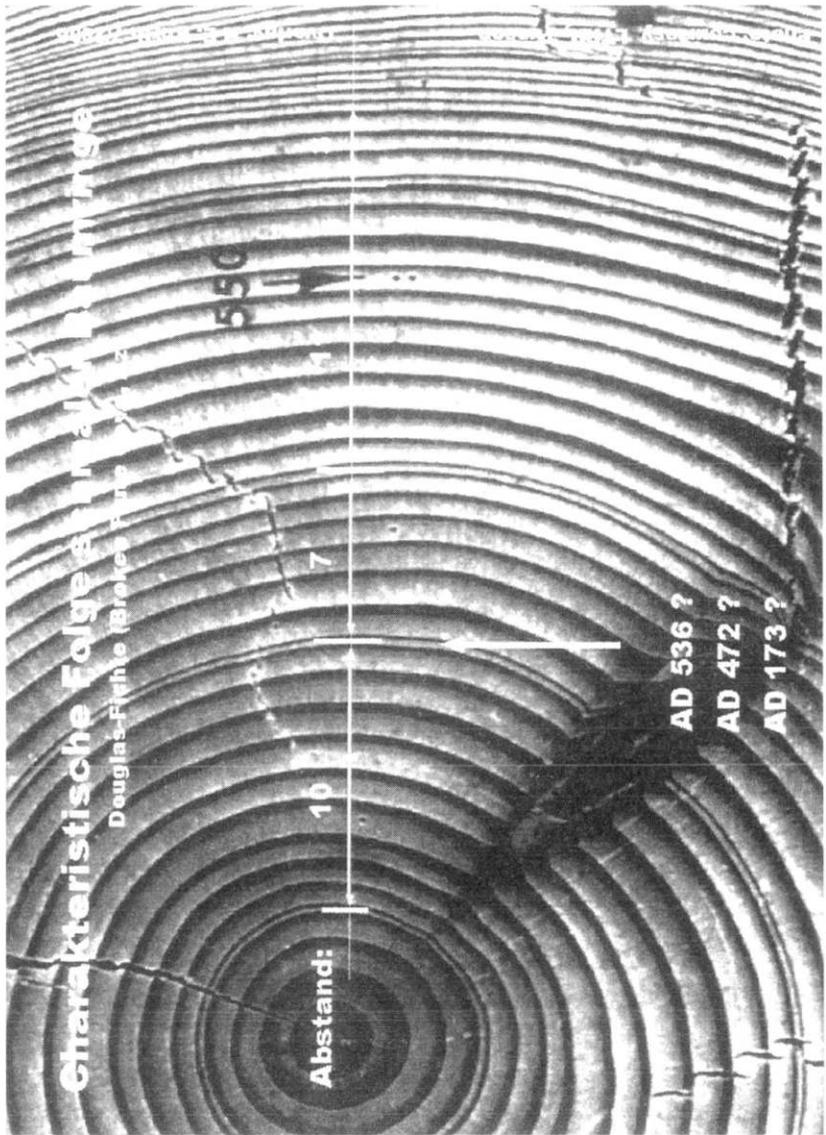


Abb. 2: Holzfund aus der „Broken-flute“-Höhle in Arizona mit signifikanten Wuchseinbrüchen

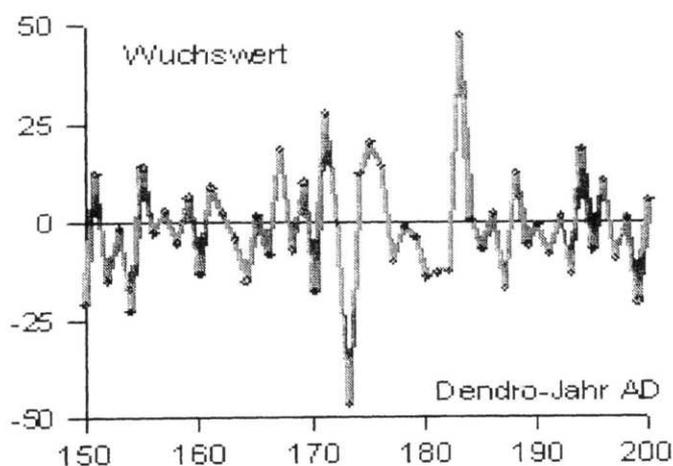
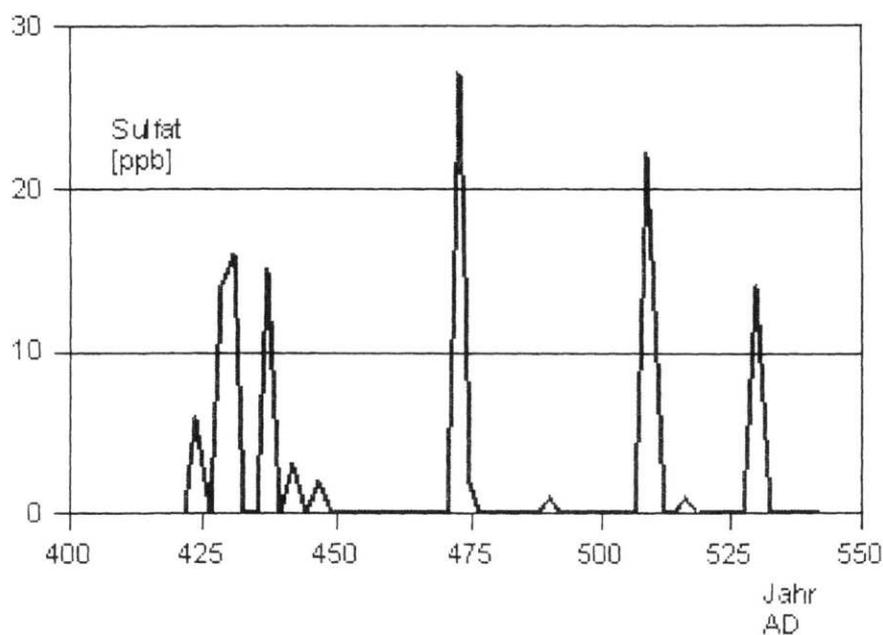


Abb. 3: Vulkanisches Sulfat mit 200-Jahre-Maximum bei 472 n. Chr (1478 bp) aus dem GISP2-Eiskern

Abb. 4: Gemittelter Eichenwuchs in Westdeutschland nach Hollstein mit Jahrtausendminimum im Jahr 173 n. Chr. (konv.)

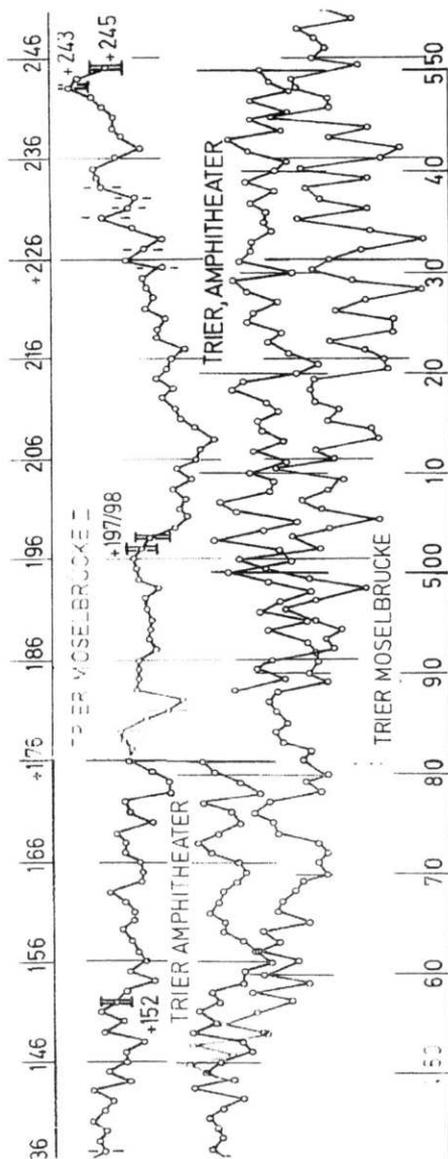
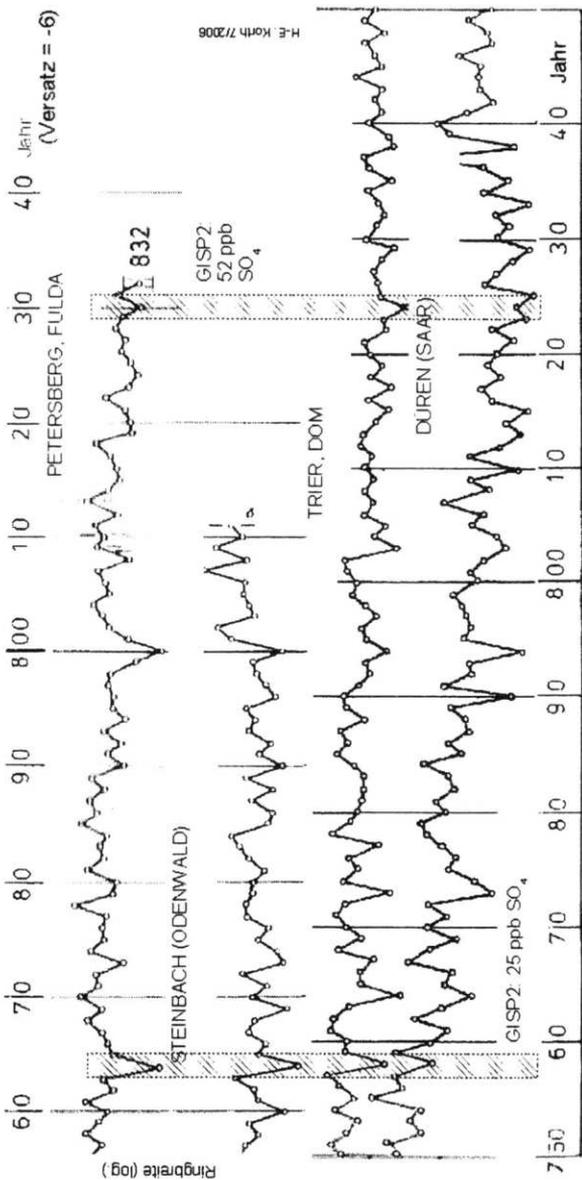


Abb. 5: Ringbreitenfolgen der Moselbrücken von Trier zeigen vorzügliche Gleichläufigkeit zu um 305 Jahren 'jüngeren' Holz des römischen Amphitheaters von Trier (nach Hollstein).



Quelle: E. Hollstein, Mitteleuropäische Eichenchronologie, 1980

Abb. 6: Teile der von Hollstein um das Jahr 800 n. Chr. dargestellten Ringbreitenfolgen erscheinen gegenüber denen des Doms von Trier um 6 Jahre zu alt datiert. Sulfatwerte des GISP2-Eiskerns bestätigen den Befund.

europäischen Dendrochronologen dauert an, da beide Seiten von der Stimmigkeit ihrer Vorgehensweise überzeugt sind.

Lässt sich bei dieser Sachlage die Phantomzeitthese anhand von ^{14}C und Dendrochronologie überhaupt naturwissenschaftlich überprüfen? Versuchen wir es: Abb. 2 zeigt den Querschnitt durch ein in Arizona aufgefundenes, gut erhaltenes Stück Holz. An diesem fällt auf, dass sich zwischen Jahresringen von durchschnittlicher Weite auch mehrere außerordentlich schmale Ringe finden. Diese deuten auf Jahre mit extrem schlechten Wuchsbedingungen hin, die zumindest zum Teil die Folge global wirksamer Ereignisse sein könnten, welche ihre Spuren dann auch in Mitteleuropa hinterlassen hätten. Auf der Abbildung findet sich die Jahreszahl „550“. Über eine Dendrochronologie aus New Mexiko angekoppelt, entspricht dieser Zahlenwert der 'IntCal' zugrunde liegenden Jahreszählung. Wenn nun die Radiokarbonjahre in der Antike doch im Mittel den Sonnenjahren entsprechen, so wäre die Zeitskala der Dendrochronologie dort offenbar um gut 15 % überdehnt. Seit dem Jahr „1“ wären demzufolge nur etwa 470 reale Jahre vergangen!

Der schmalste Baumring der Abbildung findet sich 14 Jahresringe vor der Zeitmarke „550“. Dieser wird als Beleg für ein weltweit klimatisch katastrophales Jahr 536 n. Chr. gesehen, nach einer Untersuchung von R. Keys die Folge einer gewaltigen Vulkaneruption im indonesischen Archipel [Keys 1999]. M. Baillies Versuch, diese Eruption auch im Sulfat grönländischer Eisbohrkerne zu lokalisieren, blieb allerdings erfolglos [Baillie 93 ff.]. Seiner Vermutung nach wäre die Eiskerndatierung im betreffenden Zeitraum vergleichsweise ungenau.

Ist sie das wirklich? Betrachten wir die Messdaten des GISP2-Eisbohrkernes nach ihrem Gehalt an vulkanischem Sulfat, so finden wir in der Tat für das Jahr 472 (das entspricht einem Alterswert 1478 bp, „before present“ – bezogen auf das Jahr 1950 n. Chr.) den mit Abstand höchsten Wert an vulkanischem Sulfat innerhalb einer Zeitspanne von mehr als 200 Jahren (Abb. 3).

In E. Hollsteins *Westdeutscher Eichenchronologie* findet sich eine Auflistung der gemittelten Wuchswerte über alle Hölzer seiner Dendrochronologie (Abb. 4). Diese zeigen den tiefsten Einbruch innerhalb eines Jahrtausends im Jahre 173, was bei Zugrundelegung einer von Hollstein nicht berücksichtigten Phantomzeit von 299 Jahren gleichfalls zum Alter von 1478 bp führt!

Es scheint also lohnenswert, Hollsteins als überholt und fehlerhaft belächelte Dendrochronologie noch einmal etwas genauer anzuschauen. Wie wir oben gesehen haben, kann es ja gar keine Übereinstimmung mit der 'IntCal' zugrunde liegenden Dendrochronologie geben. Da Hollstein gewiss sorgfältig gearbeitet hat, sollte sich in seinem Werk auch ein direkter Nachweis für die Phantomzeit finden lassen. Aus der großen Zahl der von ihm zusammengetragenen Hölzer sind jene aus Trier von besonderem Interesse. Dort entstanden

ab dem +1. Jh. Römerbauten in großer Zahl, deren Errichtung anhand von Überlieferungen oft jahrgenau eingeordnet werden kann. Gleiches gilt für die Trierer Sakralbauten des Mittelalters. Von Bedeutung ist ferner, dass die bevorzugt verbauten Eichenstämme nur kurze Zeit nach dem Fällen bearbeitet werden konnten, da die seinerzeit verfügbaren Werkzeuge bei getrockneten Hartholz nur wenig bewirkten. Der äußerste Jahresring des jeweiligen Splintholzes kann demnach erst kurz vor der Verarbeitung gewachsen sein.

Abb. 5 stellt zunächst die (über mehrere Stämme gemittelten) Ringbreiten von Hölzern aus den Pfeilergründungen der beiden römischen Moselbrücken einander gegenüber (Oben: Hollsteins Zeitskala). Als einfach und ohne Rechenarbeit nachvollziehbares Vergleichskriterium bietet sich die sog. „Gleichläufigkeit“ (GL) an, d.h. der Prozentsatz der gleichsinnigen Anstiege oder Abfälle der Ringbreitenfolge.² Im Vergleich der beiden Moselbrücken beträgt dieser 63 %. Ein solcher Wert deutet auf nur wenige Kilometer voneinander entfernte Wuchsorte der betroffenen Stämme. In der Abbildung ist außerdem die Breitenkurve von Eichenstämmen aus dem Amphitheater von Trier eingefügt. Wie die untere Zeitskala zeigt, wurde diese um 305 Jahre verschoben und zeigt nun einen GL-Wert von 73 % zur ersten Römerbrücke – also eine wesentlich bessere Korrelation als zwischen den Brücken untereinander. Natürlich passt auch die überlieferte Bauzeit des Amphitheaters zeitnah zum Bau der Brücken. Im 6. Jh. gewachsenes Holz hätte allenfalls zu Erweiterungen oder Reparaturen in der Zeit des Niedergangs der Stadt Trier dienen können.

Noch eine weitere Unstimmigkeit lässt sich in Hollsteins Dokumentation erkennen. Auch um das Jahr 800 ergeben die Ringbreiten eine bessere Übereinstimmung, wenn sie um 6 Jahre verschoben werden. Hier handelt es sich um Hölzer des Trierer Doms, dessen Baugeschichte unter Abt Poppo gut und sicher dokumentiert scheint, sowie um Hölzer aus Fulda, Steinbach und Düren. Neben dem in allen Hölzern erkennbaren Minimum von 794 liefern hier wieder die Sulfatwerte des GISP2-Eiskerns weitere Hinweise für die korrekte Datierung (Abb. 6). Bei der Überprüfung von Hollsteins Baumringfolgen finden wir also eine Verdoppelung von 305 Jahren sowie eine Lücke von 6 Jahren – zusammen ebenfalls 299 Phantomjahre. Es sei noch daran erinnert, dass sich Hollsteins Suche nach Hölzern, die eine Überbrückung zum Frühmittelalter ermöglichten, über viele Jahre hinzog. Dass nach langer Suche zwei halbwegs akzeptable, d. h. der konservativen Chronologieprämisse entsprechende Zufallspassungen gefunden wurden, braucht nicht zu verwundern.

² Zur Orientierung: Gleichläufigkeit über 85 % finden sich, wie bei Hollstein ausführlich dargelegt, praktisch nur innerhalb ein und desselben Baumstammes. Werte um 50 % sind dagegen Zufallsprodukte, die keine Hinweise geben.

Aber was ist mit Morosow...

In seinem 1907 veröffentlichten Buch stellt Nikolaus Morosow zwei Beobachtungen vor, deren scheinbare Widersprüchlichkeit ihn bis ins hohe Alter beschäftigen sollte:

Zum Einen ordnet die *Offenbarung des Johannes* eindeutig Sonne, Mond und die fünf Planeten den Sternbildern des Tierkreises zu. Die beschriebene Konstellation erscheint nur etwa alle 65.000 Jahre einmal und lässt sich auf den 30. September 395 (= 1555 bp) rückrechnen. Der Überlieferung nach [Irenäus: *Haer.* V,30,3] entstand das Werk jedoch gegen Ende der Regierungszeit des Kaisers Domitian (womit selbige die Phantomzeitthese bekräftigt [Illig, 1999, 181-184]). Gleich mehrfach verweist der Seher Johannes auf den Jüngsten Tag (dessen baldiges Bevorstehen von den frühen Christen, wie vielfach überliefert, als sicher angesehen wurde). Vom Datum der Planetenkonstellation ausgehend, wird dieser zum 13. März 399 erwartet. Fragt man sich nun, welche Spekulation für den Eintritt des Jüngsten Tages besonders plausibel wäre, so liegt die Überlegung nahe, dass dieser genau ein Jahrhundert nach der Menschwerdung Christi liegen könnte. Die Annahme einer Phantomzeit von 299 Jahren führt nun tatsächlich in das Jahr vor Christi Geburt der Überlieferung und zum vermuteten Zeitpunkt der Empfängnis [Korth 2007a, 149]. Angesichts der Bedeutung der Parusielehre für das frühe Christentum sollte der von Johannes genannte Termin zu seiner Zeit in den Gemeinden der Christen akzeptiert gewesen sein. Dies spricht dafür, dass die Lebensdaten Jesu schon früh überliefert wurden. Gilt also die Phantomzeitthese, so lässt sich hieraus ein zumindest indirekter Beleg für die Historizität Jesu ableiten!

Zum Anderen analysiert Morosow die geschichtliche Überlieferung über Johannes Chrysostomus (= Goldmund). Dieser wurde kurz vor dem für das Jahr 399 vorhergesagten Weltende (s.o.) unter militärischem Zwang nach Byzanz verbracht und dort zum Patriarchen ernannt. Wenige Jahre später wurde er nach blutigen Unruhen aus Byzanz vertrieben, bald darauf zurückgeholt und schließlich in immer weiter entfernte Orte verbannt. Morosow geht nun von der Identität des Johannes der Offenbarung mit Johannes Chrysostomus aus, da nur so der historische Ablauf verständlich würde. Angenommen, er hat recht, so müsste die Phantomzeitthese, dort wo sie nicht direkt mit der Geschichte Roms verknüpft ist, weiter verfeinert werden.

Es erhebt sich damit die Frage, ob es sich bei der Chronologierevision in Ostrom, die vermutlich auf Konstantin Porphyrogennetos zurück geht [Illig 1992], nicht doch 'bloß' um eine zielgerichtete Geschichtsfälschung gehandelt haben könnte (zu möglichen Motiven mehr in einem separaten Beitrag). Neben anderen 'Anpassungen' (die auch aus späterer Zeit stammen könnten), wurde offenbar das Jahrhundert des Kaisers Konstantin I. [Herakleios I. und

seiner Nachfolger verdoppelt, was die vielen parallelen Ereignisse des 4. zu jenen des 7. Jh. belegen. Aber welche Überlieferung ist die Echte? Sind Herakeios und seine Nachfolger fiktiv, wie Illig vermutet? Oder wurde das reale Kaiserhaus mit Absicht an den Beginn des imperialen Ostrom verschoben – unter Zurücklassung ereignisarmer Zeiten und blasser Regenten? Einen plausiblen Grund, auch die Überlieferung der Zeiten vor Konstantin I. zu verändern oder zu verschieben, gab es in Byzanz jedenfalls nicht. Somit wären auch die nach der Seleukidenära (und der mit dieser verknüpften Zeitrechnungen) eingeordneten Ereignisse unverändert geblieben. Die im Folgenden aufgeführten Beobachtungen scheinen diese Sicht zu bestätigen.

Zurück zu Chrysostomus: Im Juni 404, so wird berichtet, als dieser durch Kaiserin Eudoxia abgesetzt worden war, brannten seine Anhänger die *Megalè Ekklesia*, den von Konstantin I. errichteten Vorgängerbau der *Hagia Sophia*, nieder. Das müsste sehr gründlich geschehen sein, denn von diesem Bau wurden später keinerlei Spuren gefunden. Von dem ursprünglich an dieser Stelle befindlichen heidnischen Heiligtum ist immerhin ein mächtiger Opferstein erhalten und in einem Nebenraum des heutigen Gebäudes zu bestaunen. Wäre es, wenn wir einen wahren Kern der Überlieferung unterstellen, also nicht weit plausibler, dass die radikalen Christen seinerzeit den heidnischen Tempel verwüstet haben? Einige Jahre später wurde dann unter Theodosius II. (reg. 405–450) ein neuer, nicht notwendigerweise christlicher Bau der „Heiligen Weisheit“ errichtet,³ von dem sich auch Überreste gefunden haben (jener Bau wurde ein Jahrhundert später, beim „Nica-Aufstand“ gegen Justinian I. schwer beschädigt und in der Folge schließlich in seiner heutigen Gestalt wieder aufgebaut). In diesem Falle wäre der mächtige Kuppelbau praktisch gleichzeitig mit dem gewaltigsten aller Kuppelbauten, dem römischen Pantheon (118–125 konv.) errichtet worden.

Die Bildtafeln von Tatarli

Aus einer „perserzeitlichen“ Holzgrabkammer bei Tatarli (in der Nähe des Ortes Kelainai in Westanatolien) konnten mehrere Bildtafeln geborgen werden. Ein Teil davon fand seinen Weg (aus beschlagnahmten Beständen von Grabräubern) ins staatliche Museum von Afyon. Erst 2005 gelang es dem Team der Dendrochronologen um Jan P. Kuniholm von der Cornell Universität nachzuweisen, dass vier Tafeln aus dem Besitz des archäologischen Instituts der Universität München nicht nur vom gleichen Fundort stammten, sondern dass sie einst sogar aus dem selben Baum geschnitten waren, wie die in

³ Unter Theodosius II. entstanden auch die mächtige Landmauer und weitere nachgewiesene Gebäude, sodass die Vermutung nahe liegt, dass erst unter diesem Kaiser Byzanz zur Kapitale ausgebaut wurde.

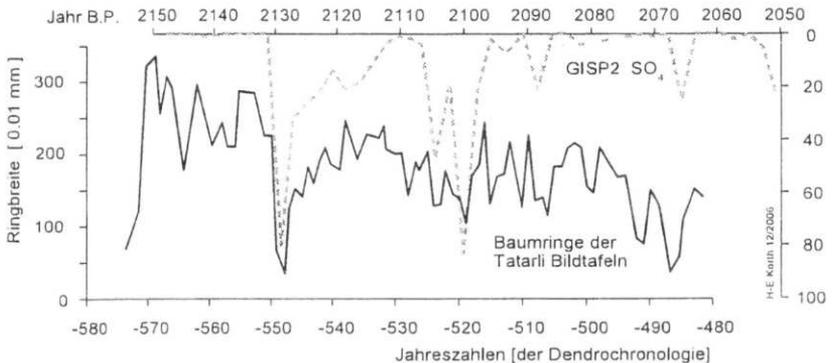


Abb. 7: Ausschnitt aus einer der Bildtafeln von Tatarli. Durch überhöhte Kontrastierung werden das Abbild der Herrschergestalt (links) und die Jahresringe des Holzes gleichermaßen sichtbar.

Abb. 9: Ringbreitenfolge der Hölzer von Tatarli [Kuniholm]. Eine überraschende Korrelation zur Dendrochronologie zeigt die Sulfatkurve des GISP2-Eiskerns – die Bildwerke der Achämenidenzeit wären demnach um 2060 bp (-110) entstanden.

Afyon präsentierten (woraus natürlich sogleich die Frage folgt, wie diese auf eher dunklen Wegen nach München gelangen konnten). Diese Stücke wurden (vermutlich von den Grabräubern) auf die handliche Länge von etwa einem Meter gekürzt.

Ursprünglich waren die Bretter auf einer Seite geglättet worden, die dann farbig bemalt wurde. Zwei der Tafeln zeigen eine Grabprozession, die beiden anderen eine Kampfszene (Abb. 7). Die dendrochronologische Analyse ergab, dass die Bilder nach -450 entstanden sein sollten. Die kunstgeschichtliche Einordnung deutet dagegen auf ein um mindestens ein halbes Jahrhundert davor liegendes Entstehungsdatum hin. Lâtife Summerer (Uni München) ordnete sie der Achämenidenzeit zu.

Nun ist die dendrochronologische Datierung von Funden aus vorchristlicher Zeit im gesamten Mittelmeerraum durch den als „Roman Gap“ bezeichneten Mangel an Holzfunden erschwert.⁴ Zur Datierung musste deshalb hier auf die Technik des „Wiggle-Matching“ zurückgegriffen werden.⁵ Abbildung 8 zeigt, dass im Falle der Hölzer von Tatarli zwei etwa gleich gute Übereinstimmungen erreicht werden können. Zunächst führte das Wiggle-Matching zu einem Fälldatum nahe -450. Eine weitere Passung und die Altersangabe um 2060 bp (bzw. die Zeitangabe um -110|-410 – je nachdem, ob der Zehlsprung berücksichtigt wird) wird gefunden, wenn die Skalierung der Kalibrierkurve berücksichtigt wird.⁶

⁴ Zur Überraschung der Fachleute ergab auch das Holz geborgener Schiffswracks aus der Römerzeit keine bis in die Spätantike durchgängige Baumringfolge [Kuniholm 2003].

⁵ Beim Wiggle-Matching werden mehrere ¹⁴C-Messungen an einer Holzprobe mit dem Verlauf der Kalibrierkurve abgeglichen. Auf diese Weise sollen mögliche Messfehler und Mehrdeutigkeiten verhindert werden. Indirekt wird so mit Hilfe von Radiokarbonmessungen der Anschluss an die der ¹⁴C-Kalibrierung zu Grunde liegende Dendrochronologie erreicht.

⁶ Natürlich müssen Radiokarbonalter und Dendrochronologie zum Abgleich mit gemessenen Proben auf Realjahre bezogen sein. Wie aus Abb. 1 zu entnehmen, ist dazu die Dendrochronologie um einen Faktor ($F = \sim(1950 - 300) / 1950$) zu korrigieren, also um ca. 18 %. Außerdem ist der Zehlsprung zu berichtigen. Die Umrechnung der Dendrochronologie (D) in Altersjahre (BP) folgt bis zum Frühmittelalter daher der Beziehung: $\text{Jahr(BP)} = F * [1950 - \text{Jahreszahl (D)}] + 300$.

Sodann entsprechen die ominösen verkürzten 'Radiokarbonjahre' der IntCal-Kurve in Wirklichkeit recht genau normalen Jahren. Damit verschiebt sich jedoch auch der für das Probenalter maßgebende Nullpunkt der Skala um 300 Jahre. Die derart transformierte Kalibrierkurve entspricht nun der eigentlich zu erwartenden, angenähert linearen Beziehung zwischen Radiokarbonalter und Jahreszählung. Sie liefert Übereinstimmung mit den Holzproben der Antike.

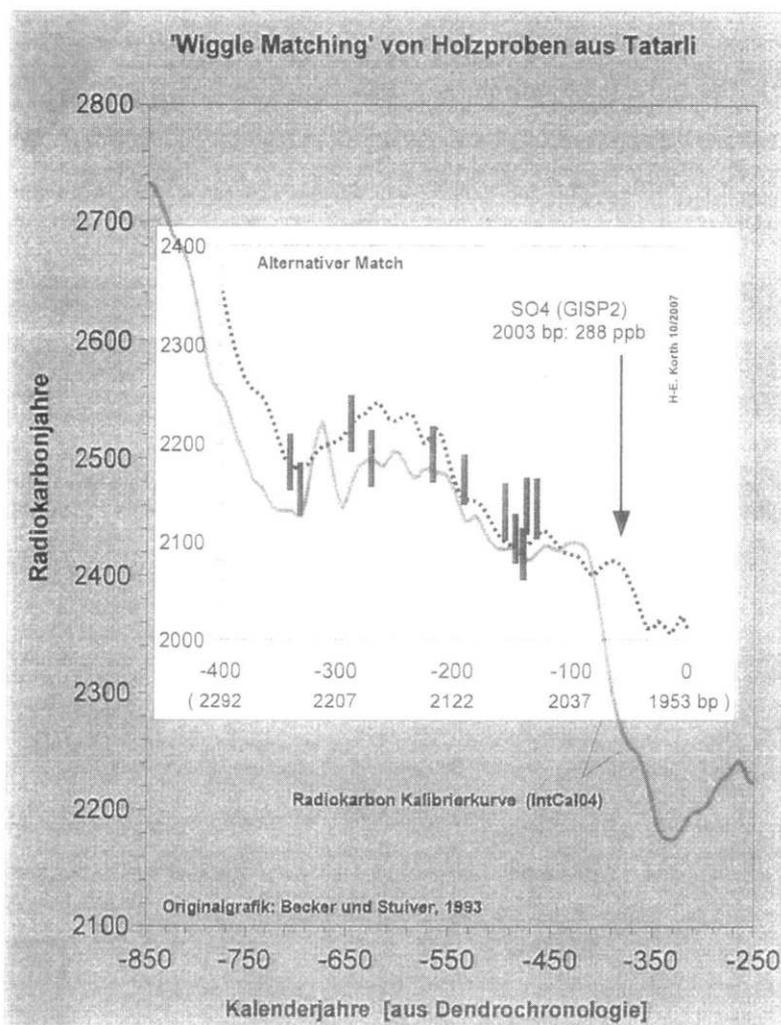


Abb. 8: „Wiggle Matching“ an Tatarli-Hölzern [nach Becker und Stuiver] liefert als Fälldatum -450 (± 22 Jahre). Die alternative Passung der Kalibrierkurve ergibt ein um ca. 320 Jahre späteres Fälldatum. Zum Anpassung an den (aufgrund des vermuteten Zählspungs von drei Jh.) zu flachen und zu hohen Verlauf der IntCal04-Kurve wurden die Achsen dort um 18 % gestreckt bzw. komprimiert.

Durch den GISP2-Eiskern wird auch diese Datierung bestens bestätigt (Abb. 9): Die Werte für den Gehalt des Grönlandeises an vulkanischem Sulfat zeigen eine enge (negative) Korrelation zur Breite der Baumringe. Dies deutet darauf hin, dass global wirksame Eruptionen in den Jahren -180 und -150 (2130 bzw. 2100 bp) zur Ausbildung der auf den Tafeln von Tatarli erkennbaren extrem schmalen Wuchsringe geführt haben. Für den Versatz des weiteren Extremums bei -116 um zwei Jahre gibt es eine einfache Erklärung: Zwischen -131 und -121 fehlen die Jahreswerte. Hier besteht im Eiskern eine Lücke ohne ausgeprägte Jahresstruktur. Auch an einigen weiteren Stellen konnte der Eisbohrkern nicht unversehrt geborgen werden. Hier blieb den Forschern nur die Abschätzung der jeweiligen Zeitspanne aus der Dicke der Eisschicht.

Damit erhebt sich natürlich die Frage nach der Zuverlässigkeit der Eiskerndatierung. Über mehr als zehn zurückliegende Jahrtausende wird die statistische Abweichung mit 2 % angegeben [Mayewski]. Dieser Toleranzwert ist außerordentlich konservativ und berücksichtigt neben den Bruchstellen mit zermahlenem Eis auch die Möglichkeit von nicht identifizierbaren Jahreschichten in Zeiten mit extremem Witterungsverlauf. Angesichts der jahrgenaue Übereinstimmung zwischen dem Sulfat des GISP2-Eiskerns und den nach maximaler Gleichläufigkeit korrigierten Werten der Hollstein'schen Dendrochronologie dürfte der Fehler um das Jahr -100 jedoch weniger als ein Jahrzehnt betragen.

Unsere Datierung der Bildtafeln von Tatarli erscheint also durch zwei voneinander unabhängige Zeitreihen gesichert: Sie entstanden demnach tatsächlich kurz vor 2050 bp, nach konservativer Jahreszählung also gegen Ende des zweiten „vorchristlichen“ Jahrhunderts. Der archäologische und der kunstgeschichtliche Befund weisen allerdings in die Zeit der Achämeniden. Selbst die ursprüngliche dendrochronologische Datierung auf etwa -450 erscheint den Experten überraschend spät:

„Here at Afyon/Dinar/Tatarli we seem to have a painting style that was popular in Athens a half or three quarters of a century earlier“ [Kuniholm, 1996].

Die gesamte Abweichung zwischen naturwissenschaftlicher und historischer, auf die Überlieferung Roms bezogener Datierung beträgt demnach mehr als viereinhalb Jahrhunderte. Auch nach Abzug der Phantomzeit verbleiben noch mehr als hundertfünfzig Jahre, um welche die Achämeniden zu alt datiert werden.

Die Eruption von Thera

Für einige Unruhe unter den Altertumskundlern sorgte im vergangenen Jahr die Neudatierung der gewaltigen Eruption von Thera/Santorin. Diese Vulkan-

'Wiggle Matching' an Holzprobe von Thera

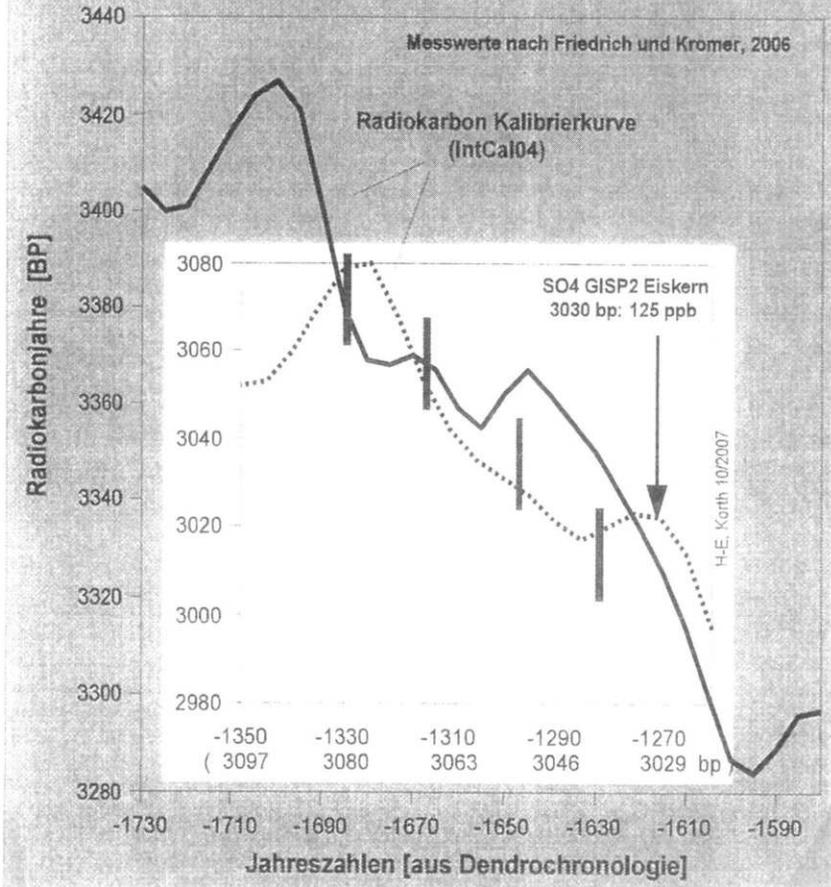


Abb. 10: „Wiggle Matching“ an einem bei der Eruption von Thera verschütteten Olivenbaum lieferte für den Vulkanausbruch das Datum 1627-1600 B.C. [nach Friedrich et al. 2006, Supporting material]. Auch hier gibt es eine alternative Passung. Der steile Abfall um 3030 bp stimmt mit dem Jahrtausendextrem des vulkanischen Sulfats aus dem GISP2-Eiskern überein, dessen Alter damit als korrektes bestätigt wird.

explosion (geschätzte Stärke 7 auf dem VEI) bedeutete das Ende für die Hochzivilisation von Kreta und verwüstete weite Teile des Nahen Ostens und der Mittelmeerküste. Das Holz eines verschütteten Olivenbaums war an vier Stellen nach dem Radiokarbonverfahren datiert und die Werte waren durch Wiggle Matching mit der 'Intcal04'-Kalibrierkurve abgeglichen worden [Friedrich 2006]. Auf diese Weise wurde der äußerste Wuchsring und damit das Jahr der Eruption auf die Zeitspanne 1627–1600 v. Chr. datiert („mit 95 %iger Sicherheit“) – rund drei Jahrhunderte früher als bisher angenommen (Abb. 10).

Gibt es auch hier eine alternative Passung? In der Tat: Bei gleicher Skalenkorrektur um 18 % wie im Falle der Tafeln von Tatarli stimmen die Messungen gut dreihundert Radiokarbonjahre später sogar besser mit der Kalibrierkurve überein! Wenige Jahre nach dem Entstehen der gemessenen Baumringe erfolgte um 3030 bp ein extrem steiler Abfall der Kalibrierkurve, der Folge des Temperatursturzes durch die Eruption sein könnte. Die Sulfatwerte des GISP2-Eiskerns bestätigen die Vermutung: Für das Jahr 3030 bp liefern sie mit 125 ppb den mit Abstand höchsten Wert des folgenden Jahrtausends!⁷ Der Untergang von Knossos läge demzufolge weniger als 3.100 Jahre zurück.

Die Reskalierung der IntCal04-Kalibrierkurve liefert aber noch weitere Übereinstimmungen mit der Eiskerndatierung: So finden nun zwei dramatische Einbrüche der Kurve im Altertum ihre Erklärung als Folge vulkanischer Ereignisse:

1. Für das Jahr 2361 bp findet sich ein Sulfatwert von 68 ppb, für 2354 bp dann 52 ppb und für 2312 schließlich 61 ppb (GISP2). Dem entspricht ein steiler Abfall des Radiokarbonalters ab 2360 bp (IntCal) über mehr als ein halbes Jahrhundert. Die maximale Abweichung entspricht dabei einem vorübergehenden Anstieg des ¹⁴C in der Atmosphäre von etwa 1,5 %. Bis zur Normalisierung des ¹⁴C-Wertes verging noch ein weiteres Jahrhundert.

2. Etwa gleiche Auswirkungen auf die ¹⁴C-Konzentration der Atmosphäre hatte eine Eruption, die 2686 bp einen Sulfat-Niederschlag von 71 ppb (GISP2) lieferte und zu einem steilen Einbruch des Radiokarbonalters der Holzproben ab 2682 bp (IntCal) führte.

Diese Eruptionen nebst den darauf folgende ¹⁴C-Anstiegen sind Hinweise auf Perioden dramatischer globaler Klimaverschlechterungen, in deren Folge eine allgemeine Verschlechterung der Lebensverhältnisse und damit der Niedergang ganzer Zivilisationen zu erwarten wären, sowie auch Migrationsbewegungen in südliche, wärmere Regionen.

⁷ Im Jahr 3403 bp (-1347) findet sich ein mit 156 ppb noch höherer Sulfatwert. Dieser Zeitpunkt liegt allerdings in jedem Fall vor dem Wuchs des untersuchten Holzes.

Babylonische Keilschriften – nachgelegt

„Von der Veraltung der abendländischen Historie sind die babylonischen Datierungen nicht betroffen!“ So lautete das Fazit meines Beitrags [2006, 166]. Es stützt sich auf zwei wohl nur schwer zu erschütternde Beobachtungen:

1. Über Babylon fand am 15. April 136 v. Chr. (also rund 30 Jahre, bevor die Bildtafeln von Tatarli bemalt wurden!) eine totale Sonnenfinsternis statt. Sie ist auf zwei Keilschrift-Tafeln aus der Sammlung des Britischen Museums erwähnt [Stephenson, 129]:

„SE 175, month XII₂. The 29th, solar eclipse. When it began on the south-west side, in 18 deg daytime in the morning it became entirely total [...]. (It began) at 24 deg after sunrise“ {SE 175, Monat XII₂. Am 29. Sonnenfinsternis. Nachdem sie im Südwesten unter 18° des Tageslaufs am Morgen begann, wurde sie völlig total. [...] (Dies begann) bei 24° nach Sonnenaufgang [BM 34034; engl.: H. Hunger (1995), dt.: HEK]}.

Diese Beschreibung entstammt einer wohl erhaltenen Jahresübersicht, auf der sich auch eine Beschreibung der Mondfinsternis vom 31 März desselben Jahres findet. XII₂ bezeichnet einen im babylonischen Kalender in regelmäßigen Abständen anzufügenden Schaltmonat. Die Jahresangabe wurde auf die Seleukidenära bezogen.

„SE 175, [König] Arsaces, [Monat XII₂]. Am 29., unter 24° nach Sonnenaufgang, Sonnenfinsternis. Als sie begann, wurden auf der Süd- und Westseite [...] [Ven]us und Normalsterne sichtbar; Jupiter und Mars, die in ihrer Periode der Unsichtbarkeit waren, waren während der Eklipse zu sehen [...] Sie warf (Schatten) von West und Süd nach Norden und Osten; 35° Beginn, maximale Phase und Rückgang; während der Eklipse der Nordwind, der gerichtet war [nach Westen? blies...] [BM 45745; engl.: Sachs + Hunger III (1996), dt.: HEK].

Der zweite Text entstammt einem nur bruchstückhaft erhaltenen astronomischen „Tagebuch“. Der Name Arsaces ist wenig aussagekräftig. Zu überprüfen wäre, ob diese Tafel auch die folgende Lesung erlaubt: „Jahr 175 des Königs Arsaces (= dt. Herrscher, gr. Kyros)...“ Wäre Kyros II. (d. Gr.; 601–529) mit Seleukos I. (= Der Siegreiche; 358–281) gleichzusetzen, so wäre auch die Lesung SE (Seleukidenära) stimmig.

Die beschriebene Sonnenfinsternis und ihre Datierung⁸ befinden sich

⁸ Schon 1974, kurz nach Entdeckung der Übereinstimmung zwischen Keilschriften und Rückrechnung, wurde die sicher datierte Sonnenfinsternis des Jahres 136 v. Chr. in einem Streitgespräch von P. Huber den Thesen Velikovskys entgegen gestellt [Velikovskiy 1974]. Jener ging allerdings nicht weiter darauf ein, da sich seine Überlegungen einer planetaren Katastrophe auf ein deutlich früheres Datum bezogen.

jedenfalls in exakter Übereinstimmung mit der Rückrechnung. Dies gilt auch für die Sichtbarkeit der Planeten und der hellen „Normalsterne“ des babylonischen Bezugssystems.

2. Auch die Gesamtheit der von Stephenson anhand von erhaltenen Keilschrift-Tafeln ausgewerteten 14 Sonnen- und 74 Mondfinsternisse lässt keinen begründeten Zweifel an einer korrekten Datierung zu: Die Standardabweichung gegenüber der Rückrechnung beträgt nur etwa eine halbe Stunde, d. h. 50 % aller Werte fallen in eine Zeitspanne von einer Stunde. Bei einer fehlerhaften Zuordnung der Eklipsen wären die Rückrechnungsergebnisse über den ganzen Tageslauf von 24 Stunden verteilt. Für eine entsprechende Verteilung wären also etwa 95 % aller Keilschriftberichte „unbrauchbar“. Da auch die Angaben zu Tag, Monat, Jahr, Herrscher und weiteren astronomischen Beobachtungen in ihrem Kontext schlüssig sein müssen, ist auch hier eine mit der Annahme einer um drei Jahrhunderte verschobenen Chronologie kompatible Fehldatierung schwerlich vorstellbar.

Überlieferte Sonnen- und Mondfinsternisse der Antike

<u>Konv. Datum</u>	<u>Berichter</u>	<u>Rückrechnung</u>	<u>Bemerkungen</u>	<u>Abw.</u>
478 v. Chr.	Herodot	17. Feb. -477	So.-Fi.	+/- 0
431 v. Chr.	Thukydides	03. Aug. -430	3 So.-Fis	im Abstand von... +/- 0
424 v. Chr.	Thukydides	21. Mär. -423		...7 und... +/- 0
413 v. Chr.	Thukydides	24. Aug. -412		...11 Jahren +/- 0
394 v. Chr.	Xenophon	14. Aug. -393	So.-Fi.	+/- 0
310 / 309 v. Chr.	Diodor	30. Jun. -09	So.-Fi.	(D. lebte im 1. Jh. n. Chr.!) +300
11. Juli -189	Livius	03. Aug. 110	So.-Fi.	+299
3. Sep. -189	Livius	17. Aug. 110	Mo.-Fi.	+299
104 v. Chr.	Julius Obsequens	03. Juni 197	3 So.-Fis	im Abstand von... +300
94 v. Chr.	Julius Obsequens	14. Mai 207	...10 und... (J.O. lebte irr...)	+300
60 v. Chr.	Julius Obsequens	05. Aug. 240	...34 Jahren	...4. Jh. n. Chr.!) +299
13 n. Chr.	Tod d. Oktavian	06. Mai. 319	So.-Fi.	+306
71 oder 83	Plutarch	20. Nov. 393	So.-Fi.	Total: Chaironaia ---
4. Mär. 71 ?	Plinius	15. Mär. 359	So.-Fi.	Total: Rom ---
20. Mär. 71 ?	Plinius	31. Mär. 359	Mo.-Fi.	---
19. Juli 418	Hydatius	03. Juni 718	So.-Fi.	Total: Portugal +300
22. Dez. 447	Hydatius	07. Nov. 747	So.-Fi.	+300
484 / 485 ?	M. Neapolitanus	03. Apr. 786	So.-Fi.	Total: Kreta ---
563	Gregor von Tours	18. Aug. 863	So.-Fi.	+300
590	Gregor von Tours	08. Aug. 891	So.-Fi.	+301

Abb. 11: Während die Rückrechnung die vorchristlichen Eklipsen bestätigt, findet sich bei den späteren stets ca. 300 Jahre später ein stimmiger Wert.

3. Und wie verhält es sich mit den von Geschichtsschreibern der Antike überlieferten Finsternissen? Sie stimmen in vorchristlicher Zeit mit der Rückrechnung überein, lassen sich später aber zeitlich nicht mehr genau einordnen und wurden von Stephenson nicht berücksichtigt. Bei Verschiebung um drei Jahrhunderte finden sich jedoch stets Finsternisse, die den Berichten entsprechen (Abb. 11).⁹ Dabei fällt noch etwas Überraschendes auf: Diodor und Obsequens hätten sich nur mit Sonnenfinsternissen beschäftigt, die zu ihrer Zeit schon weit über dreihundert Jahre zurück lagen.

Versuch einer Zusammenfassung

Gibt es ein Erklärungsmodell, das alle aufgeführten Beobachtungen unter einen Hut bringt? Illigs Phantomzeitthese erklärt vieles – aber eben nicht alles. Einer der Hauptkritikpunkte gegen sie lautet bekanntlich: Wie hätten sich West- und Ostreich denn über eine gemeinsame geheime Geschichtsrevision verständigen können? Die Frage erübrigt sich, wenn man annimmt, dass in Byzanz zunächst einmal eine Geschichtsverfälschung durch die Verdoppelung des Konstantin/Herakleios und seiner Nachfolger stattgefunden hatte. Deren Einzelheiten müssen im Westen nicht einmal bekannt geworden sein. Für Otto III. und seinen wissenschaftlichen Berater Gerbert von Aurillac war es einige Jahrzehnte später jedoch zwingend, im Rahmen der „Restitutio Imperii Romanum“ eine widerspruchsfreie und mit den das Römerreich betreffenden Schriften des Ostens kompatible eigene Geschichtsschreibung zu erreichen. Selbstberichtigung durch die Herrscher in Byzanz war undenkbar. Eine durchaus geniale Lösung dieses Problems vermochte in dieser Situation die Einschaltung von drei Jahrhunderten zu liefern, zugleich mit der Einführung einer Jahreszählung nach Inkarnationsjahren.

Da die römische Antike den Schwerpunkt der historischen Überlieferung der abendländischen Zivilisation bildet, folgen die meisten Zeitangaben ungewollt ihrer Fehldatierung. Dies gilt, wie gezeigt wurde, auch für die naturwissenschaftlichen Verfahren. Darüber hinaus erscheint, durch das überlieferte innige Zusammensein der Kleopatra mit Julius Cäsar, auch die Pharaonenliste Ägyptens – und damit indirekt die Historie des nahen Ostens – mit der Geschichtsschreibung Roms fest verknüpft.

Im Osten wäre hingegen zumindest das (konv.) 5. Jh. mit der Theodosianischen Dynastie korrekt datiert. Wie die astronomischen Keilschriften zeigen, ist aber auch die Epoche der „Seleukidenära“ stimmig. Wie erklären sich aber dann die Befunde der Bildtafeln von Tatarlı? Recht einfach: Durch

⁹ Auf der von F. Espenak für die NASA betreuten Liste finden sich inzwischen auch grafische Darstellungen zum Verlauf der Sonnenfinsternisse, die eine rasche Überprüfung historischer Berichte buchstäblich zum Kinderspiel machen [Espenak].

die Veraltung des Römerreiches wurden auch die davor liegenden Überlieferungen in Nahost um drei Jahrhunderte verschoben. Damit erscheinen nun aber dieselben realen Ereignisse gleich zweimal: Zum Einen als Überlieferung Roms, zum Anderen als Überlieferung des Ostens. Um beide auf der Zeitachse zu platzieren, musste die Chronologie entsprechend gestreckt werden. Alexander und die Seleukiden erscheinen daher als römisch-hellenistisch eingefärbte Wiederholung der Perserherrschaft unter Kyros I. und II. Die Keilschriften von -136 wären demnach zu Neu-Babylonischer Zeit verfasst und nicht erst lange Zeit nach Übernahme der griechischen Kultur und Schrift. Und die Tafeln von Tatarli entstanden tatsächlich vor gut 2.100 Jahren – zur Zeit der Achämeniden!

Den Archäologen verbleiben folglich, als überraschende Konsequenz der Phantomzeit des Frühmittelalters, auch für das -1. Jtsd. nur Schichtungen, in denen Teile der überlieferten Zeiten fundarm oder ganz ohne Spuren sind [Heinsohn]. Und die Synchronisierungsprobleme zwischen den Überlieferungen Ägyptens und Persiens [Weißgerber] brauchen auch nicht mehr zu verwundern.

Mit Hilfe der Phantomzeitthese gelingt schließlich erstmals der Altersnachweis der Eruption von Thera! Auch die Datierung der Bildtafeln von Tatarli wird durch drei Zeitreihen übereinstimmend abgesichert. Die bereits vorhandene, aber nicht eindeutige Eiskerndatierung wird durch ebenfalls schon vorhandene, nunmehr gleiche Werte aus dem Wiggle Matching bestätigt. Erst nachdem der 300-Jahre-Sprung der Jahreszählung berücksichtigt wurde, stimmen die gemessenen Zeitreihen überein.

Gegenüber der 'argumentierenden' Chronologiekritik handelt es sich hier um eine neue Qualität!

Quellenangaben

- Baillie, M.G.L. (1995): *A slice through time. Dendrochronology and precision dating*; London (93 ff.)
- Blöss, Ch. / Niemitz, H.-U. (1997): *C14-Crash. Das Ende der Illusion, mit Radiokarbonmethode und Dendrochronologie datieren zu können*; Gräfelting
- Espenak, Fred: *NASA Katalog der Sonnenfinsternisse*:
<http://sunearth.gsfc.nasa.gov/eclipse/eclipse.html>
- Friedrich, Walter L. et al. (2006): Santorini Eruption Radiocarbon Dated to 1627-1600 B.C., in *Science* Vol. 312. no. 5773, p. 548
Supporting Material: www.sciencemag.org/cgi/data/312/5773/548/DC1/1
- Heinsohn, Gunnar (2007): Gleichsetzungen aus der stratigraphischen Wiederherstellung der Alten Geschichte; in *Zeitensprünge [ZS]* 19 (2) 272-275
- Hollstein, Ernst (1980): *Mitteleuropäische Eichenchronologie*; 1980
- Illig, Heribert (2000): *Wer hat an der Uhr gedreht*; München
- (1995): Rom bis Athen – was bleibt bestehen? Zeitkürzungen vor der Zeitenwende. Eine Skizze; in *ZS* 7 (3) 269-287

- (2003): Jesu Geburt im Jahr 292 n. Chr.? [mit Georg Dehn, Martin Klamt]; in *ZS* 15 (2) 343-348
- Keys, David (1999): *Als die Sonne erlosch*; München
- Korth, Hans-E. (2002): Anomalie der ¹⁴C-Kalibrierkurve beweist Kalendersprung; in *ZS* 2002 (1) 49-67
- (2006): Zur Chronologie des Abendlandes. Was belegen nachmessbare Zeitanlagen? in *ZS* 2006 (1) 164-184
- (2007a): Morosow: Die Offenbarung Johannis. Anmerkungen zum 100-jährigen Erscheinen; in *ZS* 19 (1) 134-150
- (2007b): 60 Argumente „Pro Fantomzeitthese“ – kurzgefasst; www.fantomzeit.de/?page_id=39
- Kuniholm, Peter Ian (2005): Report 2005, <http://dendro.cornell.edu/reports/report2005.pdf>
- Kuniholm et al. (1996): Aegean Dendrochronology Project December 2003 Progress Report, 'IRON-AGE TATARLI (A CAUTIONARY TALE)'; <http://www.arts.cornell.edu/dendro/96adplet.html>
- (2003): Aegean Dendrochronology Project December 2003 Progress Report <http://dendro.cornell.edu/reports/report2003.pdf>
- : Overview and Assessment of the Evidence for the Date of the Eruption of Thera www.arts.cornell.edu/dendro/thera.html
- Mayewski, Paul et al. (1995): The GISP2 [Greenland Ice Sheet Project 2] Ice Coring Effort; http://nsidc.org/data/gisp_grip/document/gispinfo.html 'Dating GISP2'
- (1997): 'GISP2' Ice Core - volcanic sulphate data, 1997: <ftp://ftp.ncdc.noaa.gov/pub/data/paleo/icecore/greenland/summit/gisp2/chem/volcano.txt>
- Morosow, Nikolaus (1912): *Die Offenbarung Johannis – eine astronomisch-historische Untersuchung*; Stuttgart (russ. 1907)
- Reimer, P. et al. (2004): IntCal04 Terrestrial Radiocarbon Age Calibration, 0-26 Cal Kyr BP, in *Radiocarbon* 46 (3) 1029-1058
- Sonett, C.P. / Finney, S.A. (1992): in *Radiocarbon after four decades: an interdisciplinary perspective*, Editors: R. E. Taylor et al.; New York · Heidelberg
- Stephenson, F. R. (1997): *Historical Eclipses and Earth's Rotation*; Cambridge
- Suess, H. E. (1967): *Radioactive Dating and Methods of Low-level Counting*, 143 (I.A.E.A., Vienna)
- Summerer, Lâtife: <http://www.fak12.uni-muenchen.de/ka/varia/Summerer-ProjektHolzmalerei.html>
- Velikovsky, Immanuel (1973): My Challenge to Conventional Views in Science <http://www.varchive.org/lec/aaas/challenge.htm>
- (1974): Transcripts of the Morning and Evening Sessions of the A.A.A.S. Symposium on "Velikovsky's Challenge to Science" held on February 25, 1974 <http://www.varchive.org/lec/aaas/transcripts.htm>
- Walker, John: Planetariumprogramm; <http://www.fourmilab.ch/cgi-bin/uncgi/Yoursky>
- Weissgerber, Klaus (2007): Zwischen Echnaton und Kamyses (III) (*Aegyptiaca* VII/3); in *ZS* 19 (2) 279-299

Hans-E. Korth, 70184 Stuttgart, Sandbergerstr. 34 h-e.korth@web.de

Zwischen Erde und Mond

Zahlen- und Messprobleme

Tom Reinhard · Heribert Illig

Werner Benecken hat sich zuletzt mit der Problematik der Mondbahn beschäftigt, wobei auch die Entfernung zwischen Planet und Mond eine Rolle spielte (Hans-E. Korths Einrede auf S. 816 ist zu beachten!). Hier soll erweiternd darauf hingewiesen werden, dass die Entfernungsangaben mysteriöse Fehler enthalten. Dies hat Auswirkungen auf Thesen, die sich mit der Abdrift des Mondes von der Erde und einer Bremsung der Erdrotation befassen.

Rätselhaft ungenaue Entfernungsangaben

Der Abstand kann mit heutigen Laser-Geräten bis auf 5 mm genau bestimmt werden ([FESG]; s.u.). Das sollte spätestens seit 1969, seit den ersten Laser-messungen ausreichend sein, um die tatsächlichen Extremwerte der Mond-

Entfernung Erde - Mond (km)

Nr.	Mittlere	Mittel err.	nächste	fernste	Jahr	Quelle
1	384.420	384.440	363.300	405.500	1885	Meyers
2	385.080	381.880	356.650	407.110	1894	Brockhaus
3	384.750	384.745	363.640	405.850	1905	Meyers
4	384.403	381.500	356.000	407.000	1939	Meyers
5	384.403	384.403	363.299	405.506	1970	Atlas des Weltalls
6	384.405	381.550	356.400	406.700	1972	Duden
7	384.400				1980	Was ist was – P u R
8		381.600	356.500	406.700	1983	Was ist was – Mond
9	384.401	384.400	363.300	405.500	1984/99	Mondatlas
10	384.405	382.050	357.400	406.700	1989	Duden
11		381.550	356.400	406.700	2000	Brockhaus
12	384.401	381.575	356.410	406.740	2000/07	Apolloprojekt.de
13	384.403	381.575	356.410	406.740	2003	astronews
14	384.472				2004	National Geographic
15	384.400				2005	neunplaneten.de
16	384.401				2006	Lexikon.astronomie.info
17	384.400	384.400	363.300	405.500	2006	astronews
18	384.400	384.400	363.300	405.500	2006	NASA, Moon Fact
19	384.400	384.400	363.300	405.500	2007	Wikipedia (deutsch etc)
20	384.399	384.400	363.104	405.696	2007	Wikipedia (englisch)
21	384.403				2007	www.space.com/moon
22	384.403	382.000	357.000	407.000	2007	astronews

bahn und daraus die mittlere Entfernung zu bestimmen. Doch unser Vergleich von Lexikoneinträgen, Internet-Auflistungen und amtlichen Angaben zeigt, dass es seit mindestens 122 Jahren kaum Veränderungen gegeben hat.

Bei der **Mittelwertbildung** liegt seit 1939 die Entfernungsangabe dicht bei 384.400 km in einem Bereich von nur ± 3 km, sofern man den 'Ausrutscher' von 2004 (Nr. 14) ignoriert. (Ein Wert von 388.000 km [quarks] ist zurückgezogen worden und blieb hier unberücksichtigt.) Doch auch ± 3 km sind angesichts einer seit 1969 100.000-fach höheren Messgenauigkeit erstaunlich viel. Dafür gibt es eine einfache Erklärung:

„Die Mondbahn ist $5^{\circ}9'$ gegen die Ekliptik geneigt und besitzt eine Exzentrizität von 0,055. **Seine mittlere Entfernung von 60,31 Erdhalbmessern oder 384400 km** schwankt daher zwischen den Grenzen von 363300 und 405500 km“ [Brockhaus 1971, \leftrightarrow Mond; Hvhg. TR/HI].

Demnach geht die Astronomie von einer fixen Relation zwischen Erde und Mondabstand aus, wie bereits Hipparch ca. -150 die Entfernung des Mondes mit etwa 60 Erdradien angegeben hat [eclipse]. Die Brockhaus-Werte von 1971 gehen auf einen Erdradius von 6.373,7 km zurück. Doch der wurde damals (1971) und wird heute gleichermaßen mit 6.378,1 km am Äquator und mit 6.356,7 km über die Pole angegeben. Ebenso gut hätte man eine 'glattere' Relation mit $60,3 \times 6.374,7$ nehmen können. Wie das Zitat zeigt, sind nicht nur der Mittelwert, sondern auch die Extremwerte der Mondbahn keineswegs beobachtet, sondern errechnet worden.

Der 1971 genannte Richtwert von 384.400 km wird bis heute selbst dann beibehalten, wenn das tatsächliche Mittel der genannten Extremwerte beträchtlich davon abweicht. Weil die simple Mittelwertbildung große Probleme aufzuwerfen scheint, mussten wir Kolumne 3 einfügen, in der jene Mittelwerte stehen, die sich tatsächlich aus den beiden genannten Extremwerten errechnen lassen. So ist zu erkennen, dass nur in 6 von 22 Fällen der angegebene Mittelwert (Kolumne 2) tatsächlich das Mittel der Extrempositionen darstellt (**fettgedruckte Werte**), während es in 6 Fällen Abweichungen von über 2.000 km gibt (*kursiv gesetzte Werte*). Im Extrem liegt der angegebene Mittelwert um 3.200 km daneben (Nr. 2, 1894), doch auch nach den Apollo-Mission treten noch Abweichungen von bis zu 2.826 km auf (Nr. 12: *Apolloprojekt.de*). Bessere Messmethoden führten offenbar weder zu besseren Entfernungsangaben noch zu sorgfältigeren Rechnungen.

Beim **Minimalabstand** gab es einen zeitweiligen Sprung von ca. 363.000 auf ca. 356.000 km, ein Wert, der schon 1939 genannt wurde und dann zwischen 1972 und 2006 Geltung hatte. Seitdem liegt der Minimalabstand (außer bei Nr. 22) wieder bei etwas mehr als 363.000 km – wie schon am Ende des 19. Jh.! Der jüngste Sprung zurück, bei Nr. 22 auf 357.000 km, ist insofern

interessant, da dieselbe Quelle noch ein Jahr zuvor von 363.300 km gesprochen hat. Die Ausschläge liegen insgesamt bei ± 3.620 km und sind damit enorm hoch.

Der **Maximalabstand** variiert 'nur' zwischen 405.500 und 407.110 km, also um ± 805 km, ist damit aber immer noch zu vage. Obendrein muss die Aussagekraft bezweifelt werden. Denn etwa bei Nr. 20 wurden die Extremwerte um jeweils knapp 200 km so verändert, dass der Mittelwert bei 384.400 km geblieben ist. Alarmierend ist der Umstand, dass die ältesten Angaben der Extremwerte [Meyers 1885] exakt mit den Werten von 2006/07 (Nr. 17-19) übereinstimmen (und der Mittelwert nur um 20 km abweicht). Rätselhaft mutet an, wieso 1939 ein falscher Mittelwert genannt wurde (384.403 km), der dann 1970 (Nr. 5) genauso wie 2007 (Nr. 21) als richtiger Mittelwert auftreten konnte, aber bei Nr. 22 wieder als falscher Mittelwert wie 1939 erscheint. Wie wurden diese Abstände gewonnen?

Die Präzisionsmessungen der letzten 38 Jahre sind offenbar nicht in diese Zahlen eingegangen, als ob die genaue Mondentfernung ebenso 'topsecret' wäre, wie es bis *google earth* Luftaufnahmen waren. Denn was bedeuten diese Übereinstimmungen? Die Werte vor 1969 sind allesamt trigonometrische Daten, bei denen als Basis der Erddurchmesser diente. War er hinreichend genau bekannt, dann ließen sich daraus Mondabstand und -durchmesser berechnen. Der Erddurchmesser ist schon bei Festlegung des Meters präzise bestimmt worden. Dementsprechend ist der aus trigonometrischen Beobachtungen errechnete Äquatorialdurchmesser des Mondes seit 122 Jahren ziemlich stabil geblieben:

- (1885): 3.480 km (Nr. 1)
- (1979-2004): 3.476 km (*Meyers Lexikon Online*; 4 Quellen)
- (2007): 3.474,6 km (*Wikipedia*, franz.)

Bei fest vorgegebenem Erddurchmesser lässt sich der Monddurchmesser, so er von Interesse ist, durch Variation der Entfernungen beibehalten. Aber dass dies über 122 Jahre hinweg durchgehalten worden ist, muss verwundern.

Wir sind uns bewusst, dass unsere Befunde auf keiner umfangreichen Statistik beruhen: 22 Quellen, die sich teilweise gegenseitig als Quelle angeben und teilweise falsch abschreiben, können nicht wirklich aussagekräftig sein. Gravierend ist das Fehlen von Referenzdaten gegenüber den einzigen offiziellen Daten der NASA, denn wir fanden keine Daten von der ESA, vom DLR und besonders von der Russischen Raumfahrtbehörde. Trotz mehrmaligen Email-Kontaktes war die DLR bislang nicht in der Lage, uns irgendwelche (!) Zahlen zu nennen. Auffällig ist das Abweichen vieler Daten von den NASA-Daten. Hat die NASA ihre Daten einmal unkommentiert geändert oder gibt es neben der NASA noch eine andere (ungenannte) Hauptquelle?

Zur Messgenauigkeit

Bis zu den Mondexkursionen waren die Astronomen vorwiegend auf trigonometrische Methoden angewiesen, um Entfernungen zwischen den Himmelskörpern zu messen. 1960 wurde der erste Laser mit noch minimaler Leistung gebaut. Neun Jahre später betrat der Mensch den Mond.

„Auch für die Messung großer Entfernungen ist der Laser gut geeignet. So hilft er, die Entfernung Erde-Mond genau zu bestimmen. Schon im Juli 1969, bei der ersten Mondlandung, ließen die beiden Astronauten Neil Armstrong und Edwin Aldrin etwas auf dem Erdtrabanten zurück, was auch heute, 30 Jahre später, noch gute Dienste leistet: einen Spiegel. Er besteht aus rund 100 Katzenaugen, die so geschliffen sind, dass sie einfallendes Licht in sich selbst zurückwerfen. Im August 1969 gelang es dem Lick-Observatorium in Kalifornien erstmals, mit einem Laserpuls von 1,8 Millionen Kilowatt Leistung den Spiegel auf dem Mond anzuvisieren. Der Strahl war beim Auftreffen 1,6 Kilometer dick, bei seiner Rückkehr zur Erde nach etwa 2,5 Sekunden 16 Kilometer. Obwohl die Aufweitung das Licht stark abschwächt, konnte das Drei-Meter-Teleskop den reflektierten Puls noch nachweisen, und so bestimmte man damals mit Hilfe der gemessenen Laufzeit den Abstand Erde-Mond **auf 20 Zentimeter genau**, was einer Zeitmessung auf zehn Dezimalstellen entspricht. Mit Hilfe des Spiegels wird noch heute die Mondbahn beobachtet. Man will ermitteln, ob eventuelle Schwankungen der Bahn Hinweise auf Massenverschiebungen im Inneren des Mondes oder der Erde geben. Ähnliche Verfahren mit Satelliten benutzte man zur geodätischen Vermessung der Erde“ [Welt der Physik; Hvhg. TR/HI].

Zwischen 1969 und 1973 sind mehrere dieser Reflektoren auf dem Mond abgesetzt worden, von amerikanischer wie von sowjetischer Seite. Reflektoren folgender Missionen sind bekannt: Apollo 11, 14 und 15; Luna 17 (unbrauchbar) und 21. Nachdem es um Zentimeter geht, ist es von erheblicher Bedeutung, immer denselben Reflektor zu benutzen. Diese sind zwar nicht mit Teleskopen auszumachen, aber sie können angepeilt werden, was allerdings verlangt, dass die Maschinerie über Stunden hinweg auf 2 Bogensekunden genau dem Mond nachgeführt werden [teifi], was nicht leicht ist. Und:

„Wegen der großen Entfernung ist es nur wenigen Laserstationen möglich, Messungen zum Mond durchzuführen. Heute sind es noch drei Stationen, die mehr oder weniger regelmäßig Laserentfernungsmessungen zum Mond ausführen: Grasse (Frankreich), McDonald (USA) und Wettzell (Deutschland)“ [ife].

Der *Brockhaus* [1971 → Mond] gesteht ein, dass das Reflektoraufstellen von 1969 ab dem 1. August dieses Jahres Messungen mit einer Genauigkeit von

20 cm ermöglicht hat, dass aber der Weg zu einer präzisen Mittelwertsbestimmung noch weit sein dürfte:

„Von Messungen mit Laserlichtstrahlen und einem von der Apollo-11-Besatzung aufgestellten Reflektor wird ein wesentlich genauerer Wert für den mittleren Abstand *erwartet*.“ [Hvhg. TR/HI]

Unsere Tabelle zeigt, dass auch 38 Jahre später, im Jahr 2007, noch keine genaueren Extrem- und Mittelwerte genannt werden, obwohl die Messpräzision heute bei ca. 5 mm liegt. Die Laserlichtmessungen haben bislang zu 10.300 ‘Treffer’ bei der Mondbeobachtung geführt [FESG].

„Von den abgesendeten ca. 10^{19} Photonen findet *im Mittel noch nicht einmal ein einziges* den Weg zum Empfänger zurück. Also darf nicht bei jedem Meßvorgang mit einem positiven Ergebnis gerechnet werden. Nur alle paar mal ist überhaupt ein Photon zu registrieren, das aus dem abgesendeten und vom Reflektor auf dem Mond reflektierten Laserpuls stammt“ [FESG; Hvhg. TR/HI].

Es drängt sich die Frage auf, was eigentlich 1969 bei schwächeren Lasern und schlechteren Empfangsgeräten an reflektierten Photonen empfangen werden konnte. Und schlampige Daten zur Mondentfernung wie die von uns gesammelten (halb-)amtlichen Verlautbarungen nähren die ins Kraut schießenden Verschwörungstheorien bezüglich Mondlandungen und Lichtreflektoren.

Zur Hilfestellung durch die Laser liefert *wikipedia* [↔ Mondbahn] eine schöne Bestätigung, die fast einer schönen ‘Bescherung’ gleichkommt:

„Die Extremwerte des Mondabstandes sind durch zahlreiche kleinere Störungen schwer zu berechnen und liegen im Zeitraum zwischen 1750 und 2125 bei 356.375 km (Perigäum am 4. Januar 1912) und 406.720 km (Apogäum am 3. Februar 2125).“

Beide genannten Extremwerte stammen – zwangsläufig ohne Lasereinsatz – aus Berechnungen, die kilometergenau angegeben werden, aber auch beliebig viele Stellen hinter dem Komma umfassen könnten! Dabei ließe sich die Entfernung (mittlerweile) auch mit anderen als mit Lichtwellen messen, etwa mit Funkwellen von 1 – 10 GHz, die von einer 6 m-Parabolantenne ausgesendet werden. Neben der reinen Laufzeitmessung der Sendung kann auch der Dopplereffekt zur Entfernungsbestimmung herangezogen werden [sat].

Woran mag es dann liegen, dass die Entfernungsangaben bei dieser Präzision noch immer in der Dimension vieler Kilometer schwanken können?

Probleme der Mondbahn und der Erdposition

Kaum etwas ist für den Astronomen schwieriger als die genaue Bestimmung der Mondbahn. Dies beginnt mit dem Problem, auf die Erde als Beobachtungsstation angewiesen zu sein. Benecken [491] hat erwähnt, dass nicht nur

Luft- und Wasserhülle unseres Planeten dem Mond folgen, sondern auch die Erdkruste. Entsprechend Ebbe und Flut bildet sich unter Einwirkung des Mondes eine „Flutwelle“ in der Erdoberfläche, die etwa 20 Zentimeter ausmacht [uni-bonn] und wohl nur durch extrem gute GPS-Systeme ausgeglichen werden kann. Der Mond kennt dieses Phänomen nicht, da er (mit kleinen Schwankungen) der Erde immer dieselbe Seite zuwendet.

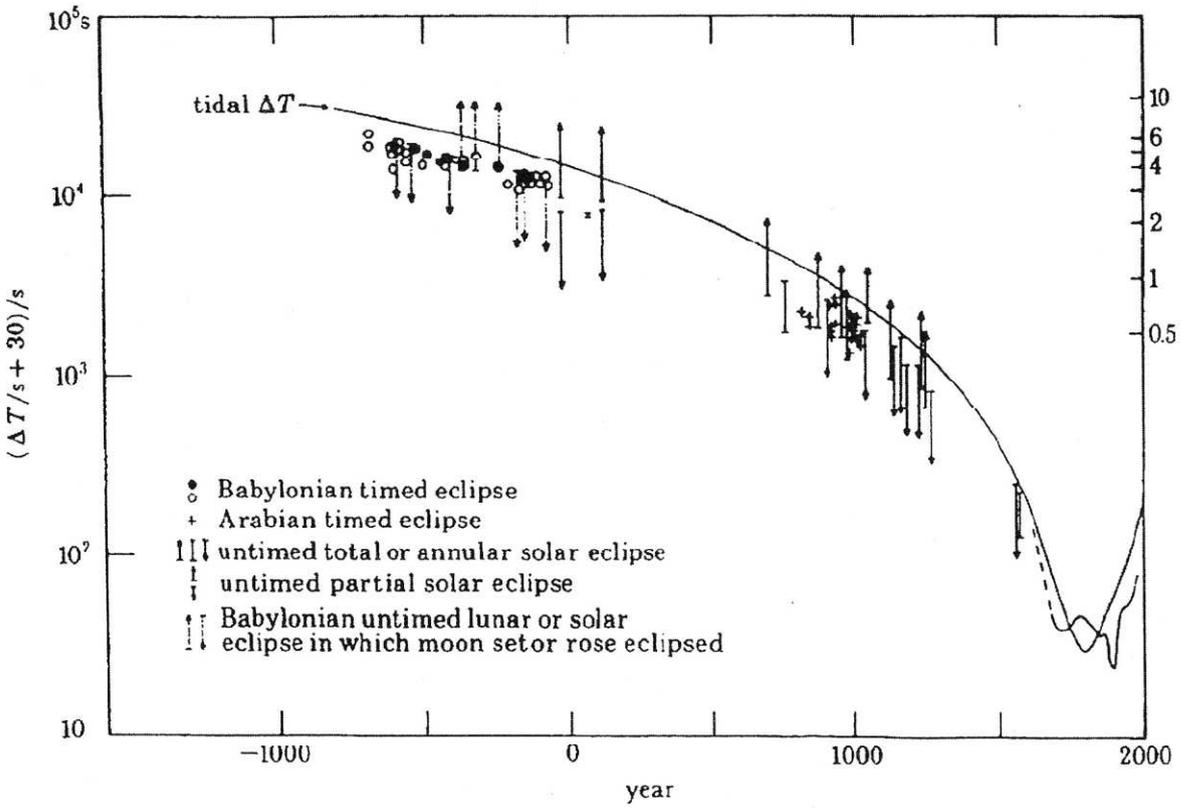
Unsere Erde unterliegt den Gravitationskräften von Sonne, Mond und den Planeten; sie führen zu der **Präzessionsbewegung** der Erdachse binnen ca. 25.770 Jahren. Dieser säkulare Anteil betrifft den Umlauf des mittleren Poles um den Ekliptikpol. Die **Nutation** umfasst hingegen die kurzperiodischen Terme (Formelglieder) der Bewegung des wahren Poles im Raum. Ihr größter Term hat eine Periode von 18,6 Jahren (von der großen über die kleine zurück zur großen Mondwende). Die nächst kleineren Terme sind halbjährlich und 14-täglich. Doch gibt es noch wesentlich kleinere Terme, die bei Perioden unter 2 Tagen der sog. **Polbewegung** zugeschrieben werden, unter der eine langsame, schwingende Verlagerung der Erdachse innerhalb des Erdkörpers im Meter-Bereich verstanden wird.

Das heute gebräuchliche Nutationsmodell beinhaltet 678 lunisolare und 687 planetare Terme und beruht auf einem nicht-starren Erdmodell [Hugentobler 2007, 22; Nagel 2001 gibt weitere Auskunft]. Nur mit einem derart komplexen Rechnungsansatz sind Erde und Mond hinreichend genau in ihren Bewegungen zu beschreiben. Somit scheint rechnerisch alles im Griff zu sein. Warum also die seit mehr als 100 Jahren festgeschriebenen Mondbahndaten?

Sollte es zusätzlich daran liegen, dass die Extrempositionen gar nicht leicht zu bestimmen sind? Immerhin zeigt sich der Mond vor immer anderen Sternen, so dass seine Position auf dem üblichen Weg der Sternpositionsmessung nicht leicht fixierbar ist. Und er bewegt sich schnell: In jeder Sekunde legt er 1.023 m zurück [astro], wobei dies wiederum ein Mittelwert ist, da der Mond die Erde nicht exakt kreisförmig umläuft. *Astronews* [frage1549] nennt 1.020 m/sec bei einem Schwanken zwischen 964 und 1.076 m/sec.

Um die Entfernung exakt zu einem Extremwert zu messen, müsste die Messung auf eine Tausendstel Sekunde genau erfolgen, um auch nur auf einen Meter genau zu sein. Deshalb werden Kurven und ihre Extreme weiterhin aus normalen Messungen errechnet. Aber warum bleibt man bei oft genug fehlerhaften Rechenwerten aus der Literatur? Im direkten Kontrast zu deren Vagheit steht folgende Aussage:

„Durch die seit mehr als 35 Jahren andauernden Messungen konnte nicht nur die Mondentfernung äußerst exakt bestimmt werden, sondern es wurden auch Erkenntnisse über viele anderen Gebiete gewonnen. So konnte z. B. festgestellt werden, dass sich der Mond um etwa 3,8 cm pro Jahr von der Erde weg bewegt“ [wikipedia ↔ Entfernungsmessung].



„Historische Entwicklung der Tageslängenvariation, rekonstruiert aus astronomischen Beobachtungen (Stephenson und Morrison, 1995)“ [Hugentobler 19]

Laut *Wikipedia* [↔ Erde] haben die Lasermessungen bis 1995 nicht nur den genauen Abstand ergeben, sondern auch die erwartete Erweiterung des Abstands bestätigt (binnen 26 Jahre rund 100 cm). Die Abstandsmessungen werden weiterhin durchgeführt, auch um Aussagen der Relativitätstheorie zu prüfen [FESG]. Aber der Erfolg hat auf die Entfernungsangaben nicht durchgeschlagen. Was wären Hinderungsgründe?

Antike Finsternisse

Seit langem gibt es den Vergleich zwischen antiken Eklipsenbeobachtungen und modernen Rückrechnungen. Bereits 1695 hat Sir Edmond Halley antike Finsternisse rückgerechnet und festgestellt, dass die Zone totaler Finsternis um fast 4.000 km den einstigen Beobachtungsort verfehlt. Um diese Diskrepanz zu beheben, postulierte er eine Beschleunigung des Mondes, bei der sich der Mond von der Erde entfernt. Dann wies Immanuel Kant 1754 darauf hin, dass diese Beschleunigung des Mondes die Folge einer Abbremsung der Erdrotation durch die Gezeitenreibung sein könnte (vgl. S. 783).

„Dabei stieß er [Halley] auf unerwartete Widersprüche; totale Sonnenfinsternisse, die tatsächlich im östlichen Mittelmeer beobachtet worden waren, hätten Halleys Berechnungen zufolge in Spanien stattfinden müssen. Es stellte sich heraus, dass dieser Widerspruch dadurch zu erklären war, dass sich die Rotationszeit der Erde unmerklich verlangsamt. Die Tageslänge nimmt dabei pro Jahr um rund 17 Mikrosekunden zu. Über die Jahrhunderte summiert sich dieser Effekt jedoch, sodass er für die Berechnung historischer Finsternisse berücksichtigt werden muss“ [Wikipedia ↔ Sonnenfinsternis].

Seitdem, also seit dem 18. Jh., wird davon ausgegangen, dass die Abbremsung durch Gezeitenreibung eine Vergrößerung der großen Halbachse der Mondbahn um 3,8 cm/Jahr zur Folge hat [Hugentobler 17], wobei in der angelsächsischen Literatur eher auf 4 cm aufgerundet wird [z.B. bei der Quelle von Nr. 21]. Daraus haben Forscher wie R.R. Newton [ab 1970] oder F.R. Stephenson [ab 1997] ihre auf antiken und mittelalterlichen Finsternisbeobachtungen basierenden Modelle für die Mondbeschleunigung entwickelt. Zumindest Newton konnte nicht auf die Ergebnisse der Lasermessungen zurückgreifen.

Zweierlei Maß

Die Astronomen unterscheiden Ephemeridenzeit (ET) und Weltzeit (UT), wobei erstere durch die Bahnbewegung der Planeten, insbesondere der Erde bestimmt wird, während letztere von der unregelmäßigen Erddrehung abgeleitet wird. Der Unterschied zwischen beiden ist ΔT . Da bei Entfernungen bis

TABELLE I. ($\Delta T = ET - UT$, mit Fluktuationen)

Jahr	ΔT						
+1620	+2,1 ^m	+1644	+0,9 ^m	+1827	+0,2 ^m	+1920	+0,4 ^m
+1621	+2,0	+1646	+0,9	+1828	+0,1	+1945	+0,4
+1622	+1,9	+1647	+0,8	+1867	+0,1	+1946	+0,5
+1623	+1,8	+1653	+0,8	+1868	+0,0	+1959	+0,5
+1624	+1,8	+1654	+0,7	+1871	+0,0	+1960	+0,6
+1625	+1,7	+1658	+0,7	+1872	-0,0	+1968	+0,6
+1626	+1,6	+1659	+0,6	+1874	-0,0	+1969	+0,7
+1627	+1,6	+1664	+0,6	+1875	-0,1	+1974	+0,7
+1628	+1,5	+1665	+0,5	+1899	-0,1	+1975	+0,8
+1629	+1,5	+1669	+0,5	+1900	-0,0	+1980	+0,8
+1630	+1,4	+1670	+0,4	+1902	-0,0	+1981	+0,9
+1631	+1,4	+1675	+0,4	+1903	+0,0	+1990	+0,9
+1632	+1,3	+1676	+0,3	+1904	+0,0	+1991	+1,0
+1633	+1,3	+1681	+0,3	+1905	+0,1	+1994	+1,0
+1634	+1,2	+1682	+0,2	+1908	+0,1		
+1636	+1,2	+1757	+0,2	+1909	+0,2		
+1637	+1,1	+1758	+0,3	+1913	+0,2		
+1639	+1,0	+1797	+0,3	+1914	+0,3		
+1643	+1,0	+1798	+0,2	+1919	+0,3		

TABELLE II. ($\Delta T = ET - UT$, ohne Fluktuationen)

Jahr	ΔT	Jahr	ΔT	Jahr	ΔT	Jahr	ΔT
-2050	+12 ^h 12 ^m	-900	+5 ^h 58 ^m	+ 250	+1 ^h 56 ^m	+1400	+0 ^h 07 ^m
-2000	+11 53	-850	+5 45	+ 300	+1 49	+1450	+0 05
-1950	+11 34	-800	+5 32	+ 350	+1 42	+1500	+0 04
-1900	+11 15	-750	+5 19	+ 400	+1 35	+1550	+0 02
-1850	+10 57	-700	+5 07	+ 450	+1 28	+1600	+0 01
-1800	+10 39	-650	+4 54	+ 500	+1 21	+1650	+0 01
-1750	+10 21	-600	+4 42	+ 550	+1 15	+1700	+0 00
-1700	+10 04	-550	+4 30	+ 600	+1 09	+1750	+0 00
-1650	+ 9 47	-500	+4 19	+ 650	+1 03	+1800	+0 00
-1600	+ 9 30	-450	+4 08	+ 700	+0 58	+1850	+0 00
-1550	+ 9 13	-400	+3 57	+ 750	+0 53	+1900	+0 00
-1500	+ 8 56	-350	+3 46	+ 800	+0 48	+1950	+0 01
-1450	+ 8 40	-300	+3 35	+ 850	+0 43	+2000	+0 02
-1400	+ 8 24	-250	+3 25	+ 900	+0 38	+2050	+0 03
-1350	+ 8 08	-200	+3 15	+ 950	+0 34	+2100	+0 05
-1300	+ 7 53	-150	+3 05	+1000	+0 30	+2150	+0 07
-1250	+ 7 38	-100	+2 56	+1050	+0 26	+2200	+0 09
-1200	+ 7 23	- 50	+2 47	+1100	+0 23	+2250	+0 11
-1150	+ 7 08	0	+2 38	+1150	+0 19	+2300	+0 13
-1100	+ 6 53	+ 50	+2 29	+1200	+0 16	+2350	+0 16
-1050	+ 6 39	+100	+2 20	+1250	+0 14	+2400	+0 19
-1000	+ 6 25	+150	+2 12	+1300	+0 11	+2450	+0 22
- 950	+ 6 11	+200	+2 04	+1350	+0 09	+2500	+0 26
- 900	+ 5 58	+250	+1 56	+1400	+0 07	+2550	+0 29

Tabellen für ΔT [Mücke/Meeus, 1992, LIV]

zur Sonne weiterhin auf ET zurückgegriffen wird, lassen wir hier neuere Zeitdefinitionen wie TDT oder TBT beiseite.

„Außer einer ständigen Verlängerung des Tages zeigt die Erde unregelmäßige Schwankungen in ihrer Drehgeschwindigkeit. Diese sind unerwartet und unvorhersehbar und werden Massenverlagerungen im Erdinneren zugeschrieben. Infolgedessen ist die Weltzeit eine unregelmäßig veränderliche Größe und der Betrag $\Delta T = ET - UT$ muß durch Beobachtungen bestimmt werden. Die Werte für ΔT seit dem Jahr +1620 sind in Tabelle I gegeben und stammen aus dem *Astronomical Almanac*. Für Jahre in fernen Zeiten sind die Fluktuationen infolge der unregelmäßigen Drehung der Erde unbekannt und ΔT kann [in Tabelle II; TR/HI, siehe hier S. 775] nur genähert angegeben werden“ [Mucke/Meeus XXXV f.].

Das Jahr 1620 ist nicht zufällig gewählt, sondern entspricht der Einführung des astronomischen Fernrohres. Ab da liegen zunehmend genauere Beobachtungen vor, die eine präzise Festlegung von UT und damit von ΔT ermöglichen. Die einschlägige Tabelle I zeigt Überraschendes. Von einem ΔT bei $+1^m$ (1 Minute) für 1640 fällt der Wert binnen 235 Jahre auf 0^m und gerät sogar mit $-0,1^m$ in den Bereich minimaler Beschleunigung (1875). Seitdem ist bis 1991 (jüngster beobachtbarer Wert) ΔT wieder auf $+1^m$ angewachsen [dito Mucke 2003]. Seit ca. 130 Jahren nimmt die Abbremsung durch die Gezeiten zu, doch vor 1875 hat sie stetig ab-, nicht zugenommen! Ein seltsames Ergebnis, sollte sich doch die Gezeitenabbremsung langfristig eher verstärken.

Tatsächlich haben wir über 351 Jahre hinweg nur eine Schwankung von ca. $\pm 30^{\text{sec}}$. Demnach sind mit dem Teleskop nur Veränderungen im Sekundenbereich gemessen worden; eine sich verlangsamende Erdrotation ist eigentlich nicht zu erkennen, ein Grund dafür müsste nicht gesucht werden. Auch die seit 1972 eingefügten Schaltsekunden – mal acht Jahre lang jeweils eine, dann auch mal sechs Jahre Pause (1999 bis 2004) – verweisen auf Regellosigkeit (Relation: Je mehr zusätzliche Schaltsekunden, desto schneller die Abbremsung der Erdrotation [Wikipedia \rightarrow Schaltsekunde; Benecken 490]).

Doch in den Zeiten davor, als der Astronom nur mit bloßem Auge den Himmel beobachten konnte, hätte sich etwas ganz anderes abgespielt. Die unberechenbaren Massenfluktuationen im Erdinneren reduzierten in weiterer Vergangenheit eine viel größere Erdabbremsung (s. Tab. II. auf S. 775): ΔT sinkt von 385^m für -1000 über 158^m für astr. 0 und 30^m für +1000 auf nur noch 4^m für +1500. Fast 7 Stunden für ein ΔT , das bei simpler Rückrechnung vom Jahr 2000 her lediglich ca. 16^m ergäbe! Eine physikalische Ursache dafür ist nicht bekannt – außer der Leistungsfähigkeit der Teleskope.

Die auslaufende Abbremsung wird allein von arabischen, seleukidischen und babylonischen Finsternisbeobachtungen hergeleitet. Um sie auf die

(Zeit-) Reihe zu bringen, muss der Erde im Altertum eine kürzere Tageslänge zugeschrieben werden, als alle Beobachtungen seit Erfindung des Teleskops erwarten ließen [vgl. hier S. 773 die Graphik von Stephenson/Morrison 1995].

Tabelle I (ab 1640) und II (vor 1640) ergeben jeweils für ihren Zeitbereich zwei verschiedene Kurven, die nicht zueinander passen, sondern quasi durch eine physikalische Sprungstelle getrennt sind. Um einen Übergang zu ermöglichen, zeigt wohl Tabelle I von Mucke/Meeus zwischen 1620 und 1639 eine Abnahme von ΔT um $1,1^m$ binnen 19 Jahren; für eine gleich große Abnahme braucht es anschließend 228 Jahre. Das bringt zu Zeiten noch schlechter Teleskopmessungen einen gleitenden Übergang und einen homogenen Kurvenzug für ΔT [Grafik von Stephenson/Morrison], den Gegner der Phantomzeitthese als realistisch werten [z.B. Starke 110 ff.].

Bei der Rückrechnung von Finsternissen geben Mucke und Meeus [xxxxv] ihre Zeitangaben um das jeweilige ΔT korrigiert an. Deshalb liegen die Sichtbarkeitszonen der jeweiligen Finsternisse bei den aus der Antike überlieferten Beobachtungsorten, nicht bei jenen Orten, die sich aus ET ergäben; z.B. läuft die Zone totaler Finsternis am 15.4. 136 v. Chr. über Babylon, nicht über Mallorca. So wird das Problem kaschiert, dass eine autonome, unkorrigierte Rückrechnung in keinem Fall die antiken Beobachtungsorte bestätigen würde.

Das lässt systematische Fehler vermuten, z.B. eine zu lange Zeitachse oder falsch datierte Finsternisse. Wären Halley und seine Nachfolger nicht von der vertrauten Zeitachse ausgegangen, sondern von einer z.B. um drei Jahrhunderte kürzeren, hätten sie selbstverständlich andere Resultate für Abbremsung der Erdrotation und Mondabstand erhalten. Stephenson's Kurve kann antike Finsternisaufzeichnungen so nicht ins Lot bringen.

Fazit

Es ist ein Rätsel, wieso in aktuellen Lexika- und Interneteintragen ungenaue und sogar falsch errechnete Mondentfernungen angegeben werden, die noch auf Relationen von Erdradius und Mondabstand aus antiker Zeit beruhen. Offensichtlich wird diesen alten Zahlen mehr getraut als modernsten Laser-Distanz-Messungen. Musste auch die erste bemannten Mondmission noch nach solch uralten Entfernungsangaben navigieren?

Seit Halley sind die Abweichungen zwischen antiken Finsternisberichten und Rückrechnungen bekannt. Die Erklärung für die Abbremsung der Erdrotation durch Gezeitenreibung (zunehmend längerer Erdtag) und dadurch verbundene Mondbeschleunigung und -abdrift im Bereich von $3,8 \text{ cm je Jahr}$ soll mittlerweile durch Lasermessungen bestätigt sein. Doch zeigen alle Fernrohrbeobachtungen spätestens seit 1640, dass die Abbremsung der Erde viel langsamer erfolgt, als wegen antiker und frühmittelalterlicher Finsternisberichte

für frühere Jahrhunderte postuliert werden muss. (Findet sie überhaupt statt? Die Messwerte ab 1640 ließen auch eine langsam oszillierende Bewegung zu.) Stephenson's Kurve ist deshalb zu überprüfen.

Ebenso ist zu prüfen, in wie weit eine kürzere Zeitachse die Erdabbrem-
mung in eine Dimension bringt, die allen Beobachtungen mit Hilfe des Tele-
skops entspricht. Aggressive und moralisch abwertende Schriften, die einfach
auf eine stetige ΔT - Kurve setzen und nichts von den ΔT -Diskrepanzen wis-
sen, die sich durch die Erfindung des Fernrohres auftun [etwa Starke 2007], brin-
gen hier nicht weiter.

[H. Illig: Keilschrifttafeln mit historischem Bezug (etwa die Nennung
eines Arsakes oder Arsaces) bekräftigen die antike Datierungen der Finster-
nisbeobachtungen, bringen aber die Physik wegen der rasch auslaufenden
Erdabbremmung in Erklärungsnöte, so man keinen Impakt bemühen will. Inso-
fern ist die Prüfung nahe liegend, ob mit Arsakes ein bestimmter Herrscher
oder ein Titel angegeben ist, wie Hans-E. Korth (S. 762) mutmaßt. Ansonsten
sehe ich die von Korth in diesem Heft vorgetragenen Thesen kritisch, sei es
die Entfiktionalisierung des 7. Jh. samt Verdopplung zu einem fiktiven 4. Jh.,
sei es der Zeiteinschub zwischen Cäsar und Augustus, sei es seine Interpreta-
tion der IntCal-Kurve, gegen die unsere sämtlichen chronologischen Befunde
zu Vorzeit, Sumer, Ägypten sprechen u. a.]

Literatur

- Apolloprojekt.de* (2000-2007): www.apolloprojekt.de/mond/html
astro = www.astronomie.de/bibliothek/artikel/erdenmond/unter_mon/der_mon.htm
astronews (2003): www.astronews.com/frag/antworten/1/frage786.html
astronews (2005): www.astronews.com/frag/antworten/1/frage1549.html
astronews (2006): www.astronews.com/frag/antworten/1/frage1772.html
astronews (2007): www.astronews.com/frag/antworten/1/frage1970.html
Atlas = *Der große Atlas des Weltalls* (1980); Augsburg (engl. 1970)
Benecken, Werner (2007): Die zwei Variablen bei einer Eklipse; in *Zeitensprünge* 19
(2) 489-501
Brockhaus 1894 = *Brockhaus' Konversationslexikon* (¹⁴1894-96); Leipzig · Wien
Brockhaus = *Brockhaus Enzyklopädie in 20 Bänden*. Band 11 (¹⁷1971); Mannheim
Brockhaus 2000 = *Der Brockhaus von A-Z* (2000); Mannheim (Sonderausg. Weltbild)
Duden = *Das neue Duden-Lexikon* (1972); Mannheim (dito 1989)
eclipse = eclipse.astroinfo.org/transit/venus/projekt2004/pub/Bersinger-JamesCookVermessungSonnensystem-200312.pdf
FESG = Forschungseinrichtung Satellitengeodäsie der Technischen Universität Mün-
chen. Die Hochpräzision der Mondbewegung
<http://tau.fesg.tu-muenchen.de/~fesg/web/forschung/llr/llr.php>
Forschung Lunar Laser Ranging:
<http://tau.fesg.tu-muenchen.de/~fesg/web/forschung/llr/llr.php#erkvtr>

Hugentobler, Urs (2007): *Erdrotation* http://tau.fesg.tu-muenchen.de/~lapg/web/lehre/veranstaltungen/veranstaltungen/vertiefung/Erdrot_Kap1_2a_07.pdf
 ife = Lunar Laser Ranging: www.ife.uni-hannover.de/forschung/lunar-laser.html
 Korth, Hans-Erdmann (2007a): Chronologie und Überlieferung. Phantomzeit ohne Verschwörung; in *ZS* 19 (3) 724-743
 - (2007b): Chronologie und Naturwissenschaft. Wie weit trägt die Phantomzeit-The-se? in *ZS* 19 (3) 744-765
 leifi = http://leifi.physik.uni-muenchen.de/web_ph09/umwelt_technik/11mondentfernung/mondentfernung.htm
Lexikon.astronomie (2006): <http://lexikon.astronomie.info/mond/index.html> (ABC der Astronomie)
 Meyers 1885 = *Meyers Konversationslexikon* (⁴1885-1892); Leipzig · Wien
 Meyers 1905 = *Meyers Großes Konversations-Lexikon* (⁶1905/06); Leipzig · Wien
 Meyers Lexikon (geplant in 12 Bänden, unvollendet. Band 7 von 1939); Leipzig
Meyers Lexikon Online (1979/2004): <http://lexikon.meyers.de/meyers/Mond>
 Mondatlas (1984-1993): www.mondatlas.de/fakten/fakten/html
 Mucke, Hermann (2003): Himmelserscheinungen und Erddrehdauer; in *Der Sternens-bote* 46 (5) 82-100
 Mucke, Hermann / Meeus, Jean (²1992): Canon of Solar Eclipses / Canon der Sonnenfinsternisse -2003 bis +2526; Wien
 Nagel, Stephan E.G. (2001): *Analyse langer Zeitreihen der Polbewegung und Nutation* (Diplomarbeit in Geodäsie und Geoinformatik; Stuttgart)
 NASA, Moon Fact (2006): (auch über Wikipedia ↔ Mond)
<http://nssdc.gsfc.nasa.gov/planetary/factsheet/moonfact.html>
National Geographic (2004);
http://news.nationalgeographic.com/news/2004/07/0714_040714_moonfacts.html
neunplaneten.de (2005): www.neunplaneten.de/nine.planets/luna.html
 Newton, Robert R. (1970): Ancient Astronomical Observations and the Accelerations of the Earth and Moon; Baltimore · London
 - (1972): Medieval chronicles and the rotation of the earth; Baltimore · London
 - (1979): The Moon's Acceleration and Its Physical Origins. As Deduced from Solar Eclipses; Baltimore · London
 - (1984): The Moon's Acceleration and Its Physical Origins. As Deduced from General Lunar Observations; Baltimore · London
 quark = Quarks & Co = www.quarks.de/dyn/26229.phtml
 sat = sat-sh.lernnetz.de/printable/satellitenanlage/entfernungsmessungen/index.html
 Starke, Ronald (2007): *Astronomische Untersuchung zur Widerlegung Chronologie-revision*: www.aryabhata.de/illig/
 Stephenson, Francis Richard (1997): *Historical Eclipses and Earth' rotation*; Cambridge
 uni-bonn = www.astro.uni-bonn.de/~deboer/eida/erdmound.html
Was ist was – Der Mond (1983); Nürnberg
Was ist was – Planeten und Raumfahrt (1980); Nürnberg
 Welt der Physik: Messen mit Licht: www.weltderphysik.de/de/1513.php

Tom Reinhard, 28207 Bremen, Inselstr. 45 WhiteBeaverStar@aol.com

James Hutton: *noch* einer, der die Zeit fand

Eine Rezension von Heribert Illig

Repcheck, Jack (2007; = R.): *Der Mann, der die Zeit fand. James Hutton und die Entdeckung der Erdgeschichte*; Stuttgart (amerik. 2003)

James Hutton (1726–1797) gilt als Vater der Geologie, der Charles Lyell die Idee des Uniformitarianismus und damit Charles Darwin die Zeit geliefert hat, die für eine langsam, in kleinen Schritten voranschreitende Evolution unabdingbar war.

Jack Repcheck widmet ihm deshalb eine Biographie, in der er ihn eingangs neben Kopernikus, Galilei und Darwin stellt [R. 11 f.]. Detailreich zeigt er, wie aus einem angehenden Jurist 1749 ein Arzt wird. Allerdings schildert er Hutton so, als ob dieser den Blutkreislauf entdeckt hätte [vgl. R. 104], obwohl ihn William Harvey bereits 1628 beschrieben hat. Hutton will jedoch nicht als Arzt praktizieren und mutiert statt dessen für fast 15 Jahre zum Landwirt, der sich nach 1753 erdgeschichtlichen Fragen zuwendet. So wird er 'im Nebenerwerb' ein „Naturphilosoph“ – der Begriff „Naturwissenschaftler“ ist noch nicht geläufig. 1785 postuliert er in zwei Vorträgen vor der *Royal Society of Edinburgh* u.a., dass die Erde „unermesslich alt sei“ [R. 24].

1788 findet er an der schottischen Küste bei Siccar Point einen entsprechenden geologischen Aufschluss, den er seiner Theorie dringend schuldig war. Das Buch schildert ausführlich, wie Hutton sich gegen seinen Konkurrenten Abraham Gottlob Werner (1749–1817) kaum behaupten kann [R. 165–168], wie seine Theorie über Jahrzehnte einigermaßen unbeachtet bleibt und ab 1812 durch Georges Cuviers Katastrophentheorie fast erledigt scheint [R. 182–199]. Erst Charles Lyell kann mit seinem dreibändigen Lehrbuch der Geologie (1830/1833) Huttons Aktualismus zum Durchbruch verhelfen [R. 209].

Einer der Gründe war wohl, dass Hutton im Gegensatz zu Lyell einen Schreibstil pflegte, dessen Schwächen

„ein Maß an Unverständlichkeit [erzeugen], das alle erstaunt, die ihn kannten und ihn täglich in Unterhaltungen mit ebenso viel Klarheit und Präzision wie Lebendigkeit und Kraft sprechen hörten“, wie ein zeitgenössischer Biograph einräumen musste [R. 230].

Für Repcheck haben sich zwei Entdeckungen Huttons bis in die heutige Geologie behauptet: sein Aktualismus (Uniformitarianismus), der nur heute beobachtbare Erscheinungen als geologische Erklärung für die Veränderungen in früheren Erdaltern zulässt, wurde in Synthese mit Lyells Uniformitarianismus und – wegen der Impakttheorie von Alvarez – mit Cuviers Katastro-

phentheorie gebracht. Außerdem bildet Huttons Vorstellung, dass Hitze im Erdinneren für die Vorgänge auf dem Planeten eine Rolle spielt“, auf dem Umweg über Plutonismus eine Basis für die Plattentektonik [R. 234 f.].

Seltsamerweise fehlt in Repchecks Resümee von drei Seiten die Gewinnung der Zeitdimension, die das Buch durchzieht und ihm dem Titel eingebracht hat. Ein Versäumnis? Nein, eher das schlussendliche Eingeständnis, dass hier ein Popanz aufgebaut worden ist, den die angelsächsische Welt zu pflegen scheint, nachdem schon das allererste Zitat, von Stephen Jay Gould übernommen, das Lob auf Hutton mit den Worten beginnt: „Er sprengte die Grenzen der Zeit und bereicherte damit die Geologie um [...] die Entdeckung der Tiefenzeit“ [R. 9]. Nur vier Seiten weiter erfahren wir:

„Obwohl schon eine Hand voll Vorläufer bezweifelt hatte, dass die Erdgeschichte in einem so kurzen Zeitraum [von 6000 Jahren] unterzubringen war – einer von ihnen hatte das Alter der Erde sogar bereits auf 75000 Jahre berechnet“ [R. 13].

Doch es gibt nur spärliche und periphere Hinweise auf dieses Handvoll. Der Name des Berechners wird auf dieser S. 13 verheimlicht, auf S. 27 neuerlich verschwiegen und erst auf S. 172 preisgegeben, 'zum Ausgleich' aber auf S. 244 neuerlich in einer der wenigen Fußnoten: Es war Georges de Buffon. Folgendes Zitat ist wichtig:

„Obwohl schon andere Naturphilosophen angedeutet hatten, dass die Erde mehr als 6000 Jahre alt sein könnte, und ein berühmter französischer Naturwissenschaftler kurz zuvor die Ansicht geäußert hatte, die Erde sei 75000 Jahre alt, war noch nie jemand so weit gegangen wie Hutton – *oder so deutlich geworden*“ [R. 27; Hvhg. H.I.].

So deutlich geworden? Auf der Folgeseite steht: „Nach Hutton war dafür nur viel Zeit nötig, ‚unermesslich viel Zeit‘“ [R. 28]; eine Zeitangabe hat Hutton selbst nie formuliert [R. 171]. Sind die wenigen Vorläufer nicht der Rede wert? Der Einfachheit halber greife ich auf *Chronologie und Katastrophismus* [1992, 195-203] zurück. In meiner Tabelle, die nicht vollständig sein muss, stehen drei weitere Autoren vor Buffon und Hutton, den ich nach dem Erscheinungsjahr seiner Buchfassung – *The Theory of the Earth* – unter 1795 eingereiht hatte:

- ?00.000 1748 B. de Maillet
- ?000.000 1754 Denis Diderot
- ?00.000.000 1755 Immanuel Kant
- 74.832 1778 Georg Louis Leclerc Graf von Buffon.

Benoît de **Maillet** (1659–1738) war ein Diplomat, der ein Erdalter von 10-, ja 100-facher und noch längerer Dauer als die bislang geglaubten 6 bis 7.500 Jahre verlangte. Sein 1716 geschriebenes Werk *Telliamed*, ein leicht zu entschlüsselndes Anagramm, ist erst 1748 posthum erschienen und galt nicht nur

wegen des enormen Erdalters, sondern auch wegen mancher Mystifikation und orientalistisch-märchenhafter Rahmenhandlung als nicht seriös [so R. 114, der ihn an unpassender Stelle dann doch nennt].

Zwischen 1754 und 1756 explodierte das Erdalter regelrecht, wobei die drei Verursacher keine ganz unbekanntenen Namen tragen:

„1754 gab **Immanuel Kant** seiner Meinung Ausdruck, dass die Erde ein Alter von Hunderttausenden von Jahren, vielleicht sogar einer halben Million Jahre habe:

„Wenn man die Dauerhaftigkeit erwägt, die bei den Anstalten der Schöpfung an den großen Gliedern ihres Inbegriffes angetroffen wird, und welche *einer Unendlichkeit nahe kommt*, so wird man bewogen zu glauben: daß ein Ablauf von 5 oder 6000 Jahren für die der Erde bestimmte Dauer vielleicht noch nicht dasjenige sei, was ein Jahr in Ansehung des Lebens eines Menschen ist“.

Er ging also nicht über de Maillet hinaus. Im selben Jahr bewies der Enzyklopädist Denis **Diderot** (1713–1784) mehr Mut, indem er den geologischen und biologischen Vorgängen unterstellte, dass ‚Millionen von Jahren über jeder dieser Entwicklungen verfließen seien‘, doch nur, um anschließend, als bereits gebranntes Kind, wieder die biblische Schöpfungsgeschichte in ihr angestammtes Recht zu setzen.

Ein Jahr später trat der Aufklärer Immanuel **Kant** mit seinem zweiten Buch an die Öffentlichkeit. Und diesmal sprach er von neuen Dimensionen, von Hunderten von Millionen Jahren, von zeitlichen wie räumlichen Unendlichkeiten, ohne allerdings den christlichen Glauben in Frage zu stellen:

„Es ist vielleicht *ein Reihe von Millionen Jahren und Jahrhunderten* verfließen, ehe die Sphäre der gebildeten Natur, darin wir uns befinden, zu der Vollkommenheit gediehen ist, die ihr jetzt beiwohnet; und es wird vielleicht ein eben so langer Periodus vergehen, bis die Natur einen eben so weiten Schritt in dem Chaos tut: allein die Sphäre der ausgebildeten Natur ist unaufhörlich beschäftigt, sich auszubreiten. Die Schöpfung ist nicht das Werk von einem Augenblicke. Nachdem sie mit der Hervorbringung einer Unendlichkeit von Substanzen und Materie den Anfang gemacht hat: so ist sie mit immer zunehmenden Graden der Fruchtbarkeit, die ganze Folge der Ewigkeit hindurch, wirksam. Es werden *Millionen, und ganze Gebürge von Millionen Jahrhunderten* verfließen, binnen welchen immer neue Welten und Weltordnungen nach einander, in denen entfernten Weiten von dem Mittelpunkt der Natur, sich bilden, und zur Vollkommenheit gelangen werden“.

Ein weiteres Jahr später, 1756 mokierte sich der König der Skeptiker, **Voltaire**, über die Vielzahl bestehender Kalenderrechnungen; er igno-

rierte einfach die Frage nach dem Beginn, schien ihm doch die Saren-Rechnung der alten Chaldäer über 476.000 Jahre hinweg nicht schlechter zu sein als ein Schöpfungstermin bei -4000“ [*Chronologie und Katastrophismus*, 1992, 196 f.; fettkursive Hvhg. aktuell von HI].

Kants einschlägige Schriften sind 1754 und 1755 erschienen:

- *Untersuchung der Frage, ob die Erde in ihrer Umdrehung um die Achse, wodurch sie die Abwechselung des Tages und der Nacht hervorbringt, einige Veränderungen seit den ersten Zeiten ihres Ursprungs erlitten habe und woraus man sich ihrer versichern könne, welche von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin zum Preise für das jetztlaufende Jahr aufgegeben worden*; Ausgabe Berlin 1902 (S. 195)
- *Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels, oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprunge des ganzen Weltgebäudes nach Newtonischen Grundsätzen abgehandelt*; Königsberg und Leipzig. Werkausgabe von Wilhelm Weischedel, 1. Band: Vorkritische Schriften bis 1768; S. 334 f.

Auch Diderots Schrift ist nicht völlig unbekannt und folgenlos geblieben: *Pensées sur l'interprétation de la nature*; Paris 1755 (S. 754).

Repchek erwähnt zwar die Namen von Diderot und Kant flüchtig, nicht aber ihre Vorstöße in die Tiefenzeit. Insofern ignoriert er die kontinentale Aufklärung um 1750 völlig. Viel lieber beschäftigt sich der schottische Autor mit Edinburgh als dem Athen des Nordens und der schottischen Aufklärung um David Hume, Adam Smith, Joseph Black und James Watt, „einer der kreativsten [Ära] in der Geistesgeschichte“ [R. 17 f.], der er 30 Seiten widmet [R. 133-162]. Das ist berechtigt und gut, stört aber in seiner insularen Begrenztheit, die 30 Jahre frühere Evolutionen um einer lokalpatriotisch gefärbten Priorität willen ignoriert.

Insofern verdient Hutton seinen Sitz zwischen Kopernikus, Galilei und Darwin nicht, den er selbst auch nicht beansprucht hätte. Er bleibt der Mann, der die Erdwärme als Agens erkannte, geologische Zyklen im Zeitablauf forderte [R. 174], die Sedimentation gründlich aufklärte [R. 129 ff.] und damit ein methodisches Werkzeug für die Altersbestimmung fand, der er selbst aber noch keine Dimension geben konnte [R. 171]. Er hat weder die geologische Zeit noch die Tiefenzeit gefunden, noch die Erdgeschichte entdeckt, wie der Untertitel suggeriert.

Braucht es Repcheks aktuelle Übertreibungen und Anmaßungen, um Darwins immensen Zeiträumen heute mehr Unterfutter zu verschaffen?

Biologie beim Ägyptologen Jean Jacques Barthélemy Heribert Illig

Der Seminarist, Archäologe, Numismatiker und Literat Jean Jacques Barthélemy lebte von 1716 bis 1795, widmete sich ab 1744 der Numismatik und wurde Bewahrer der *collection royale des monnaies et médailles*. Ab 1755 konnte er für drei Jahre Italien als Archäologe bereisen. 1761 postulierte er, dass die Kartuschen in den Hieroglyphentexten die Namen der Pharaonen enthielten; doch um hier voranzukommen, musste erst 1799 der Stein von Rosette gefunden werden, den Jean François Champollion dann dank des Postulats 1822 entziffern konnte [wikipedia].

1789 legte Jean Jacques Barthélemy einen Bildungsroman mit dem Titel *Reise des jüngern Anacharsis durch Griechenland, vierthhalb hundert Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung* vor, hier in der deutschen Übersetzung von 1793, Wien, jedoch in aktueller Rechtschreibung und Zeichensetzung wiedergegeben. Der Roman über einen fiktiven Skythen in Griechenland – Herodot hatte den legendären Bruder eines skythischen Königs für die Zeit um -600 genannt – brachte ihm noch im selben Jahr einen Sitz in der *Académie française* ein. Hier wird eine Gesprächssequenz wiedergegeben, die zeigt, wie sich noch vor 1800 der Gedanke an Evolution formte, unter Rückgriffen auf Aristoteles, Schwierigkeiten mit dem auch heute noch unverstanden Instinktbegriff – er ist jetzt ersetzt durch „angeborenes Verhalten“, wobei unerklärt bleibt, warum es angeboren ist – und mit Zurückweisung des damals noch unbekanntes, erst 1809 von Jean Baptiste de Lamarck in *Philosophie Zoologique* formuliertem Lamarckismus (Vererbung erworbener Eigenschaften). Auch dieses Buch hat der treffliche Peter Hahn, München, aufgespürt.

Barthélemys Roman lässt Euklid im Gespräch mit Anaxarchus (Anacharsis) und Meton die Vorstellungenarten des Aristoteles darlegen. Er führt aus:

„Aus diesem allgemeinen Streben aller Dinge zu einem Zwecke hin ergibt sich, dass die Natur nie etwas Unnützes tut, sondern vielmehr immer das Möglichste sucht,¹ und sich bei allen ihren Verrichtungen eine Endabsicht vorsetzt.“²

Bei diesen Worten riefen beide Fremde zugleich aus: „Aber wie kannst du doch Endursachen annehmen? Wer hat dir denn gesagt, dass die Natur das, was jeder Art von Dingen am zuträglichsten ist, wählt? Es regnet auf unsere Felder; etwa um sie zu befruchten? Nein, sicherlich nicht; sondern weil die

durch die Sonne empor gehobenen und durch die Kälte verdickten Dünste vermöge ihre Vereinigung so schwer werden, dass sie auf die Erde herab stürzen. Zufälliger Weise machen sie dein Korn wachsen, wie sie es in Fäulnis bringen, wenn es auf deiner Tenne aufgeschüttet liegt. Zufälliger Weise hast du Zähne, welche zum Zerschneiden der Nahrungsmittel, und andere, welche zu ihrem Zermalmen geschickt sind.“³ „Im Anfange der Dinge, fuhr Meton fort, als der Zufall die Tiere nur erst roh entwarf, bildete er Köpfe, welche an keinen Hälsen hingen.⁴ Bald darauf erschienen Menschen mit Stierhäuptern und Stiere mit Menschengesichtern.⁵ Diese Tatsachen bestätigt die Überlieferung, welche, nach der Entwirrung des Chaos, Riesen, vielarmige Körper, einäugige Menschen, u.s.w. angibt.⁶ Diese Geschlechter starben, wegen eines Fehlers in ihrer Bildung, aus; andere sind bestanden [sic]. Statt zu sagen, dass diese letzteren besser organisiert wären, sagte man, es gäbe ein Verhältnis zwischen ihren Handlungen und ihrem vorgebliehen Endzweck.“

„Fast keiner der Weltweisen, antwortete Euklides, hat geglaubt, das, was man Zufall oder Ungefähr nennt, als eine Grundkraft annehmen zu müssen.⁷ Diese unbestimmten Wörter wurden nur gebraucht, um Wirkungen anzudeuten, welche man nicht voraus gesehen hatte, und auch solche, welche von entfernten oder bisher unbekanntem Ursachen abhingen.⁸ Eigentlich geredet aber, bringen der Zufall und das Ungefähr selbst nichts hervor; und, wenn wir, um uns dem gemeinen Sprachgebrauch zu fügen, sie als Nebenursachen ansehen, so nehmen wir darum doch um nichts minder das denkende Wesen und die Natur als die ersten Ursachen an“.⁹

„Dir ist nicht unbekannt, sagte hierauf Anaxarchus, dass das Wort Natur verschiedene Bedeutungen hat. In welchem Sinne nimmst du es hier?“ „Ich verstehe unter diesem Namen, antwortete Euklides, die Urkraft der Bewegung, welche durch sich selbst in den Urstoffen des Feuers, der Luft, der Erde und des Wassers besteht.¹⁰ Ihre Wirkung ist in den Himmeln beständig gleichförmig; in der Gegend unter dem Mond wird sie durch Hindernisse oft verändert. So ist zum Beispiel des Feuers natürliche Eigenschaft, sich zu erheben; indes zwingt eine fremde Kraft dasselbe oft zu einer entgegen gesetzten Richtung.¹¹ Auch ist, in Absicht dieser Gegend, die Natur nicht bloß das Prinzip der Bewegung, sondern zufällig auch der Ruhe und der Veränderung“.¹²

„Sie zeigt uns beständige und regelmäßige Umwälzungen, zeigt uns unveränderliche oder fast immer gleiche Wirkungen. Lasset mich bei diesen stehen bleiben. Würdet ihr sie wohl für Werke des blinden Ungefährs ausgeben wollen.¹³ Ohne bei der bewundernswürdigen Ordnung, welche aus den oberen Sphären hervor leuchtet, zu verweilen, wolltet ihr wohl sagen, dass es nur ein Zufall ist, wenn beständig der Regen im Winter häufiger als im Sommer fällt, wenn beständig die Hitze im Sommer stärker als im Winter ist?“¹⁴

Betrachtet die Pflanzen und vorzüglich die Tiere, bei welchen sich die Natur mit deutlicheren Zügen offenbart. Zwar handeln sie ohne Nachsinnen und Überlegung, dessen ungeachtet sind ihre Handlungen so geordnet, dass man gezweifelt hat, ob nicht die Spinnen und die Ameisen Verstand besitzen. Wenn nun die Schwalbe bei dem Bauen ihres Nestes, und die Spinne bei dem Anlegen ihres Gewebes, eine Absicht hat; wenn die Pflanzen sich mit Blättern bekleiden, um ihre Früchte zu beschützen, und wenn ihre Wurzeln, statt in die Höhe zu steigen, sich in die Erde eingraben, um da den Nahrungssaft zu saugen: wollt ihr dann nicht gestehen, dass bei diesen immer auf die nämliche Weise wiederkehrenden Wirkungen sich die Endursache deutlich zeigt.¹⁵

„Die Kunst entfernt sich bisweilen von ihrem Ziel, selbst wenn sie Überlegung anstellt; bisweilen erreicht sie es, selbst ohne zu überlegen. Darum ist es nicht minder wahr, dass sie immer einen Zweck hat. Das Nämliche kann man von der Natur sagen. Von der einen Seite wird sie durch Hindernisse in ihren Verrichtungen aufgehalten, und die Missgeburten sind ihre Verirrungen;¹⁶ von der andern Seite zwingt sie des Überlegens unfähige Wesen zur Fortpflanzung, und leitet dieselben dadurch zu der Absicht, welche sie sich vorgesetzt hat. Und welches ist diese Absicht? Die Fortdauer der Geschlechter. Und welches ist die höchste Wohlfahrt dieser Geschlechter? Ihr Dasein und ihre Erhaltung“.¹⁷ [122-127]

„Man hat, wie ich dir sagte, bemerkt, dass die Natur von einer Gattung und von einer Art zur anderen durch unmerkliche Stufenfolgen fortschreitet,¹⁸ und dass aller ihre Erzeugnisse von dem Menschen bis zu dem gefühllosen Wesen in zusammen hängender Verbindung zu stehen scheinen“ [172].

Endnoten:

- 1) Aristot. de coel. 1. 2. cap. 5. t. 1. p. 458. cap. 11. p. 463. Id. de gener. ibid. p. 525.
- 2) Aristot. de nat. auscult. 1. 2. cap. 8. t. 1. p. 336. Id. de anim. iness. cap. 2. p. 734.
- 3) Aristot. de nat. auscult. 1. 2. c. 8. t. 2. p. 336.
- 4) Emped. ap. Arist. de anim. 1. 3. cap. 7. t. 1. p. 654. Arist. de coel. 1. 3. cap. 2. p. 476
- 5) Aristot. de nat. auscult. ibid. Plut. adv. Colot. t. 2. p. 1123. Aelian. hist. anim. lib. 16. cap. 29.
- 6) Hom. Hesiod. Aeschyl. ap. Strab. 1. 1. p. 43. 1. 7. p. 299.
- 7) Arist. de nat. auscult. 1. 2. cap. 4. t. 1. p. 332.
- 8) Id. ibid. cap. 5. p. 333.
- 9) Id. ibid. cap. 6. p. 335.
- 10) Aristot. de nat. auscult. 1. 2. cap. 1. p. 327. 1. 3. cap. 1. p. 339.
- 11) Id. de gener. 1. 2. cap. 6. t. 1. p. 521.
- 12) Id. de nat. auscult. 1. 2. cap. 1. p. 327.
- 13) Id. ibid. cap. 5. p. 333.
- 14) Aristot. de nat. auscult. 1. 2. cap. 8. p. 336, 337.
- 15) Id. ibid.
- 16) Arist. de nat. auscult. 1. 2. c. 8. p. 337.
- 17) Id. de gener. 1. 2. cap. 10. p. 525. B.
- 18) Arist. hist. anim. 1. 8. cap. 1. p. 897

Deus ex machina

Die Bibel des *Intelligent Design* ist jetzt auf Deutsch erschienen

Stefan Diebitz

Michael J. Behe, *Darwins Black Box. Biochemische Einwände gegen die Evolutionstheorie*. Aus dem Englischen übertragen von Joachim Köhler, Verlag Dr. Ingo Resch: Gräfelfing 2007. [= B.]

M.J. Behes Buch *Darwins Black Box* gilt seit der amerikanischen Erstausgabe 1996 als die Bibel der amerikanischen „Intelligent Design Movement“ und ist die von einem renommierten Biochemiker vorgetragene Begründung, warum wir uns die Natur von einem intelligenten Wesen vorab entworfen vorstellen sollen, nicht allmählich durch natürliche Selektion geformt. Im Grunde handelt es sich also um den Versuch eines Gottesbeweises.

Behe ist weder ein Bibelfundamentalist noch ein Evangelist und will auch an den Zeitmaßstäben, die der Darwinismus fordert, keinesfalls rütteln, sondern sieht sich selbst als einen guten Katholiken, der an ein sehr hohes Alter der Erde glaubt. Der Titel des Buches erklärt sich aus den Geheimnissen, die sich in einer Schwarzen Box verbergen. Die inneren Vorgänge unseres Leibes blieben uns lange vollkommen verborgen, denn man wusste nicht einmal vom Blutkreislauf, geschweige denn von subtileren und komplizierteren Vorgängen, aber heute kennen wir dank der Fortschritte der Molekularchemie selbst das Geschehen innerhalb einer Zelle. Der Autor schreibt optimistisch, dass die „letzte verbleibende Black Box“, nämlich die Zelle, „nun offen vor uns steht“ [B. 35 f.]. Das soll wohl bedeuten, das Geheimnis des Lebens sei dank der Molekularbiologie gelüftet. Bevor wir seine Überlegungen näher vorstellen, sei ein kurzer Blick auf die Geschichte dieser Problematik geworfen.

Bereits auf der Ebene der alltäglichen Erfahrung tritt eine eigenartige und unerklärliche Harmonie vieler Lebensvorgänge hervor – innerhalb eines einzelnen Organismus, aber auch zwischen verschiedenen Lebewesen und oft sogar in einem größeren Biotop –, und je weiter die Forschung fortschreitet, desto feinere, subtilere und oft ganz unerklärliche Zusammenhänge werden sichtbar. Erst in der Neuzeit beginnt man hier ein Problem zu sehen: Wie es zu einer solchen Harmonie, zu einem solchen Zusammen- und Ineinanderspiel kommen kann, scheint dem 18. Jahrhundert ganz rätselhaft. Immanuel Kant setzt sich im zweiten Teil der *Kritik der Urteilskraft*, der „Kritik der teleologischen Urteilskraft“, mit der Vorstellung auseinander, ein Organismus oder

ein Biotop sei geplant, und er gibt ein scharf umrissenes Kriterium dafür an, wann es erlaubt sei, ein Ding als einen Zweck anzusehen. Einen Zweck vorgeben kann ja nur ein intelligentes Lebewesen, denn ein Zweck ist ein Begriff, welcher der Existenz eines Gegenstandes als dessen Grund vorhergeht:

„Um einzusehen, daß ein Ding nur als Zweck möglich sei, d. h. die Causalität seines Ursprungs nicht im Mechanism der Natur, sondern in einer Ursache, deren Vermögen zu wirken durch Begriffe bestimmt wird, suchen zu müssen, dazu wird erfordert: daß seine Form nicht nach bloßen Naturgesetzen möglich sei, d. i. solchen, welche von uns durch den Verstand allein, auf Gegenstände der Sinne angewandt, erkannt werden können; sondern daß selbst ihr empirisches Erkenntniß ihrer Ursache und Wirkung nach Begriffe der Vernunft voraussetze.“ [Kant 369 f.]

Wie man sieht, umschreibt Kant das Problem des *Intelligent Design* mit wenigen, sehr präzisen Worten. Die Ursache, „deren Vermögen zu wirken durch Begriffe bestimmt wird“, wäre ein Gott, dessen Verstand wir uns so ähnlich wie den unsrigen vorzustellen haben. Allerdings kennt die Philosophie seit Plotin einen anderen Verstand, den rein hypothetisch angenommenen *intellectus archetypus*, einen Verstand also, der die Urbilder der Dinge anschauen kann und der sich jenseits unserer Zeitbegriffe bewegt, dessen Welt sich nämlich nicht in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zerlegen lässt, wie das für unseren Verstand gilt, den *intellectus ectypus* (welcher der Bilder bedarf).

Kant unterscheidet zwischen der „bestimmenden“ und der „reflectierenden“ Urteilskraft und schreibt: Deshalb

„spricht man in der Teleologie zwar von der Natur, als ob die Zweckmäßigkeit in ihr absichtlich sei, aber doch zugleich so, daß man der Natur, d. i. der Materie, diese Absicht beilegt“ [Kant 383].

Er schlägt also eine Art methodische Doppelperspektive vor, und in der Tat formulieren auch heutige Biologen noch so, etwa wenn sie von den Absichten der Evolution sprechen und davon, sie habe es so und nicht anders eingerichtet. Behes Frage nach einem intelligenten Designer aber wird von Kant so beschieden, dass innerhalb der Wissenschaft „auch nicht einmal darnach gefragt werden darf“ [ebd., 396]. Er führt in dem dritten seiner Hauptwerke den Nachweis, dass Zweckmäßigkeit auch ohne Zwecktätigkeit denkbar ist.

Das Problem Kants tritt in noch einmal verschärfter Form im Werk Charles Darwins auf, und zwar jetzt ganz genau in der Art, in der es auch von Behe oder anderen Autoren der Gegenwart diskutiert wird. Darwins von seinen Kritikern wie Anhängern übernommenes Beispiel ist das Auge. Das im Grunde rein mechanistische Prinzip von Versuch und Irrtum, das den Vorstellungen des Darwinismus zugrunde liegt, kann auf den ersten Blick plausibel

machen, wie es dazu kommt, dass sich lichtempfindliche Zellen zu einem Auge weiterentwickeln, denn zunächst leuchtet es wirklich ein, dass bereits eine schwache Sehkraft gegenüber der Blindheit einen bedeutenden Vorteil darstellen muss. Keinesfalls braucht das Auge deshalb sogleich vollkommen und vollständig da zu sein. Hier scheint also eine darwinistische Argumentation zu überzeugen, und Darwin selbst deutet in *Über die Entstehung der Arten* eine Entwicklungsgeschichte des Auges an, wengleich er die damit verbundenen Probleme durchaus eingesteht:

„Die Annahme, daß das Auge mit all seinen unnachahmlichen Einrichtungen: die Linse den verschiedenen Entfernungen anzupassen, wechselnde Lichtmengen zuzulassen und sphärische wie chromatische Abweichungen zu verbessern, durch die natürliche Zuchtwahl entstanden sei, erscheint, wie ich offen bekenne, im höchsten Grade als absurd.“ [Darwin 245]

Aber Darwin vertraut hier wie auch sonst der graduellen, also schrittweisen, allmählichen und sich über einen fast unendlich langen Zeitraum erstreckenden Entwicklung – damit versucht er allen Schwierigkeiten, die er dank seiner intellektuellen Redlichkeit zuvor selbst einräumt, aus dem Wege zu gehen:

„Der Verstand sagt mir: wenn zahlreiche Abstufungen vom einfachen, unvollkommenen Auge bis zum zusammengesetzten und vollkommenen nachgewiesen werden und jede Abstufung ihrem Besitzer nützt, was ja sicher der Fall ist; wenn ferner das Auge beständig variiert und diese Veränderungen erblich sind, was gleichfalls sicherlich zutrifft; und wenn schließlich diese Veränderungen einem Tier unter wechselnden Lebensverhältnissen nützen, so kann die Schwierigkeit der Annahme [...] unsere Theorie nicht umstürzen.“ [Darwin 245 f.]

Eben diese Position vertritt heute Richard Dawkins [= D., 172] in seinem in Deutschland am 11. September erschienenen neuen Weltbestseller – „ein halbes Auge“, schreibt er, kann einem Tier das Leben retten. Nur: Ein halbes Auge gibt es nicht, denn ein Auge ist nicht einfach eine Ansammlung lichtempfindlicher Zellen, so dass die Hälfte der eigentlich notwendigen Zellen bereits ein halbes Auge darstellt, sondern ein Auge ist ein höchst kompliziert zusammengesetztes Organ, an dem alle Einzelteile arbeiten müssen – und zwar in einer sorgfältig aufeinander abgestimmten Weise. Das Auge gibt es ganz oder gar nicht.

Bereits Henri Bergson demonstriert in *Schöpferische Entwicklung* [101-103], dass das Auge ein Aggregat aus ganz verschiedenen Teilen ist, so dass die Verbesserung eines Teils, wenn es nicht auf die entsprechende Verbesserung korrespondierender Teile stößt, keinerlei Vorteile bringt. Im Gegenteil! Ganz sicher wäre die Funktionalität des Organs entschieden beeinträchtigt, wenn nicht gleichzeitig alle Teile neu aufeinander eingespielt werden. Des-

halb spricht die Wissenschaft und mit ihr Behe von Organen von „irreduzibler Komplexität“, worunter man verstehen muss, dass nicht allein kein Teil dieses Aggregats fehlen darf, sondern dass auch alle Teile sich in einem genau festgelegten Verhältnis zueinander befinden müssen; wenn der Augapfel zu lang oder zu kurz ist, tritt Fehlsichtigkeit ein, auch wenn alle anderen Teile des Auges sehr gut arbeiten. Ein Organ von irreduzibler Komplexität lässt sich, so zuerst Bergson und heute Behe, unmöglich als allmählich entstanden denken, sondern es wäre „nach bloßen Naturgesetzen“ nicht möglich, womit das Kriterium Kants für die Annahme eines zwecksetzenden Wesens erfüllt wäre.

Es spricht erheblich gegen Behes Buch, dass es dieses ganz wesentliche Argument (im Grunde sein einziges) selbst falsch darstellt, wenn es nämlich heißt, ein Organ von „irreduzibler Komplexität“ realisiere eine Funktion, „wozu keiner der Bestandteile allein imstande wäre“ [B. 346]. Sollte Behe sein eigenes Argument nicht richtig verstanden haben? (Im amerikanischen Original heißt es [223]: „a function that is beyond any of the components themselves“. Der Fehler liegt also nicht beim Übersetzer, sondern beim Autor.)

Behes Antipode Richard Dawkins stellt die irreduzible Komplexität, die er als Darwinist natürlich nicht als Argument gegen die Evolutionstheorie akzeptiert, so dar:

„Man muss zeigen, dass keines der Einzelteile allein von Nutzen ist. Alle gemeinsam mussten bereits an Ort und Stelle sein, bevor sie irgendeine Wirkung entfalten können.“ [D. 183]

Das aber ist nicht das ganze Argument, denn dieses zielt doch darauf ab, dass die einzelnen Komponenten eines Organs nur dann sinnvoll arbeiten, wenn sie außerdem aufeinander abgestimmt sind. Um Behe zu widerlegen und die Entstehung eines Organs zu veranschaulichen, übernimmt Dawkins von dem Chemiker Cairns-Smith das Beispiel eines Mauerbogens, von dem man das Gerüst fortgenommen hat, so dass man nicht mehr sehen kann, mit welcher Technik man ihn errichtet hat [D. 181]. Tut er sich mit diesem Bild einen Gefallen? Ich glaube nicht. Denn erstens darf er keinen Gegenstand als Beispiel nehmen, der seine Existenz einem zwecksetzenden Verstand verdanken muss. Und außerdem handelt es sich nicht um ein Aggregat, sondern um einen bloßen Verbund von Steinen, die sich nicht bewegen und nicht miteinander arbeiten sollen und deshalb keinerlei Ähnlichkeit mit einem Organ oder einem Biotop besitzen. Ein Organ von irreduzibler Komplexität ist für Dawkins eine bloße Ansammlung lichtempfindlicher Zellen (ein „halbes Auge“) oder eine oberflächliche Zusammenfügung von gleichgearteten Steinen. Er wird aber das Argument nur dann widerlegen können, wenn er es richtig verstanden hat und fair darstellt.

Die Entwicklung des Auges ist, so der Einwand der Kritiker Darwins, immer nur als Ganzes denkbar, was bedeutet, dass verschiedene Teile gleich-

zeitig und aufeinander abgestimmt verändert werden müssen, so dass eine schrittweise Entwicklung mal des einen, mal des anderen Teils mit Hilfe der natürlichen Selektion überhaupt nicht möglich, ja nicht einmal denkbar ist. Dieses längst bekannte und immer wieder diskutierte Argument überträgt Behe auf die molekulare Ebene. „Alles ist viel komplizierter, als es den Anschein hat“ [B. 146], so lautet das Leitmotiv seiner Argumentation, und wirklich gelingt es ihm in insgesamt fünf Kapiteln, die unfassbare Subtilität und Komplexität der molekularen Vorgänge auf lehrreiche Weise darzustellen. Er demonstriert die Fortbewegung von Bakterien, die Mechanismen bei der Gerinnung des Blutes, die Transportarten in der Zelle, die Arbeitsweise des Immunsystems und endlich die Probleme bei der Entwicklung einer bestimmten Aminosäure, und bei all diesen Beispielen ist es nicht leicht einzusehen, wie sich ein derart kompliziertes Zusammenspiel allein dank der natürlichen Selektion entwickelt haben soll. Insofern gebührt Behe das Verdienst, das bereits von Bergson vorgetragene Argument noch einmal wesentlich vertieft und dazu auch noch veranschaulicht zu haben.

An seinem ersten Beispiel sei das Vorgehen Behes dargestellt. Zunächst demonstriert er an den Bewegungen eines Schwimmers, wie kompliziert dieser Vorgang eigentlich ist und wie schwer es fällt, mehrere parallel ablaufende Bewegungen zu synchronisieren und zu koordinieren. Dieses Beispiel ist aber nicht glücklich gewählt, denn die Kompliziertheit der zellulären Fortbewegung hat ganz und gar andere Gründe – die Koordination verschiedener Bewegungen z. B. spielt überhaupt keine Rolle.

Behe erklärt dem Leser, was ein Cilium ist – eine Art Härchen, dessen peitschenartige Bewegungen die Zelle vorwärts treiben –, und erläutert seine Zusammensetzung aus verschiedenen Enzymen. An dieser Stelle beginnt für ihn die irreduzible Komplexität, nicht erst bei den Bewegungen des Ciliums.

„Nun wollen wir uns zurücklehnen, die Wirkungsmechanismen des Ciliums nochmals ansehen und überlegen, was daraus folgt. Welche Bestandteile sind notwendig, damit ein Cilium funktioniert? Für die Ciliarbewegung sind zweifellos Mikrotubuli notwendig. Andererseits gäbe es keine Gleitbewegung der Protofilamente. [otherwise, there would be no strands to slide; B. 64; es müsste also statt ‚andererseits‘ ‚denn sonst‘ nach einem Komma heißen.]. Zusätzlich ist ein Motor erforderlich, weil sonst die Mikrotubuli des Ciliums starr und bewegungsunfähig wären. Außerdem braucht man Bindeglieder, die an benachbarten Protofilamenten ansetzen, indem sie die Gleitbewegung in eine biegende Bewegung umwandeln und verhindern, dass sich die Struktur auflöst.“ [B. 109]

Mikrotubuli sind Stäbchen aus einem Enzym namens Tubulin; Protofilamente sind fadenförmige Elemente aus Proteinen. Alle diese dem Laien nicht eben

geläufigen Fachtermini werden von Behe ausführlich erläutert und zum Teil auch mit Zeichnungen illustriert.

Behe kann darauf verweisen, dass es lediglich zwei, einander widersprechende Studien gibt, die sich mit der Evolution des Ciliums beschäftigen, ohne sich aber auf die zahllosen Einzelprobleme einzulassen. Wie hätte ein Cilium überhaupt ein erstes Mal entstehen können? In noch einmal gesteigerter Form findet sich dieses Problem beim Flagellum, einer Art Propeller, mit dessen Hilfe Zellen schwimmen oder besser: sich durch zähflüssiges Plasma bewegen können. Das Flagellum als das einzige uns bekannte Beispiel eines drehenden Teils in der gesamten Natur erscheint Behe als ein besonders sprechendes Beispiel für irreduzible Komplexität, denn es besteht aus „einem Ruder, einem Rotor und einem Motor“ [B. 120]. An einem Cilium sind zweihundert verschiedene Proteinarten beteiligt, und bei einem Flagellum kommen noch weitere vierzig hinzu. Es ist eben diese Kompliziertheit – und eigentlich nur sie –, die für Behe das Argument abgibt:

„In dem Maße, wie immer mehr Teile erforderlich sind, nimmt die Schwierigkeit, das System schrittweise zusammenzufügen, enorm zu, während die Wahrscheinlichkeit indirekter Szenarien rapide sinkt.“ [B. 121]

Wie Behe in seinem Nachwort deutlich zu machen versucht, weiß die herrschende Lehre bis heute keine Antwort auf diese Fragen, aber Dawkins seinerseits wirft Behe vor, die entsprechende Literatur nicht zu kennen. Zu der Argumentation Behes schreibt er:

„Ohne ein Wort der Rechtfertigung, Begründung oder Erläuterung behauptet Behe einfach, der Flagellenmotor der Bakterien sei von nicht reduzierbarer Komplexität. Da er keine Argumente zur Begründung seiner Aussage nennt, können wir zunächst einmal vermuten, dass ihn seine Fantasie im Stich gelassen hat.“ [D. 183; kursiv durch Dawkins]

Ich finde diese Darstellung nicht allein polemisch, sondern schlicht falsch und bewusst irreführend, denn selbstverständlich trägt Behe Argumente vor. Andererseits muss man Dawkins zustimmen, wenn er Behe vorwirft, mit der Annahme eines intelligenten Designers die weitere Forschung einfach abzuschneiden. Die Tatsache, dass ein System sich nur schwer oder auch überhaupt nicht als allmählich entstanden vorstellen lässt, kann doch nicht automatisch zu der Annahme eines Schöpfergottes führen! Dawkins seinerseits kennt auf alle und sämtliche Fragen wie Ernst Haeckel, der Autor der *Welt-rätsel*, nur die eine Antwort: Evolution, und es ist ihm ja auch bereits vorgeworfen worden, Positionen des 19. Jahrhundert zu vertreten. Wirklich ist Dawkins ein missionarischer Vertreter des Monismus und ereifert sich für diese Ersatzreligion in ähnlicher Weise wie Haeckel oder mindere Köpfe jener Zeit.

Die Wissenschaft hat in den letzten Jahrzehnten phantastische Fortschritte gemacht; die anderen vier Beispielkapitel, jedes ungefähr 30 Seiten lang, illustrieren diesen Fortschritt in eindrucksvoller Weise. Die Diskussion Darwins oder Bergsons über die Funktionalität des Auges wirkt im Vergleich zu den Ausführungen Behes grobschlächtig und plump, doch das ändert nichts an der Tatsache, dass Behe kein einziges neues Argument vorträgt. Seine ganze Argumentation, auch wenn sie entsprechend der größeren Subtilität der geschilderten Vorgänge viel komplizierter und im Grunde auch überzeugender ist, entspricht der Diskussion seit der Veröffentlichung von Darwins Hauptwerk.

Deshalb wirkt es anmaßend, wenn Behe einen absoluten Anspruch der Molekularbiologie formuliert, denn er lehnt ausdrücklich sämtliche anders motivierten oder begründeten Einwände gegen den Darwinismus ab. Evolution, sofern es sie gebe, vollziehe sich molekular, und dafür seien die Anatomie oder die fossile Überlieferung „schlicht und einfach bedeutungslos“ [B. 48 f.]. Insbesondere alle Vorgänge in einem Biotop oder in einem Zusammenspiel der auch vom bloßen Auge beobachtbaren Tatsachen des Lebens werden von ihm beiseite gewischt und als irrelevant bezeichnet.

Schon vor Bergson wurde Darwin selbst ein schlagendes Beispiel von irreduzibler Komplexität von einem seiner Korrespondenzpartner vorgebracht, wenngleich sich dieses Phänomen nicht allein auf der Ebene des Organs, sondern des Verhaltens beobachten lässt. Es geht darum, dass das Verhalten einer Wespe wie auch die Länge ihres Legestachels so exakt auf die Anatomie ihres Opfers abgestimmt sein müssen, dass sich keinesfalls eine allmähliche Anpassung vollzogen haben kann. Und dieses Argument wird noch einmal in einem Phänomen gesteigert, das sich Hyperparasitismus nennt, weil sich hier zwei Phasen des Parasitentums ergänzen; die in einem Opfer parasitierende Larve der Brackwespe wird „von Larven der Schlupfwespe hyperparasitiert“ [vgl. Illig 1992, 214 f.]. Es ist wie in einem Aggregat: alle Aspekte beziehungsweise Teile des Funktionskreises müssen nicht allein vorhanden, sondern zusätzlich so exakt aufeinander abgestimmt sein, dass wir uns unmöglich eine allmähliche Entstehung vorstellen können.

Behe weigert sich aber, derartige Beobachtungen in seine Argumentation aufzunehmen, sondern er spricht allein über die Zelle. Der Umstand, dass wohl kein Teilgebiet der Biologie derart subtil arbeitet wie die Molekularbiologie, wird von ihm zu einem Alleinvertretungsanspruch missbraucht. Ganz ähnlich übrigens sein Antipode Dawkins, der ausdrücklich vom egoistischen Gen ausgeht – „der egoistische Organismus, die egoistische Gruppe, die egoistische Spezies oder das egoistische Biosystem“ [D. 298] bleiben ausgeblendet.

Beide Autoren haben sich furchtbar verrannt, denn ihnen sind die großen Zusammenhänge vollkommen aus dem Blick geraten. Deshalb sei an dieser Stelle an Martin Heidegger erinnert, der tatsächlich schon im Wintersemester 1929/30 schreibt [311] (und diese Position ausführlich zu begründen versucht), dass die „Einheit des Lebens [...] nicht die Zelle“ ist, sondern dass die Analyse des Lebenden immer von einem Gesamtorganismus ausgehen muss. Es klingt fast so, als hätte er die Entwicklung unserer Tage vorhergesehen.

Bereits Kant diskutiert in § 65 der *Kritik der Urteilskraft* [374] den Unterschied zwischen einer Maschine und einem „organisierten“ Wesen und zeigt, dass ein „organisiertes Wesen [...] in sich bildende Kraft“ besitzt, wogegen der Maschine ein Zweck vorausgeht, der immer auf ein intelligentes Wesen verweist. In ähnlicher Weise betont auch Heidegger [312, 325], dass ein Organ niemals eine Maschine sein kann. Aber Behe spricht sich gleich zu Beginn seines Buches für die Analyse von „molekularen Maschinen“ [B. 22 et passim] aus, und die Maschinenmetaphorik durchzieht und bestimmt seine gesamte Argumentation von Anfang bis Ende: er scheut sich nicht, von „Bolzen und Muttern, Getriebe und Schaltstellen“ [B. 12] zu sprechen, wenn er eine Zelle beschreibt, oder vergleicht die Biochemie mit einer Gebrauchsanweisung für die Montage eines Kinderfahrrades [B. 13 f.]. So deutet bereits sein Vokabular an, dass er sich nicht auf der Höhe der Zeit bewegt, sondern eigentlich vorkantisch argumentiert. Es ist für mich unverständlich, wie dieses Buch einen derart großen Erfolg für sich reklamieren kann; seine Fehler liegen wirklich auf der Hand. (Dasselbe gilt vice versa für Evolutionisten wie Kutschera, der auch mit von Hirnen entworfenen Maschinen argumentiert [s. Illig 2006, 225 f.] .)

Im Grunde trägt Behe einen einzigen großen Zirkelschluss vor, wenn er von der Analyse der Zelle als einer Maschine ausgeht, denn natürlich muss eine Maschine einen Konstrukteur besitzen, eben dies unterscheidet sie von einem Organ bzw. einem Organismus. Den Gott, den Behe zu Beginn seines Buches in die Zelle steckt, wenn er sie eine Maschine nennt, holt er zum Schluss als buchstäblichen Deus ex machina wieder heraus. Das ist kein sehr beeindruckender Trick. Wenn man sagt, eine Zelle sei eine molekulare Maschine, dann muss ja „ein architectonischer Verstand“ [Kant 388] sie entworfen haben, dann muss sie konstruiert worden sein von einem Wesen, das wir uns wohl so ähnlich wie uns selbst vorstellen müssen, also als intellectus ectypus, denn sonst würde man nicht von einem „intelligenten Designer“ sprechen. Wenn es aber Gott geben sollte, dann ist er ganz gewiss nicht intelligent beziehungsweise: Mit Intelligenz allein dürfte die Natur kaum erschaffen worden sein, sondern das Prinzip ihrer Entstehung wird einem beschränkten Verstand gleich dem unsrigen immer verborgen bleiben. Genau darauf zielt Kant, wenn er schreibt, nach einem Schöpfer „kann auch nicht einmal [...] gefragt werden“ [Kant 396].

Wenn es Gott geben sollte, dann ist er kein Ingenieur, der zuerst einen Plan entwirft und sich sodann an die Realisierung seines Projektes macht; diese Vorstellung ist naiv, ja geradezu albern, und entsprechend naiv und albern ist es, von einem intelligenten Designer zu sprechen. Verbindet sich eigentlich eine irgendwie anschauliche Vorstellung mit diesem Begriff? Ein nachvollziehbarer Sinn? Im Grunde bricht Behe die Diskussion eines Problems und mit ihr die weitere Forschung einfach ab, wenn er erklärt, dass man einen intelligenten Designer annehmen müsse, weil ja sonst niemand wisse, wie die Natur als ein Ensemble von irreduzibler Komplexität zustande gekommen ist.

Kants Position (und heute die vieler Kritiker des Darwinismus) weist auf die Notwendigkeit weiterer Forschung hin, wogegen Behe ja ganz ernsthaft an die Öffnung auch der letzten Schwarzen Box glaubt und sich damit auf die Seite einer naiven positivistischen Wissenschaftsgläubigkeit schlägt, von der man gar nicht denken sollte, dass sie bis in unsere Zeit überlebt hat, und von der man sich nicht vorstellen kann, wie sie sich mit seiner Gläubigkeit verbinden lässt.

Wahrscheinlich kann man sogar beweisen, warum es überhaupt nicht möglich ist, die Welt in einer Weise zu schaffen, wie es uns das Konzept des *Intelligent Design* nahe legt. Im Gefolge der dem Aristoteles zugeschriebenen Schrift *De anima*, deren Hauptgedanke vor allem in der mittelalterlichen Philosophie allgegenwärtig ist, hat Nicolai Hartmann in zahlreichen seiner Werke, vor allem aber in *Der Aufbau der realen Welt*, ein für die Geschichte der modernen Philosophie überaus ertragreiches Schichtenmodell der Welt entworfen. Mit seiner Hilfe kann man zeigen, warum es so schrecklich verkehrt sein muss, eine Zelle als Maschine anzusehen oder zu vermuten, sie sei von irgendwem entworfen [vgl. zum Schichtenmodell Diebitz 126-130].

Man unterscheidet nach diesem Modell vier Schichten: die Materie, die Pflanze, das Tier und den Menschen. Die jeweils obere Schicht ist auf der unteren „aufruhend“ in der Begrifflichkeit Hartmanns, also zwingend auf deren Existenz angewiesen, aber trotzdem ihr gegenüber frei, wenngleich nur relativ frei. Sie stellt zwar etwas Neues und Weiterführendes dar, aber ihre Grundlage bleibt immer das Stärkere, und deren Gesetzlichkeit durchzieht und bestimmt sie. Die Gesetze der unteren Schichten finden sich in den oberen wieder, aber niemals umgekehrt. So ruht die Pflanze auf der Materie auf, ist also ohne diese nicht denkbar und auch von ihrer Gesetzlichkeit bestimmt (unterliegt z. B. der Gravitation oder den Hebelgesetzen), lässt sich aber trotzdem nicht mit Hilfe der Gesetze der Mechanik erklären. In derselben Weise ist das Tier auf die Pflanze angewiesen, deren Gesetzlichkeit einen Teil seines Wesens bestimmt. Im Menschen endlich finden sich alle vier Schichten vereinigt; wir sind Materie, besitzen ein vegetatives Nervensystem

und eine animalische Natur, nehmen aber auch am Geist teil. Eben auf diese Verhältnisse gründet die relative Freiheit der oberen Schicht: Die Gesetze der unteren Schicht reichen zwar in die obere hinein, verlieren dort aber ihren absoluten Charakter.

Es waren besonders Nicolai Hartmann und Max Scheler, die unisono die größere Kraft der unteren Schichten betonten und im Detail zu zeigen vermochten, wie kraftlos der bloße Geist ist. Der Geist, wenn er denn stark sein soll, muss seine ganze Kraft aus den unteren, den vitalen Mächten beziehen; mehr noch, wenn es überhaupt Geist geben soll, dann ist seine Existenz zwingend auf die drei unteren Schichten angewiesen. Ein Geistwesen kann deshalb unmöglich diese Welt geschaffen haben. Oder umgekehrt: Wenn es einen Gott gibt, so ist er keinesfalls ein Geistwesen, sondern müsste in irgendeiner Weise in einem dunklen Grund wurzeln – nicht anders als wir auch.

Erklärungen von „unten“, indem man also die Gesetze einer unteren Schicht anwendet, um die Vorgänge in einer oberen zu erklären, führen grundsätzlich in die Irre, weil sie nicht die Eigenständigkeit und Eigengesetzlichkeit der oberen Schicht berücksichtigen. Wer wird allen Ernstes mit den Mitteln der klassischen Mechanik Botanik treiben und auch nur das Wachstum eines Blümchens erklären wollen? Im Grunde geschieht genau dies, wenn Hirnforscher versuchen, die Gesetze des Geistes aus biochemischen Vorgängen abzuleiten.

Eine Verwechslung der Ebenen vollzieht sich nur zu oft auch in umgekehrter Richtung. Ist es einmal ein vulgärer Materialismus, der durch die Feuilletons geistert, ist es gleichzeitig eine Art Krypto-Spiritismus, der ebenso gläubig angenommen wird. Man nimmt, wie weiland Schelling in seiner romantischen Naturphilosophie, eine unbewusste Intelligenz an, welche die lebendige Natur geschaffen hat und immer noch durchströmt. Das tun eingeständenermaßen alle gläubigen Menschen, aber verdeckt tun es auch diejenigen, die für sich selbst oder wenigstens für unsere glorreiche Epoche in Anspruch nehmen, das Erbmaterial des Menschen lesen zu können: Der genetische Code sei entschlüsselt, so wurde anfangs des Jahrtausends von allerhöchster Stelle verkündet (vom scheidenden amerikanischen Präsidenten Bill Clinton nämlich, der einen Genforscher zu dessen triumphaler Pressekonferenz begleitete), aber bereits damit, dass man von einem „Code“ spricht, der entziffert worden sei, zeigt man, in welcher Weise die verschiedenen Ebenen verwechselt werden. Wenn es wirklich ein Code ist, dann muss es da ja jemanden gegeben haben, der in der Manier eines Geheimdienstlers eine Schrift (jene der Schöpfung nämlich) verschlüsselt hat. Wie wollen eigentlich Biologen, die von einem Code sprechen, so genannte Bibelfundamentalisten kritisieren? In beiden Fällen werden kausale Verhältnisse behandelt, als seien es Handlungsanweisungen, und bloße Ursache-Wirkungsverhältnisse werden

mit Bedeutung aufgeladen, als seien sie Folge der Tätigkeit eines geistigen Wesens und gehörten deshalb in den Bereich der Kultur.

Literatur

- B. = Behe, Michael (1996): *Darwin's Black Box. The Biochemical Challenge to Evolution*: New York · London · Toronto · Sydney · Singapore (dt. 2007)
- Bergson, Henri (o. J.): *Schöpferische Entwicklung*: Zürich (1907)
- Darwin, Charles (1963): *Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl*. Nachwort von Gerhard Heberer: Stuttgart (1858)
- D. = Dawkins, Richard (2007): *Der Gotteswahn*; Berlin
- Diebitz, Stefan (2007): *Glanz und Elend der Philosophie*: Stuttgart
- Hartmann, Nicolai (1940): *Der Aufbau der realen Welt. Grundriß der allgemeinen Kategorienlehre*: Berlin
- Heidegger, Martin (1983): *Die Grundbegriffe der Metaphysik. Welt – Endlichkeit – Einsamkeit* (Gesamtausgabe, II. Abteilung: Vorlesungen 1923-1944, Band 29/30): Frankfurt am Main
- Illig, Heribert (1992): *Chronologie und Katastrophismus. Vom ersten Menschen bis zum drohenden Asteroideneinschlag*; Gräfelting
- (2006): Gerät der Evolutionismus ins Abseits? Ulrich Kutschera – Hermann Müller-Karpe; in *Zeitensprünge* 18 (1) 213-238
- Kant, Immanuel (1968): *Kritik der Urteilskraft*, in: Kants Werke. Akademie-Textausgabe, Band V, S.165-486: Berlin (1790)

Stefan Diebitz, 23568 Lübeck, Wilhelm-Wisser-Weg 49

Philosophie und Humanität

Eine Rezension von Franz Siepe

Stefan Diebitz (2007): *Glanz und Elend der Philosophie*, omega verlag, Stuttgart, 344 S., ISBN 978-3-933722-19-5

Der Autor von *Glanz und Elend der Philosophie* ist den Lesern dieser Zeitschrift als energischer Streiter besonders auf dem Diskursfeld der Evolutionstheorie bekannt (vgl. S. 787 in diesem Heft). Mit Verve zieht er immer wieder gegen solche Wissenschaftsformationen zu Felde, die er als Agenturen gewissenlosen Denkens dingfest macht. Seine Kampfeslust zielt im hier zu besprechenden Buch auf die analytische Philosophie in der Nachfolge Wittgensteins ab, der er mit schier unerschöpflicher Argumentationsfülle inhaltsleeren Formalismus und unzulässige Definitionslüsterheit vorwirft.

„Schonungslos“, so der Umschlagtext, der die Hauptintentionen Diebitz' vorzüglich wiedergibt, werden die Vertreter des Mainstreams der akademischen Gegenwartsphilosophie als „Handlanger und willige Erfüllungsgehilfen von Evolutionsbiologen, Psychologen und Gehirnforschern“ qualifiziert. Die Selbstverpflichtung des Denkens auf naturwissenschaftlich-mathematische Methodik hat nun, so die Analyse des Autors, die katastrophalsten Folgen auf dem Gebiet der Ethik, indem sittliche Gegebenheiten nicht mehr schlechthin als verpflichtend angenommen, sondern in den Mühlen der Abstraktion entkernt werden. Diebitz [80] schreibt:

„Wir leben in einer Welt, der wir sprachlich verbunden sind; der analytische Philosoph haust in der kristallinen Sphäre der logizistischen Regeln und quasi-mathematischen Abstraktionen. Dort fehlt das, was zu unserer Welt notwendig gehört: eine Sitte – also ein fragloser Kanon von Werten, Regeln und Bestimmungen, ein keineswegs rationaler Kosmos von manchmal einsichtigen, manchmal aberwitzigen Ideen und Vorstellungen, von dem Hegel in der *Phänomenologie des Geistes* sagt: ‚Die sittliche Bestimmung besteht eben darin, unverrückt in dem fest zu beharren, was das Rechte ist, und sich allen Bewegungen, Rütteln und Zurückführens desselben zu enthalten.‘“

Freilich begibt sich Diebitz mit seinem Beharren auf der Unanfechtbarkeit des Sittlichen in eine angreifbare Position; als ein Moralist, der alle Gedanken verwirft, die der Humanität im strengsten Sinne: der Gewissheit der kosmologischen Einzigartigkeit des Menschenwesens, widerstreiten.

Als seine Antipoden sind analytische Philosophen und Darwinisten Geschwister im Ungeist. Was Diebitz primär zu monieren hat, ist beider

„Vorliebe für den Utilitarismus“ und die Tatsache, dass analytische Philosophen wie Darwinisten als hauptsächliche Voraussetzungen ihrer Theorie „einzig den Glauben an die Ratio anerkennen“ [118 f.]. Diese zu enge Voraussetzung führe im Fall der Evolutionstheorie dazu, den Unterschied zwischen Tier und Mensch als lediglich graduell und nicht absolut anzusetzen, woraus mit einiger Konsequenz moralphilosophische Kardinalirrtümer resultierten.

Um solchen schlechten Abstraktionen eine substantiierte Ethik entgegenzusetzen, greift Diebitz auf die philosophische Anthropologie insbesondere Max Schelers und Arnold Gehlens zurück und bemüht die Schichtentheorie Nicolai Hartmanns, der vier getrennte ontologische Sphären [„Schichten“: tote Materie, Pflanze, Tier und Geist (Mensch)] unterscheidet, die steigernd aufeinander aufbauen („aufruhen“) und die jeweils eigenen Gesetzen des Seins und des Verstandenwerdens unterstehen. Die meisten philosophischen Irrtümer kommen laut Diebitz nun daher, dass man Begrifflichkeiten, die einer Sphäre adäquat sein mögen, umstandslos auf eine andere überträgt.

Das Konzept der strengen Kausalität etwa, das, bezogen auf die Schicht der Materie, seine gute Geltung hat, taue jedoch nichts im Bereich des Geistes. Einem genuin dem Menschen als einem geistigen Wesen (Person) zugehöriges Phänomen wie dem des Gewissens sei mit kausallogischen Erklärungen schlichtweg nicht beizukommen.

„Notwendigerweise muss deshalb jede Theorie versagen, die mit mechanischen oder biochemischen Gesetzen das Naturgeschehen insgesamt zu erklären versucht, wie es die Darwinisten versucht haben. Sie haben nicht allein auf ihrem eigenen Gebiet vollständig versagt, ja Erfolge der Forschung seit mehr als hundert Jahren verhindert, sondern versuchen heute auch auf ganz fremden Gebieten das alltägliche Denken ebenso wie die Prinzipien der Forschung zu bestimmen“. [Diebitz, 129 f.]

Wenngleich Diebitz in puncto Evolutionstheorie noch auf der Suche nach einer eigenen Position zu sein scheint, wird dennoch klar: Die Kritik am kruden Biologismus Darwin'scher Provenienz geht einher mit einem strengen Ethos, das moralphilosophische Kernbegriffe wie „Gewissen“, „Scham“, „Würde“ oder „Schuld“ um keinen Preis szientifisch verdinglicht haben möchte. Demgegenüber setzt er auf eine Hermeneutik des freundlichen Dialogs („Philosophie ist Durchsprechen der Dinge“ [41]), der in bewusst alteuropäischer Manier das verhandelt, was dem Menschenwesen eigentlich angemessen ist.

Franz Siepe, 35039 Marburg, Wilhelm-Busch-Str. 2

Thor Heyerdahl – erneut desavouiert

Zum fünften Todestag (1914–2002)

Heribert Illig

Die Zeitschrift Abenteuer Archäologie hat ihr Heft 4/2007 dem Schwerpunkt Südsee gewidmet: Die Entdeckung der Südsee. Wie die Polynesier den Pazifik besiedelten. Wie bereits die Überschrift aussagt, gibt es hier keine Seefahrt von südamerikanischen Indios. Deshalb erhält der Norweger Thor Heyerdahl zum 60. Jahrestag seiner Kontiki-Expedition eine ganz spezielle Rück Erinnerung von Udo Zindel [= Z.].

Zindel gibt einen sehr speziellen Lebensabriss von Thor Heyerdahl. Demnach haben 1947 sechs Männer ein Balsafloß bestiegen, die „damals von Seefahrt und Segeln [k]einen Schimmer hatten“ [Z. 44]. Drei Seiten weiter lesen wir nach bewältigter Floßfahrt: „Das Einzige, was Heyerdahl belegt hat, ist, dass Norweger gute Seefahrer sind!“ [Z. 47]. ‘Groteskerweise’ bekam der „mit wackliger Handkamera an Bord gedreht[e] Film zwei Oscars in der Sparte Dokumentarfilm“ [Z. 47]. Ähnlich erfolglos verlaufen die weiteren Fahrten mit Ra I und II sowie mit der Tigris. Wir erfahren, dass Heyerdahl kein Ethnologe war, wenig Respekt für außereuropäische Völker hatte, dafür aber als junger Mann Sympathie für den Nationalsozialismus gehegt hätte. Mit 64 sei er gewissermaßen in Pension gegangen, um für seinen Kampf um unsere zerbrechliche Zivilisation noch zwei freundliche Zeilen zu erhalten.

Das größte Ärgernis bleibt für Zindel freilich die Kontiki-These, nach der die Südsee von Südamerika aus besiedelt worden ist „– obwohl die Koryphäen der Völkerkunde bisher [bis Heyerdahl; HI] kompromisslos die Meinung vertreten, dass das von Südostasien aus geschah (siehe S. 34)“ [Z. 44]. Auf der angegebenen Seite 34 lesen wir:

„Lange mochten viele nicht glauben, dass die augenscheinlich in der Steinzeit verbliebenen Völker in der Lage waren, mit seefahrerischem Geschick die Südsee zu erkunden. Ende der 1950er Jahre [also 12 Jahre nach Kontiki; HI] etwa wollte der neuseeländische Historiker Andrew Sharp bei den Polynesiern partout nicht an ein ‚Seefahrervolk‘ denken. Deren Kanus seien nicht hochseetauglich und ihre Kenntnisse von Navigation bei Weitem nicht ausreichend gewesen.“ [Schüring 34]

So bezieht sich Zündel auf eine Aussage, die ihn diametral widerlegt. Dahinter verbirgt sich der eigentliche Stein des Anstoßes: Die so genannten Koryphäen verbrachten ihre Forschungszeit am Schreibtisch; hier beschlossen sie,

wer vielleicht wohin segeln konnte. Heyerdahls Energie zersprengte diesen geistesträgen Haufen von Landratten gründlich. Natürlich haben sie ihm nie verziehen, dass er auf ihre Defizite aufmerksam gemacht hat: Seeferne Wissenschaftler, die im besten Fall archäologischen Spuren folgen, aber keinen Strömungen und Winden. Seitdem sind nicht mehr die Polynesier segelunkundig, sondern die Indios [Z. 47], seitdem beharren die amerikanischen Ethnologen darauf, dass möglichst alles auf ihrem Doppelkontinent autochthoner Herkunft sei.

Natürlich haben sich zwei Generationen durch Heyerdahls Expeditionen beeindruckt lassen, ohne dass deshalb die Besiedlung Polynesiens tatsächlich durch Südamerikaner stattgefunden haben muss – zum Pionier gehört, dass er in fast allem irrt. Doch Fakt ist, dass weder Tongas Grabpyramiden noch die Steintürme auf der Osterinsel die Kultur vom Titicaca-See und die der Inkas beeinflusst haben [vgl. Illig 1996], sondern nur der umgekehrte Weg möglich ist, womit die Indios ihre Seetüchtigkeit zurückgewinnen.

Mittlerweile leisten die Polynesier trotz widriger Strömungen und Winde das, was Heyerdahl den Indios zutraute: Sie landen – zum großen Ärger der Autochthonisten [Schüring 39] – in Südkalifornien und in Südkhile, wobei sie in Chile polynesische Hühner hinterlassen und die Süßkartoffel von Amerika nach Polynesien mitbringen [ebd.]. Das letzte Wort ist hier noch nicht gesprochen, doch auf jeden Fall wird der von Heyerdahl eröffnete Weg besritten: Mitnahme von Pflanzen und Tieren auf Schiffen und Flößen.

Eine andere Erkenntnis hat sich bei ihren Urhebern noch nicht herumgesprochen.

„Mit einer fünfmonatigen Fahrt durch den Persischen Golf und das Arabische Meer will er [Heyerdahl] zeigen, dass die Sumerer über den Seeweg mit den Hochkulturen des Tals des Indus im heutigen Pakistan in Verbindung standen. Doch Archäologen und Völkerkundlern ist dieser wirtschaftliche und kulturelle Austausch damals längst bekannt. ‚Man hat Siegel aus der Induskultur im arabischen Bereich gefunden bis hinein in das Zweistromland‘, erzählt Nikolai Grube [Professor für Altamerikanistik und Ethnologie; HI]. ‚Und umgekehrt auch Rollsiegel und andere Waren aus dem Euphrat-Tigris-Gebiet bis hin sogar nach Kambodscha. Natürlich hat es einen weiten, überregionalen Handel gegeben.“ [Z. 48]

Doch als Gunnar Heinsohn [1993, 67 ff.] dafür plädierte, das sumerische Wort Dilmun nicht mehr auf die Insel Bahrain, sondern auf Indien zu beziehen, da war die Ablehnung allgemein – dem weiten, überregional nachgewiesenen Handel zum Trotz.

Wo noch muss Zindel auf die Sprünge geholfen werden? Es mag sein, dass ein junger Mensch eine wenig bedachte Äußerung zum Nationalsozialismus gemacht hat. Wichtiger ist sein Handeln in reiferen Jahren:

„Heyerdahl entschloss sich, am Kampf für die Befreiung Norwegens teilzunehmen und meldete sich daher freiwillig im norwegischen Rekrutierungsbüro. Nach einer Ausbildung zum Luftwaffen-, Heeres- und Marinefunker sowie einer Fallschirmspringerausbildung wurde er in Nordostnorwegen in der Finnmark eingesetzt“ [Wikipedia → Heyerdahl].

Und hat Heyerdahl im sog. Pensionsalter, ab 1979 nichts mehr getan? Hat er damals nicht etliche archäologische Grabungen finanziert und geleitet (wie schon 1952 auf den Galapagos-Inseln und 1955/56 die beiden Expeditionen auf die Osterinsel)? Was leicht vergessen wird: Heyerdahl ist spätestens mit seiner Expedition Ra der Pyramiden-Problematik begegnet. 1969 ließ er deshalb sein Schilfboot vor der Cheopspyramide abbilden, musste jedoch bemerken, dass der ägyptische Bauimpuls für Meso-Amerika fast 2.000 Jahre zu früh gekommen wäre. Seine nächsten vier Expeditionen galten jeweils Pyramiden oder pyramidenähnlichen Bauten:

- 1983 untersuchte er auf den Malediven mit der Hawitta ein pyramidenähnliches Bauwerk.
- 1988–93 ließ er von Archäologen in Tucumé, Peru, Ausgrabungen durchführen, die u.a. 26 Pyramiden der Moche aus der Zeit von -200 bis +750 freilegte.
- 1990–2002 erforschte er die Kanarischen Inseln als Zwischenstation für Atlantiküberquerungen und legte in Güímar, Teneriffa, sechs Pyramiden frei, die mittlerweile rekonstruiert, aber nicht datiert sind. Hier wird eine Ausrichtung nach den Sonnenwenden vermutet.
- Und 2000–2002 ließ er auf Sizilien eine mögliche Pyramidenstruktur bei Pietraperzia, nahe dem Inselmittelpunkt Enna, archäologisch untersuchen.

All das ignoriert Zindel, weil er Heyerdahl auf einen Abenteuerer mit beträchtlichen Scheuklappen beschränken möchte, dessen Thesen allesamt keine Rolle mehr spielen. Doch die Beschränktheit fällt auf ihn und die von ihm vertretenen Disziplinen zurück.

Literatur

- Doenges, Jan. (2007): „Das waren hervorragende Seefahrer!“ [Interview mit Terry Jones]; in *Abenteuer Archäologie* 4/2007, 42 f.
- Heinsohn, Gunnar (21997): *Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder und Perser*; Gräffelfing (1993)
- Illig, Heribert (1996): Osterinsel - Pazifik - Andenraum. Mehr als eine Megalith-Rezension; in *Zeitensprünge* 8 (3) 395-397
- (2002): Ausgräber im Schilfboot. Nachruf auf Thor Heyerdahl (1914-2002); in *Zeitensprünge* 14 (2) 401-405
- Schüring, Joachim (2007): Zu neuen Ufern; in *Abenteuer Archäologie* 4/2007, 34-39
- Zindel, Udo (2007): Held der Meere und der Medien; in *Abenteuer Archäologie* 4/2007, 44-49

Register für den 19. Jahrgang, 2007

1. Aufsätze

Erläuterung: Die durchlaufenden Seitenzahlen verteilen sich auf die drei Hefte wie folgt: Heft 1 bis S. 246, Heft 2 bis S. 538. Das jeweils aktuelle Gesamtregister findet sich auf der Home-page, s. Impressum.

Anwander, Gerhard: Wo ein Wille ist, ist auch ein Westwerk! Ein Kernbauwerk der Karolingerzeit erweist sich als Hirngespinnst 185-212

- : Auf den Spuren der Germania und anderer Fälschungen 413-442

Beaufort, Jan: Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 4-8 [mit H. Illig, H.-E. Korth und A. Otte]

- : Filocalus im LexMA. Ein Hinweis 152-155

- : Wer erfindet historische Zeit? Überlegungen zum Motiv der mittelalterlichen Zeitfälschung 317-332

Benecken, Werner: Die zwei Variablen bei einer Eklipse. Der Mond und die falschen Terminierungen der Finsternisse 489-501

Blöss, Christian: Brief an die Herausgeber der Zeitensprünge [wegen Konstantin Meyl] 502-505

Dattenböck, Georg: Tassilo und seine Vorgänger. Die bairische Herzogsliste 105-119

- : Die Kroaten: Volk mit sagenhafter Herkunft! 369-377

Dettmer, Wulf: Diskrepanzen beim Rezensieren. Notwendige Klarstellungen zur Rezension [von Z. Müller 3/2006] 508-510

Diebitz, Stefan: Deus ex machina. Die Bibel des Intelligent Design ist jetzt auf Deutsch erschienen 787-797

Ernst, Otto: Die Rätsel der Pyramiden. Eine Rezension [des Buches von Chr. Franke / St. Eggert] 42 f.

Filling, Holger: Das Steinbeil von Günserode – ein lunarer Kalender 9-11

Frank, Werner: Konstantin der Große in Trier. Eindrücke bei Rundgang und Katalogstudium 315 f.

Franz, Dietmar: St. Cyriakus, Gernrode. Eine Nachtrag [zu Meisegeier 2/06] 224-229

Fritzsche, Fabian: 'Geburtstagsapotheose' 245 f.

Glahn, Alexander: Die Thüringer im Lichte der Thidrekssaga 627-656

Heinsohn, Gunnar: Davids Palast in Jerusalem gefunden? 27-36

- : Hebräische Hieroglyphen in der Chronologiefalle 37-41

- : Gleichsetzungen aus der stratigraphischen Wiederherstellung der Alten Geschichte 272-275

- : Elam 541-549
- Illig, Heribert: Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 4-8 [mit J. Beaufort, H.-E. Korth und A. Otte]
- : Bronzezeitliche Astronomie. Anmerkungen zu Martin Kerners Buch 21-26
- : Hehre Wissenschaft? Zu Heinsohns Sumerer-Buch ein Protokoll 44-50
- : Einwendung des Herausgeber 151 [zu Korth: Offenbarung Johannis]
- : Karolingische Komputistik? Zu Beda und Borst, Bischoff, Theophanes und Isidor 156-184
- : Die Misere der Mittelalter-Archäologie. Hamburg – Ingolstadt – Münster 213- 223
- : Nachtarock rer. nat. 230-238
- : Istriantisches als Jahrestreffensurrogat 247-271
- : St. Pantaleon – vier Rekorde fürs Guinness. Sven Schütte als karolingischer Lückenbüsser. Eine Kritik 341-368
- : Arbeitsentlastung für Wibald. Eine Wandlung der These von Hans Constantin Faußner 407-412
- : Antwort auf den Brief von Chr. Blöss 506 f.
- : Ein Verfälscher am Werk. Replik auf Ralf Molkenthins Kritik 511-526
- : Heribert Illig: Verdoppelter Pseudo-Dionysius 622-626
- : Dekadenz und Aachens Aufschwung. Das Frühmittelalter in der Forschung 682-686
- : Von Willemsen bis Weishaupt. Von alten und neuen Lügen 717-723
- : Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und Messprobleme 767-779 [mit Tom Reinhard]
- : James Hutton: *noch* einer, der die Zeit fand. Eine Rezension 780-783
- : Biologie beim Ägyptologen. Jean Jacques Barthélemy 784-786
- : Thor Heyerdahl – erneut desavouiert. Zum fünften Todestag (1914–2002) 800-802
- Kaltenstadler, Wilhelm: Frauen und Schlangen im alten Elam. Eine Rezension [H. Koch] 550-557
- Kerner, Martin: Das goldene Venus-Zepter von Bernstorf 12-20
- : Das Steinbeil von Günserode 276-278
- : Die monolithische Kreisplatte vom Kloster Gauenstein bei Schruns im Montafon 558-565
- Kloppenburg, Franz: Das Westwerk von Corvey – ein Problem ohne Ende? 610-616
- Koch, Marianne: Originales vom Erzfälscher Wibald von Stablo 389-406
- Korth, Hans-Erdmann: Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 4-8 [mit J. Beaufort, H. Illig und A. Otte]

- : Morosow: Die Offenbarung Johannis. Anmerkungen zum 100-jährigen Erscheinen 134-150
- : Chronologie und Überlieferungen. Phantomzeit ohne Verschwörung 724-743
- : Chronologie und Naturwissenschaft. Wie weit trägt die Phantomzeit-These? 744-766
- : [Leserbrief zu W. Benecken, 2/2007, 489 ff.]
- Laszlo, Renate: Der verdoppelte Autor der *Historia Brittonum*. Die Identität zwischen Ambrosius Aurelianus und Arthur 94-104
- : Das St. Severusstift in Gemünden im Westerwald. Vom Schweigen zwischen erster und zweiter Urkundennennung 378-388
- : In England gehen die Uhren anders. Die normannische Eroberung Englands – zeitverschoben 687-716
- Lüling, Günter: Preußen von gestern und der Islam von morgen 443-466
- Müller, Zainab A.: Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur Identität der Arianer 600-609
- : Die Franken sind kein „Stamm“. Neuerlicher Versuch, ihre Identität zu erhellen 657-681
- Otte, Andreas: Mitarbeit erwünscht. Ein Weblog zur Fantomzeit 4-8 [mit J. Beaufort, H. Illig und H.-E. Korth]
- : Die Römer in Lippe. Wirtschaftsraum Germanien 77-93
- : Zoltán Hunnivári: *The Hungarian Calendar*. Eine Rezension 333-340
- : Die *Annales* 1-6 des Tacitus. Eine Betrachtung 617-621
- Reinhard, Tom: Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und Messprobleme 767-779 [mit H. Illig]
- Schumacher, R.: Der Hund, der Eier legt. Über den tatsächlichen Wert von Statistiken [Ein Hinweis auf Beck-Bornholdt/Dubben] 487 f.
- Siepe, Franz: Philosophie und Humanität. Eine Rezension [Diebitz] 798 f.
- Tüllmann, Wilfried: Über einen Ritter namens Richard, der Karl d. Gr. und Friedrich II. noch persönlich gekannt hat 130-133
- Ungericht, Hansmartin: Rezension zu Ulrich Franz [Pan-Europa] 239-241
- Weissgerber, Klaus: Zwischen Echnaton und Kambyes (II) (*Aegyptiaca* VII/2) 51-76
- : Zur Felsendom-Inschrift (*Islamica* IV) 120-129
- : Zwischen Echnaton und Kambyes (III) (*Aegyptiaca* VII/3) 279-299
- : Bemerkungen zur Amarna-Problematik (*Aegyptiaca* VIII) 300-314
- : Die schwarzen Pharaonen. Ägyptens 25. Dynastie (*Aegyptiaca* IX) 566-591
- : Von Ramses IV. zu Ramses XI. „Pharaonen“ der Perserzeit (*Aegyptiaca* X) 592-599
- Zuberbühler, Robert: „Wirklichkeit“ 467-486

2. Stichwortverzeichnis

Jede Seitenzahl steht für die erste aller Nennungen innerhalb eines Artikels. Autorennamen werden nur im Zusammenhang mit Querverweisen oder Rezensionen aufgelistet, ansonsten siehe oben unter „1. Aufsätze“.

Die Stichwortverzeichnisse für *GRMNG-Bulletin* (ab 1984), *Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart* (ab 1989) und *Zeitensprünge* (ab 1995) finden sich mit den Verzeichnissen aller Mantis-Bücher in einem Register zusammengefasst unter www.chrono-rekonstruktion.de

- Aachen 683
 Pfalzkapelle 198, 684
 Kuppel 366
 Thron 349
 Westwerk 198
Abbo von Fleury 160, 725
Abdi-Chepa 27
Abraham 45
Acheulien 527
Adalar 113
Aderensterne 564
Ägypten 273
 18. Dynastie 273
 19. Dynastie 51, 281
 Mumien 70
 25. Dynastie 566
 26. Dynastie 52, 281
 Perserzeit 298
Äolische Kapitelle s. Kapitelle
Aethelred, König 702
Aktualismus 780
Alamannen 633, 668
Alanen 372
Alara, Fürst 578
Alexander d. Gr. 765
Ali/diden 318, 600, 728
Altsteinzeit 527
Amarna 275, 279, 300
Amasis, Pharao 55, 280
Ambrosius Aurelianus 94
Amenmesse, Pharao 285
Amenophis III. 303
Amphiktyonie 678
Anacharsis 784
Anderwelt 472
Anianus, Mönch 330
Ankh-Zeichen 658
Annales Corbeienses 611
Ans(c)han (Stratigr.) 545
Antikythera, Mechanismus v. 533
Anwander, Gerhard 106, 217, 244,
 247, 389, 410, 520, 610, 649, 720
Apis-Stelen 64
Apokalypse 134, 754
Apophis (Asteroid) 538
Apriës, Pharao 280
Aria 606
Arianer 107, 318, 375, 600
Arier 47
Aristoteles 532
Arius 600, 728
Arminius 428
Arndt, Ernst Moritz 417
Arnulf v. Metz 734
Artaxerxes 546, 556, 597
Arthur, King 94
Artus, König 94
Asarhaddon 576
Asch (Schwaben) 517
Assurbanipal 61, 545, 585

- Assyrer 541
 Asteroiden 538
 Auge 789
 Augustus 739
 Autochthonen 657
 Awan 546

 Badorfer Keramik 351
 Baeriswyl, Armand 213
 Bahrein 801
 Baiern, Herzöge der 105
 Baldauf, Robert 424
 Barthélemy, Jean Jacques 784
 Beaufort, Jan 244, 600, 685, 726
 Beck-Bornholdt, Hans-Peter 487
 Beda Venerabilis 95, 162, 696
 Behe, Michael J. 787
 Benecken, Werner 767, 816, 817
 Benedikt, Hl. 178
 Berg, Axel v. 232
 Bergson, Henri 789
 Bernstorf 530
 Venuszepter 12
 Bewusstsein 479
 Bibelfundamentalismus 31
 Binding, Günther 349
 Birken, Andreas 164, 319, 660
 Bischoff, Bernhard 173, 519
 Blaha, Chr. 44
 Blöss, Christian 746
 Bokchoris, Fürst 582
Book of Kells 521
 Borgolte, Michael 525
 Borst, Arno 152, 156, 535
 Britannien s. England
 Bronzezeit 21
 bayerische 12
 chinesische 35
 palästinische 27
 Brosche, Peter 494
 Bruhn, Gerhard 817

 Bryson, Bill 245
 Bünger, Traudl 718
 Buffon, Georges de 781
 Buntbarsche 233
 Burgunder 635
 Byrhtnoth 689
 Byzanz 317, 725

 Cäsar 437, 739, 764
 De bello gallico 438
 Cassiodor 428
 Celtis, Konrad 416
 Centula, Westwerk 188, 610
 Ceolfrith, Abt 711
 Charlat, Sylvaint 530
 Chatten 378, 645, 657
 Chattuschili, König 295
 Childebert 652
 Chladni, Ernst Florens 538
 Chlodwig 650
 Christentum 450
 Christi Geburt 177
 Chronologiekritik 24 und passim
 Chuzestan 541
 Claussen, Hilde 614
 Cohen, Hermann 448
 Corvey 87, 185, 420, 610, 617
 Inscripttafel 614
 Cuthbert, Hl. 707
 C14 230, 756
 Cuvier, Georges 780

 Dachziegel 683
 Dänen 687
 D'Annunzio, Gabriele 251
 Darius II. 30, 46
 Darwin, Charles 529, 780, 788
 Dattenböck, Georg 674
 David, König 27
 Davis, Donald R. 527
 Dawkins, Richard 789

- ΔT 776
 Demandt, Alexander 535
 Dendrochronologie 744
 Deutsche 415
 Diderot, Denis 781
 Diebitz, Stefan 798, 818
 Diesseits 476
 Dietkirchen, St. Lubentius 386
 Diodoros Siculus 25, 558, 572, 764
 Dionysius Areopagita 410, 622
 Dionysius Exiguus 152, 168, 321
 Dionysius, Hl. (Denis) 410, 622
 Diplomatie 174, 378, 407, 519
 Dirac, Paul 503
 Dodo 234
 Dogmenkritik 462
 Drache 372
 Drehmoment 496
 Drumlins 528
 Dualismus 606
 Dubben, Hans-Hermann 487
- Echnaton 280
 Edmunds, Mike 533
 Effmann, Wilhelm 188, 610
 Eggert, Stefan 42
 Eigentums/gesellschaft 482
 -wirtschaft 392
 Einhard 436
 Eisbohrkerne 752
 Eje, Pharao 306
 Eklipsen s. Sonnen-/Mondfinsternis
 Elam 541, 550
 Eligius, Hl. 393
 Ely 696
 Elymais 541
 England 94, 683, 687
 Epona, Göttin 18
 Erdrotation 489, 505, 776
 -expansion 502, 506
 Ernst, Ewald 247
- Esker 528
 Essener 242
 Ethnologie 800
 Evolution 529, 784, 787, 799
- Fälschungen: Urkunden 407, 413
 Fantomzeit s. Phantomz.
 Faußner, Hans Constantin 210, 225,
 369, 407, 435, 520, 651
 Felsendom s. Jerusalem
 Fibonacci, Leonardo 132
 Filocalus, Furius D. 152, 179
 Finkelstein, Israel 30
 Fleeth, Tony 533
 Flohr, Stefan 232
 Fossa Carolina 513
 Fossilien 793
 Frakka 664
 Franke, Christoph 42
 Franken 433, 627, 657
 Franz, Ulrich Thomas 239
 Freud, Sigmund 468
 Freunde der karolingischen Baukunst
 77
 Friebe, Rainer 617
 Fried, Johannes 409, 511, 684
 Friedell, Egon 683
 Friedrich II., Kaiser 130
 Friedrich II., König 443
 Fritzler, Karl 674
 Fritzsche, Fabian 245
 Frühlingspunkt 176, 336
 Fuchs, Alois 190
 Fuhrmann, Horst 513
 Fundamentalismus 445
 Fundleere 516
- Garibald I. 105
 Gauenstein 558 (Montafon) 558
 Gechter, Marianne 343
 Gefolgschaftswesen 688

- Gemünden im Westerwald 378
 Genossenschaft 675
 Geologie 780
 Germanen 627
 Gernrode, St. Cyriacus 224
 Gero-Codex 361
 -Kreuz 361
 Gildas 94
 Gilde 675
 Glagoliza 265, 370
 Gnosis 607
 Götterdämmerung 479
 Göttinnen v. Elam 556
 Goldhüte 22
 Goten 375, 674
 Gravitationskonstante 503, 506
 Grazia, Alfred de 469
 Gregor v. Nazianz 607, 623
 Gregor v. Tours 653, 657
 Großkreuze 361
 Großplastik
 karolingische 350
 ottonische 357
 Grundgesetz 458
 Günserode, Steinbeil v. s. Steinbeil
- Haber, Heinz 506
 Haberstroh, Jochen 220
 Hahn, Peter 784
 Halley, Sir Edmond 774
 Hamburg (Hammaburg) 213, 518
 Hammurabi 46
 Hank, Rainer 682
 Harnack, Adolf v. 447
 Harold II., König 709
 Hartmann, Nicolai 795, 799
 Hasting, Schlacht v. 709
 „Hebräer“ 657
 Hedemünden, Römerlager 534
 Heidegger, Martin 794
- Heinsohn, Gunnar 42, 243, 239,
 247, 298, 392, 550, 568, 682,
 720, 801
 Heisterbach, Mönch v. 133
 Heitz, Carol 206
 Herakleios I., Kaiser 727, 754
 Herihor 593
 Herodot 54, 297, 570, 604
 Hespers, Simone 685
 Hethiter 294
 Heyerdahl, Thor 800
 Hidschra 125
 Hieroglyphen 37, 784
 Hieron I./II. 740
 Hieronymus, Hl. 255
 Hildebrandt, Dieter 717
 Hilgenberg, Ott Christoph 506
 Hilton, Paris 686
 Hinz, Walther 550
 Hipparch 768
Historia Brittonum 99, 177
 Hochkirchen, Dorothea 343
 Höhle 470
 Hoffmann, Meinhard 304
 Hollstein, Ernst 747
 Hopliten 666
 Houdin, Jean-Pierre 531
 Hrabanus Maurus 161
 Hrouda, Barthel 44
 Hugo v. St. Viktor 624
 Hum/Colmo 265
 Hunnen 628, 682
 Hunnivári, Zoltan 328, 333
 Husain (Alis Sohn) 602
 Husain, Taha 453
 Hutton, James 780
 Hydatius, Bischof 167
- Ich 467
 Identitäten 272
 Internet-Website 4

- Illich, Ivan 157
 Illig, Heribert 42, 105, 120, 152,
 245, 294, 317, 334, 568, 666,
 718, 726, 744, 818
 Illuminaten 720
 Illyrer 251
 Imam 601
 Inaros 598
 Ingolstadt 217
 Intelligent design 787
 Iran s. Perser
 Isenberg, Gabriele 219
 Isidor von Sevilla 170
 Islamistik 443
 Israel 27, 282, 532
 Istrien 247

 Jan-Illig, Berislava 247, 539
 Jantzen, Hans 358
 Japan 532
 Jebusiter 27
 Jenseits 476
 Jerusalem 27, 294
 Felsendom 120
 Jesus 600
 Johannes v. Patmos 151, 754
 Apokalypse 134, 754
 Johannes Chrysostomus 144, 754
 Johannes Scotus Eriugena 623
 Jordan, Pascual 506
 Jordanes 428
 Josephus, Flavius 53
 Juden 27, 120, 666
 Jupiter 563

 Kablitz, Karsten 214
 Kadesch = Karkemisch, Schlacht v.
 52, 280
 Kaelble, Brigitte 351
 Kalender 156
 julianischer 338, 740
 luni-solar-planetarer 562
 -reform, greg. 323, 334
 vorjulianischer 333
 Kalk/brennen 508
 Kalkriese 91, 428
 Kaltenstadler, Wilhelm 818
 Kammeier, Wilhelm 424, 522
 Kant, Immanuel 443, 482, 774, 781,
 787
 Kanzel 477
 Kapitele, proto-/äolische 31
 Kapitza, Peter 539
 Karl d. Gr. 130, 168, 192, 236, 263,
 350, 417, 511, 676, 684
 Karlsgraben s. Fossa
 Karl Theodor, Kurfürst 721
 Karolinger 732
 Karst 268
 Kaschta 578
 Katastrophismus 239, 529, 538
 Keilschrifttafeln 744
 Kelley, Morgan 658
 Kelten: Münzen s. Münzen
 Kerner, Martin 9, 21, 243
 Kija, Königin 301
 Kitchen, Kenneth 566
 Klabes, Heribert 87, 612
 Klima-Katastrophe 536
 Knigge, Adolph Freiherr 721
 Koch, Heidemarie 550
 Koch, Marianne 80
 Kögel, Gerd 125
 Köln
 Baptisterium 352
 Dom Phase VII 350
 St. Pantaleon 341
 Königsdiplome 407
 Komplexität, irreduzible 790
 Komputistik 319
 Konstantin I. d. Gr. 315, 727, 754
 Konstantin VII. 164, 317, 369, 725

- Koran/forschung 452
 Korth, Hans-Erdmann 327, 489,
 723, 778
 Kreationismus 529
 Kreuzfibel 218
 Kreuzgang, ältester 341
 Kroaten 369
 Kroatien s. Istrien
 Kühn, Hans-Joachim 685
 Kusch/iten 570
 Kyrill, Hl. 265, 369
 Kyrillisch 370

 Langobarden 261, 350, 644
 Laokoon 533
 Laserdistanzmessung 494, 770, 817
 Laszlo, Renate 177
 Leiermann, Horst 84
 Leo v. Vercelli 723, 731
Lex Salica 671
Liber Eliensis 696
 Lipperland 77
 Livius, Titus 336, 740
 Löhner, Franz 42
 Lüge 488, 717
 Lüling, Günter 120, 244, 454, 475,
 657
 Lund, Allen 415
 Luxenberg, Christoph 122
 Lyell, Charles 780

 Maillet, Benoît de 781
 Major domus 672
 Maldon, Schlacht v. 687
 Malmedy 401
 Malta, Megalithtempel 257
 Mammot 528, 817
 Manetho 566
 Mannring 662
 Marija Piće 268
 Markomannen 633

 Martin, Paul C. 404, 618
 Martu 46
 Matriarchat 556
 Mayer, Robert 496, 817
 Mazar, Eilat 27
 Medinet Habu 292
 Megalithikum 257, 558
 Megiddo (Stratigr.) 32
 Meginhart 430
 Meisegeier, Michael 224
 Menghin, Winfried 22
 Menting, Georg 233
 Mercer, Samuel 37
 Merenptah, Pharao 279
 Merowinger 734
 Meteoritenkunde 537
 Method, Hl. 265, 369
 Meyer, Lutz-Henning 685
 Meyl, Konstantin 502, 506, 817
 Michelangelo 533
 Mikolasch, Peter 247, 265
 Mischwesen 551
 Mitanni 27
 Mitregentschaften 574
 Mittelalter, frühes s. Phantomzeit
 Mörtel 90, 355, 516
 Molkenthin, Ralf 511
 Mommsen, Theodor 99
 Mond-Abdrift 489
 -entfernung 767
 -entfernungsmessung 494
 -entstehung 527
 -kalender 10, 277
 -knotenkalender 560
 -observatorium 563
 -phasen 15
 -zirkel 321, 560
 Moosauer, Martin 12, 20, 530
 Morosow, Nikolaus 134, 151, 754
 Mühlberg, Fried 341
 Müllenhoff, Karl 633

- Müller, Peter Franz Joseph 419
Müller, Zainab-A. 120, 508
Münster 219
Münzen, keltische 18
Muhammad 120, 463, 601
Mumien 70
Mussolini, Benito 251
Mutterleib 474
- Nabopolassar 64
Neandertaler 231
Nebra 530
 Himmelscheibe 21, 560
Nebukadnezar 294, 554
Necho I. 571
Necho II. s. Ramses II.
Nennius (= Gildas) 101
Neolithikum 9, 23, 276
Nerthus (Erdbutter) 426
Nestorius 608
Neusel, Manfred 818
Neutrinos 503
Neutronensterne 504
Nicäa, Konzil v. 181, 315, 328, 334
Niederstotzingen 817
Niemitz, Hans-Ulrich 746
Nin, Taufbecken 374
Nofretete 300
 Büste 313
Norden, Eduard 423
Normannen 708
Nubien 570
Nutation 772
- Odo, Herzog 112
Ohlig, Karl-Heinz 121, 600
Oster/streit 328
 -tafeln 168, 322
 -zyklus 321
Oswald, Hl. 704
Otte, Andreas 326, 539, 818
- Otto III. 318, 521, 718, 724, 764
- Paläographie 173, 407
Palaver-Pluralismus 445
Pangäa 502
Panodorus 330
Papyrus Gurob 70
 -urkunden 410
Parzinger, Hermann 536
Paschasius Radbertus 613
Patrick, Hl. 94, 237
Paulus Diaconus 106
Perser 46, 298, 370, 541, 556, 597,
 604
Petersberg bei Dachau 534
Phantomzeit, ma. 82, 94, 105, 120,
 130, 134, 151, 152, 156, 185,
 213, 224, 260, 317, 333, 341,
 369, 378, 389, 407, 511, 682,
 687, 717, 726, 744
 Länge der 327, 738
Pharamond, König 659
Phokas, Kaiser 319
Pianchi s. Pije
Pije (König) 574
Pippin d. J. 729
Pippin, it. König 263
Pirchl, Gerhard 564
Plattentektonik 502, 527
Plutarch 740
Pnubs (in Nubien) 573
Polbewegung 772
Political correctness 445
Popp, Volker 124
Poreč/Parenzo 256
 S. Andrea 257
Präzession 772
Preußen 443
Protestantismus 443
Protsch v. Zieten, Reiner 230, 318
Psammetich I. 64; s. Sethos I.

- Psammetich II. s. Merenptah
 Psammetich III. = Ramses IV.
 Psammis, Pharao 283
 Pseudo-Dionysius 622
 Pyramiden 42, 802
 Rampenbau 531
 Steinguss 531
 Pzerworsk-Kultur 373

 Qumran 242

 Ramat Rachel 31
 Stratigr. 32
 Ramessiden 280, 592
 Ramses II. 51, 279
 = Necho II. 72
 Ramses III. 51, 279
 Ramses IV. s. Ramessiden
 Raulff, Ulrich 236
 Realität 482
 Recht
 bajuwarisches 107
 deutsches 436
 römisches 117, 392
 westgotisches 107
 Reichel, Lee 247
 Reichskalender, karolingischer 156
 Reisner, George 573
 Remaclus/tableau 389
 Repcheck, Jack 780
 Richard der Ritter 130
 Rijeka/Fiume 249
 Ritter-Schaumburg, Heinz 627
 Robert Grosseteste 624
 Römer 77, 94, 253, 413, 534, 615,
 634, 673
 Roggenbruck, Petra 628
 Rohl, David 64, 593
 Rom 682, 729
 St. Peter 236, 513
 Rudolf v. Fulda 429

 Rühli, Frank 532
 Ruh, Kurt 622

 Sabakos, Pharao 571
 Sachsen (Stamm) 432
 Sachsen-Anhalt, archäologisch 21
 Saint-Denis 410
 Abt Hilduin 623
 Abt Suger 625
 Saïs 54
 Sakkara 37
 Salomo 31
 Salzmünder Kultur 22, 276
 Sanherib, König 576
 Saturn 563
 Sawicki, Diethard 517
 Schabaka (Pharao) 571
 Schaub, Andreas 683
 Schichtentheorie 796, 799
 Schieffer, Rudolf 350, 536
 Schiiten 318, 601
 Schlangenkult 37, 551
 Schnurkeramik 9
 Schönfeld de Reyes, Dagmar v. 185,
 343, 610
 Schöpfungsären 163, 256
 Schott, Georg Friderich 407
 Schramm, Günther 719
 Schramm, Percy Ernst 236
 Schriftentwicklung 369, 541, 551
 Schruns (Montafon) 558
 Schütte, Sven 341
 Schumacher, Gottlieb 32
 Schutrukiden 546, 553
 Schweitzer, Albert 450
 Schwerdtel, Eberhard 660
 Schwinner, Rudolf Gangolf 527
 Sed-Feste 69
 Sedimentation 780
 Seevölker 290
 Semenchkare 302

- Semnonen 425, 633
 Serapeum 64
 Sethnacht, Pharao 279
 Sethos I. = Psammetich I. 60, 571
 Sethos II. 279
 Siepe, Franz 238, 247, 265, 818
 Siepe, Ursula 247
 Sigfrid 640
 Sigibert, König 400
 Sigmund, König 639
 Silvester II., Papst 132, 725
 Sippe 470
 Siptah, Pharao 288
 Slawen 638, 670
 Solnhofen 268
 Sonnen-Finsternisse 336, 489, 762,
 774
 -zirkel 320
 Staat 393
 Stablo 389
 Stammesgesellschaft, zweigeteilte
 657
 Stapelage 79
 Starke, Ronald 343, 816
 Statistik 487
 Steiger, Otto 392
 Steinbeile
 v. Günserode 9, 276
 v. Radewell 9
 Steiner, Richard 39
 Stephenson, Francis Richard 489
 Stralow 670
 Straub, Theodor 720
 Strauß, Franz Josef 540
 Strauwitz, Jürgen v. 540
 Strobel, August 321
 Suger, Abt 625
 Sumer 44, 552, 801
 Sunniten 601
 Susa 542, 551
 Stratigraphie 542
- Svava* 627
 Symmachie 678
- Tacitus 413, 688
Annales 617
Germania 413
 Taduhepa s. Nofretete
 Taharka (Pharao) 571
 Tal-e-Maliyan (Stratigr.) 545
 Tanutamun s. Schabaka
 Tassilo I.-III. 105
 Kelch 118
 Tatarli, Grab v. 755
 Teje 303
 Tepe Yahya (Stratigr.) 542
 Tamerl, Alfred 155
 Terberger, Thomas 231
 Teufel 480
 Teutoburger Wald 618
 Theben 56
 Theoderich 111, 257, 375, 649
 Theodo, Herzog 110
 Theophanes Confessor 164, 317
 Theophanu, Kaiserin 343
 -Urkunde 408
 Thera, Eruption v. 759
Thidrekssaga 627
 Thietmar v. Merseburg 225
 Thüringer 433, 627, 675
 Thuoris, Königin 288
 Thusnelda (Gattin Armins) 428
 Tito, Josip Broz 250
 Tours- und-Poitiers-Schlacht 534
 Trichterbecher-Kultur 22
 Trier 315, 652, 753
 Reliquien 410
 Triest 249
 Trinitätslehre 450
Trudo-Vita 397
 Tuschratta-Briefe 312
 Tuscus, Thomas 130

- Tutanchamun 302, 532
- Unas, Pharaon 37
- Urkundenfälschung 407
- Uschmann, Kay-Uwe 508
- Vandalen 108, 373
- Varus/schlacht 84
- Velikovskiy, Immanuel 52, 281, 307, 569, 594, 683, 762
- Venantius Fortunatus 657
- Venedig 262
- Venus 143, 276
- Kalender 12, 22, 561
- konjunktion 14, 562
- Periode 18
- Synode 14, 276
- Verführung der Eva 554
- Vermessungen 240
- Verschörungstheorie 719
- Victoria-See 233
- Victorius v. Aquitanien 168
- Vitus, Hl. 210, 612
- Völker, Thomas 57
- Vogelherdhöhle 528
- Voigt, Ulrich 156, 321, 494
- Vollers, Karl 452
- Voltaire 419, 782
- Wahrheit 717
- Unterdrückung d. 443
- Washington, George 722
- Waldsterben 269
- Weber, Werner 458
- Wegener, Alfred 245, 502, 527
- Weishaupt, Adam 721
- Weiss, Rainer Maria 215
- Weissgerber, Klaus 244, 317, 628
- Weltende 182
- Wenamun 596
- Wenskus, Reinhard 663
- Werner, Martin 450
- West, Allan 529
- Westerburg 384
- Westwerk (W.bau) 185
- Wetzel, August 432
- Whelton, Clark 539
- Wibald v. Stablo 209, 389, 407, 435
- Widukind v. Corvey 436, 639, 724
- Wiener, Leo 425
- Wikinger 709
- Wildeshausen, St. Alexander 432
- Wilhelm d. Eroberer 709
- Willemsen, Roger 717
- Winzeler, Peter 120
- Wirklichkeit 467
- Wirsching, Armin 734, 818
- Wittekind, Susanne 389
- Wormser Konkordat 409, 520
- Yarkovsky, Osipovitch 506
- Yin-Yang 481
- Zahneisen 362
- Zainab 605
- Zankl, Heinrich 246
- Zeit 780
- Atom- 494
- definition 490
- ΔT 776
- Ephemeriden- (ET) 776
- erfindungsmotiv 317
- rechnung n. Chr. 152, 325, 713
- Universal- (UT) 776
- Zelle 787
- Zeller, Manfred 57, 123
- Ziegert, Helmut 527
- Zindel, Udo 800
- Zunft 675
- Zwillingsabsiden 268

Leserbriefe und anderes mehr

Zu Werner Benecken: „Die zwei Variablen bei einer Eklipse“ [2/07, S. 489-501].

Anfang September, noch am Urlaubsort, erhielt ich eine Email des Physikerkollegen R. Starke. Mit diesem hatte ich mich mehrfach ausgetauscht, da er der PhZT sehr skeptisch gegenübersteht, insbesondere wegen der offenbar stimmigen Rückrechnungen z.B. für die astronomischen Keilschriften. Starke schrieb (Wiedergabe mit Zustimmung des Verfassers):

„Aber schauen Sie nur, was jetzt in den aktuellen ZS passiert: Da behauptet ein Herr Benecken, Stephenson hätte die säkulare Beschleunigung des Mondes nicht beachtet, die Erde könne auf den Mond kein Drehmoment ausüben, weil sie keinen Hebelarm hat, die Lunar-Laser-Ranging Daten seien erfunden usw. usf. [...] Was soll ich davon halten?“

Daheim in Stuttgart erwarteten mich die ZS 2/2007. Allerdings lieferte die Lektüre des genannten Textes keine Antwort auf die obige Frage. Diplomatisch ausgedrückt: Ich war außerordentlich verwundert, einen solchen Beitrag in den ZS abgedruckt zu finden...

- Bei Eklipsen wären also zwei Variablen zu beachten? In Wirklichkeit sind es Dutzende!
- Benecken hat Stephenson offensichtlich gar nicht gelesen. Er beschränkt sich darauf, aus meiner kurzen Zusammenfassung in ZS 1/2006 zu zitieren, über dessen Methode zur Rekonstruktion der Erdrotation in geschichtlicher Zeit.
- Stephenson hätte die Probleme der Mondbahn nicht berücksichtigt? Der schreibt aber ein ganzes Kapitel darüber!
- Die Abweichung zwischen Ortszeit und Uhrzeit wüchse laut Stephenson linear? Stephenson geht selbstverständlich von einem näherungsweise quadratischen Anstieg aus und behandelt ausführlich die betreffenden methodischen Probleme!
- Die Erde könne auf den Mond kein Drehmoment ausüben? Nicht einmal die zitierten, mehr als anderthalb Jahrhunderte alten Überlegungen Robert Mayers zur Drehimpulserhaltung des Mond-Erde Systems finden Gnade. (In seiner Skizze – Abb. 4 – weist er dann das Gegenteil des Behaupteten nach.)
- Allerdings läuft bei ihm der 'Flutberg' dem Mond hinterher und nicht voraus.
- Der Erddurchmesser betrüge „etwas mehr als 6.378 km“ und entsprechend weit seien die „Flutberge“ voneinander entfernt? Hier werden Durchmesser und Radius verwechselt, was den daraus abgeleiteten Schlüssen nicht gut bekommt.

- Schließlich wird auch die Laser-Distanzmessung pauschal verworfen (ich hätte den Verfasser auf mehrere sachkundige Aufsätze in Optik-Fachzeitschriften der 70er Jahre hinweisen können, die ich berufsbedingt seinerzeit regelmäßig las. Tatsächlich lassen sich mit Hilfe der auf dem Mond platzierten Präzisionsreflektoren (von Zeiss/Schott) die Rechenmodelle für die Mondbewegung außerordentlich genau überprüfen).
- An keiner Stelle gibt Benecken eine Referenz zur Stützung seiner Überlegungen an. Außer dem Herkunftsnachweis des hübschen Titelbildes dienen ihm die wenigen Literaturhinweise ausnahmslos als Quellen abzulehnender Befunde.

Wie schon gesagt: Ich war außerordentlich verwundert...

Hans-E. Korth

Mammut mit Publikum

Niederstotzingen war zwei Tage lang Mittelpunkt der paläolithischen Welt. Das auf ein Alter von 35.000 Jahren geschätzte, aus Mammut-Elfenbein geschnitzte Mini-Mammut ist 2006 an der nahe gelegenen Höhle „Vogelherd“ gefunden worden [vgl. 2/2007, 528]. Nun wurde es ein Wochenende lang in Niederstotzingen gezeigt, wo man bereits ein Museum und einen Themenpark plant. Die breite Öffentlichkeit wird das 7,5 Gramm leichte, älteste Kunstwerk der Menschheit erst 2009 auf der Landesausstellung in Stuttgart zu Gesicht bekommen. Bis dahin kann über das Wort des fündigen Archäologen Walter Leitner meditiert werden: „Archäologie, das ist Suchen und Finden.“

Dorfer, Tobias (2007): 7,5 Gramm Glück. Ein Wochenende lang darf der kleine Ort Niederstotzingen das älteste Kunstwerk der Menschheit ausstellen; in SZ, 22.10. 07

Nachtrag zu Konstantin Meyl [2/2007, 502-507]:

Der im letzten Heft vorgestellte Prof. Konstantin Meyl hat einen entschiedenen Gegner in Prof. Gerhard W. Bruhn, der an der Fakultät für Mathematik der TU Darmstadt lehrt. Er argumentiert auf seiner Homepage nicht nur mit bestechendem Formelaufwand gegen Meyl und seine vielfältigen Erklärungen mit Hilfe von Neutrinos, sondern auch gegen Homöopathie und viele physikalische Sondermeinungen.

Für die Diskussion um Werner Beneckens Artikel [2/2007, 489-501] könnte unter Bruhns Rubrik „Erlesenes“ folgender Beitrag für mathematisch Denkende von Interesse sein: „Energie- und Drehimpulssatz bei Bewegungen von Massenpunkten um ein Zentrum“.

www.mathematik.tu-darmstadt.de/~bruhn/

Es sind **fünf Neuerscheinungen** von *Zeitensprünge*-Autoren aus anderen Verlagen anzuzeigen:

Diebitz, Stefan (2007): *Glanz und Elend der Philosophie*; 345 S.; omega-Verlag, Stuttgart; 27,90 €

*

Neusel, Manfred : *Mittelalterliche Bauwerke in Hessen. Häuser, Burgen, Kirchen – Versuch einer alternativen Chronologie*; Ancient Mail Verlag Werner Betz, Groß-Gerau, 167 S., zahlreiche Abb., auch farbige, 18,50 €
Indem hessische Bauern- und Bürgerhäusern, Burgen und Pfalzen, Kapellen und Kirchen vom 6. bis ins 16. Jh. verfolgt werden, entsteht ein kulturhistorisches Geflecht, das schlussendlich zwischen 650 und 850 eine 200-jährige Phantomzeit möglich erscheinen lässt. Wilhelm Kaltenstadler betont in seinem Vorwort, dass die Chronologiefrage nicht losgelöst von einem bestimmten Raum betrachtet werden sollte. Dem ist auch in *Bayern und die Phantomzeit* Rechnung getragen worden.

*

Siepe, Franz (2007): *Die Farben des Eros. Das Schönheitsideal im Wandel der Zeiten*; Wolf Jobst Siedler Verlag, 176 S., 21 Abb., 18,- €

*

Wirsching, Armin: *Die Pyramiden von Giza – Mathematik in Stein gebaut. Stationen der Sonne auf ihrem Lauf durch das Jahr*; Books on Demand GmbH, Norderstedt, 107 S. 9,80 €.

Enthalten sind die beiden Vorträge auf den *Zeitensprünge*-Jahrestagungen von 2003 und 2005 über die altägyptische Berechnung des Erdumfangs und über die Entsprechungen des Cheops-Sarkophags und der Pyramide. In ihm sah er auch den Maßträger für die Erde und das Himmelsgewölbe, wo weder *Göttinger Miszellen* noch *Zeitensprünge* [2/2005, 266 f.] weiter folgen wollten.

*

Und *die Festschrift*:

Otte, Andreas (Hrsg.): *Zeitenspringer. Heribert Illig zum 60. Geburtstag*; Verlag Andreas Otte, Oerlinghausen; 171 S., 36 Abbildungen, zuzüglich eines wie versteinert wirkenden Karl d. Gr. 1 Herausgeber, 9 Mitherausgeber und weitere 24 Autoren auf vielfältigen Pfaden; inkorporiert eine Chronik nicht nur der Chronologie-Kritik in Deutschland. 19,95 €.

Mantis Verlag (Preise für Abonnenten inklusive Inlandsporto)

Heinsohn, Gunnar (²2007): Die Sumerer gab es nicht. Von den Phantom-Imperien der Lehrbücher zur wirklichen Epochenabfolge in Südmesopotamien. 311 S., Pb.; 19,90 €, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 18,50 €

Kerner, Martin (2007): Vom Steinbeil zum Pantheon. Kulturgeschichte der Kalendarik. 197 S., ca. 55 Abb., gebunden; 18,90 €, für Abo. 17,50 €

Kerner, Martin (2006): Bronzezeitliche Astronomie. Die Bronzescheibe von Nebra. 368 S., ca. 85 Abb., gebunden: 24,90 €, für Abo. 22,- €

Heinsohn, Gunnar (⁵2006): Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit 158 S., 42 Abb., Pb., 13,90 €, für Abo. 12,- €

Illig, Heribert (²2005): Die veraltete Vorzeit. Eine neue Chronologie der Prähistorie. 240 S., zahlreiche Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Thiel, Werner (2005): Schwert aus Pergament, Roman, 200 S., Pb., 7,90 €

Birken, Andreas (2004): Neuer Atlas zur Geschichte des alten Orients Karten und Regentenlisten. CD, für ZS-Abonnenten (= für Abo.) 17,50 €

Heidrich, Specht K. (2004): Mykenische Geschichten- Von Phoroneus bis Odysseus, von Atlantis bis Troia. 416 S., 24,50 €, für Abo. 21,50 €

Heinsohn, Gunnar · Illig, Heribert (⁵2003): Wann lebten die Pharaonen? 503 S., 192 Abb., Pb., 27,61 €, für Abo. 24,- €

Illig, Heribert · Löhner, Franz (⁶2003): Der Bau der Cheopspyramide nach der Rampenzeit. 270 S., 127 Abb., Pb., 18,41 €, für Abo. 16,- €

Weissgerber, Klaus (2003): Ungarns wirkliche Frühgeschichte 325 S., 35 Abb.seiten, Pb. 19,80 €, für Abo. 17,50 €

Illig, Heribert · Anwander, Gerhard (2002): Bayern in der Phantomzeit Archäologie widerlegt Urkunden des frühen Mittelalters. Zwei Bände 958 S., 346 Abb., 2 Pb.; 29,80 €, für Abo. 25,- €

Menting, Georg (2002): Die kurze Geschichte des Waldes. Plädoyer für eine Kürzung der Waldgeschichte 170 S., 34 Abb., Pb.; 14,90 €, für Abo. 13,-

Siepe, Franz (2002): Fragen der Marienverehrung. Anfänge, Frühmittelalter, Schwarze Madonnen. 240 Seiten, 16 Abb., Pb.; 17,90 €, für Abo. 15,- €

Tamerl, Alfred (1999): Hrotsvith von Gandersheim. Eine Entmystifizierung 327 S., 17 Abb., Pb., 20,40 €, für Abo. 9,90 €

Heinsohn, Gunnar (²1997): Wer herrschte im Indus? Die wiedergefundenen Imperien der Meder/Perser. 102 S., 43 Abb., Pb., 10,23 €, für Abo. 5,-

Illig, Heribert (³1996): Hat Karl der Große je gelebt? 405 S., Pb., Vorläufer des ‚Erfundenen Mittelalters‘, für Abo. 5,- €

Sonnenschmidt, Reinhard (1994): Mythos, Trauma und Gewalt in archaischen Gesellschaften 131 S., 25 Abb., Pb., 11,25 €, für Abo. 5,- €

Zeitensprünge

Interdisziplinäres Bulletin

(vorm. 'Vorzeit-Frühzeit-Gegenwart')

Jahrgang 19, Heft 3, Dezember 2007

- 539 Editorial
541 Gunnar Heinsohn: Elam
550 Wilhelm Kaltenstadler: Frauen und Schlangen im alten Elam.
558 Martin Kerner: Die monolithische Kreisplatte vom Kloster
Gauenstein bei Schruns im Montafon
566 Klaus Weissgerber: Die schwarzen Pharaonen. Ägyptens 25.
Dynastie (Aegyptiaca IX)
592 K. Weissgerber: Von Ramses IV. zu Ramses XI. „Pharaonen“
der Perserzeit (Aegyptiaca X)
600 Zainab A. Müller: Zur Gleichsetzung von Ali und Arius und zur
Identität der Arianer
610 Franz Kloppenburg: Das Westwerk von Corvey – ein Problem
ohne Ende?
617 Andreas Otte: Die *Annales* 1-6 des Tacitus. Eine Betrachtung
622 Heribert Illig: Verdoppelter Pseudo-Dionysius
627 Alexander Glahn: Die Thüringer im Lichte der *Thidrekssaga*
657 Z.A. Müller: Die Franken sind kein „Stamm“. Neuerlicher
Versuch, ihre Identität zu erhellen
682 Dekadenz und Aachens Aufschwung. Frühmittelalter-Forschung
687 Renate Laszlo: In England gehen die Uhren anders. Die nor-
mannische Eroberung Englands – zeitverschoben
717 H. Illig: Von Willemsen bis Weishaupt. Von alten und neuen
Lügen
724 Hans-E. Korth: Chronologie und Überlieferungen. Phantomzeit
ohne Verschwörung
744 H.-E. Korth: Chronologie und Naturwissenschaft. Wie weit trägt
die Phantomzeit-These?
767 Tom Reinhard / H. Illig: Zwischen Erde und Mond. Zahlen- und
Messprobleme
780 H. Illig: James Hutton: *noch* einer, der die Zeit fand. Rezension
784 H. Illig: Biologie beim Ägyptologen. Jean Jacques Barthélemy
787 Stefan Diebitz: Deus ex machina. Die Bibel des *Intelligent
Design* ist jetzt auf Deutsch erschienen
798 Franz Siepe: Philosophie und Humanität. Eine Rezension
800 H. Illig: Thor Heyerdahl – erneut desavouiert. Zum 5. Todestag
803 Register für den 1. Jahrgang, 2007
816 Leserbriefe und anderes mehr
819 Verlagshinweise

ISSN: 0947-7233